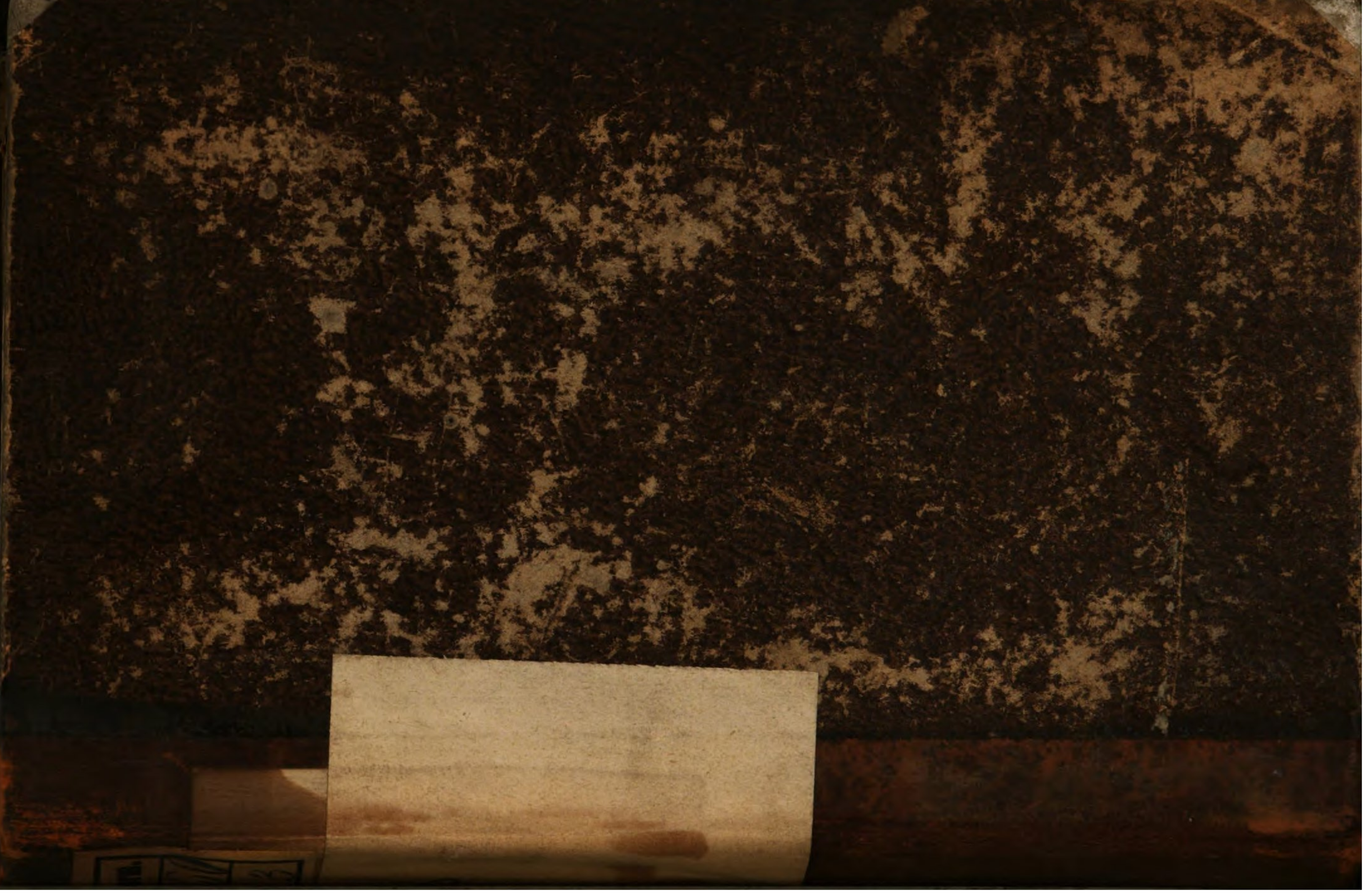

P. o. germ. 11.

1960 d

63.

Lechevitz

30981.

# Der Bruder der Braut

oder

## Sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne.

Ein Roman

Bayerische Staatsbibliothek München

von

## Friedrich von Uechtritz.

Dritter Band.

Landauer'sche LB BIBLIOTHEK Schöppingen

---

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1860.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Mutter des Erschlagenen | 1 |
| Der Furchtsame ein Held | 87 |
| Das Grab in der Gartenecke | 137 |
| Wiedersehen | 203 |
| Kampf, Sieg und Friede | 301 |

Bayerische Staatsbibliothek München

# Die Mutter des Erschlagenen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Erstes Kapitel.

Durch den glorreichen Tag von Aspern war die Aussicht auf eine Erhebung Preußens im Anschlusse an das ringende Oesterreich von neuem mächtig angeregt worden. In den Kreisen der deutschen Patrioten, deren Sache damals mit der Sache Oesterreichs zusammenging, hoffte man, daß die Kriegserklärung Preußens das Signal zu einem weit und weiter greifenden Volksaufstande im Rücken des vor der muthigen Abwehr, auf die er gestoßen, zurückgeprallten und betroffen an den Ufern der Donau lagernden Zwingherrn geben werde. Wie mißlich drohte dann in der Ferne und Geschiedenheit von Frankreich, worin er sich befand, seine Lage zu werden! Schon gewann es den Anschein, daß es sich mit seinem Glücksterne zum Untergang neige, daß er die Verheißung an seine Soldaten beim Ausbruche des Krieges: dies solle sein letzter Feldzug in Deutschland sein, als eines jener doppeldeutigen Orakel gesprochen,

welches sich verhängnißvoll wider ihn selber wende. — Ueber seine eignen Lippen sind während dieses Feldzugs die Worte gekommen: fort aus diesem Kriege! sonst sind wir von tausend Vendeen umringt.

Von Seiten der preußischen Regierung war bereits manches geschehen, was ihre feindliche Stimmung wider Frankreich verrieth und sie in den Augen Napoleons compromittiren mußte. Um so mehr drängten die patriotisch Gesinnten in der Umgebung des Königs unter Hinweisung auf die unausbleibliche Folge dieser compromittirenden Schritte, sich zu dem Entschlusse, der allein Rettung verheiße, zu ermannen. Ein von Oesterreich an den preußischen Hof entsandter Unterhändler mühte sich in Königsberg zu dem nämlichen Zwecke. Der Eifer der Besprechungen, Berathungen, Verabredungen war unter diesen Umständen in der patriotischen Partei zu einem Grade gestiegen, als habe man Hoffnung, schon in den nächsten Stunden ganz Norddeutschland in Flammen des Aufstandes zu sehen, als gelte es, sich für eine augenblickliche Ausführung des Ungeheuersten in Bereitschaft zu setzen.

Die politischen Freunde unsres Ferdinand hatten mit Staunen wahrnehmen müssen, daß, während ihr Eifer von Tage zu Tage stieg, das Interesse ihres

Gesinnungsgenossen an den Angelegenheiten des Vaterlandes in höchst auffälliger Art zu erkalten schien. Er, der gewohnt war, bei den Gesprächen über Alles, was das Heil Deutschlands anging, lebhafter als andere sein Wort dazu zu geben, saß jetzt unter der Last des Bannes, welchen die Kämpfe seines innern Lebens auf seine Seele legten, bei einer Unterredung über die abermalige Erhebung und Befreiung Tirols, die in seinem Beisein mit begeisterter Wärme geführt wurde, stumm und unachtsam, als verstehe er die Sprache nicht, in der man verhandelte. Er war in einer Zusammenkunft, die zur Berathung über eingegangene wichtige Nachrichten gehalten wurde, ohne einen Vorwand der Entschuldigung ausgeblieben, hatte auf die ihm zugebrachten Mittheilungen über das Besprochene und Beschlossene mit zerstreutem Ohre, ohne seinerseits darauf einzugehen oder einen Laut der Theilnahme und Beachtung zu äußern, gehört. Nur den deutlichsten Kennzeichen einer schwermüthigen Seelenverstimmung, die an ihm hervortraten, war es zu danken, daß man ihm seine plötzliche unmotivirte Erschlaffung nicht schlimmer, als es der Fall war, verübelte und mehr mit Augen einer mitleidigen Verwunderung, als des Aergers und Zornes auf den sich vereinsamenden Grübler und Träumer blickte.

Man konnte zu keinem rechten Zorne wider ihn kommen, da er (mitten in all seinem Brautglücke) von einem neuen Anfalle des hypochondrischen, menschenscheuen, trübseligen Mißmuthes heimgesucht zu werden schien, woran er schon vor Jahren gelitten hatte.

Das wieder aufgelebte Bild seiner That und Emmelinens Erscheinen hatte ihn nicht bloß dadurch in seinen patriotischen Interessen gestört, daß es so Geist als Gemüth in ihm völlig in Beschlag nahm, ihnen eine andere, nach einer andern Richtung hin absorbirende Beschäftigung gab. Auch ein Gefühl des Unwerthes, für eine so edle Sache thätig zu sein, war in ihm rege geworden und hatte ihn in dem Gedanken und Vorsatze einer neuerfrischten Mitwirkung zur Befreiung des Vaterlandes, als er sich einmal dazu aufzuraffen suchte, entmuthigt. Er hatte sich bisher (so nach dem Hintergrunde seiner Seele zurückgewichen und durch Beichte und kirchliche Tröstung beschwichtigt wie die Erinnerung war) von einem derartigen Gefühle in seiner patriotischen Begeisterung nicht bedrückt und gehemmt gefunden. Vielmehr läßt sich behaupten, daß der dunkle Nachhall seiner That mit der Beschaffenheit der geheimen, verschwörungsartigen Plane, die er zu berathen und zu fördern berufen wurde, gut genug zusammenstimmte und die

romantisch tragische Vorstellung einer in Blut und Opfer zu leistenden Buße ihn bei seinen patriotischen Bestrebungen eher stärken half. Aber der Eindruck der Mitbesudelung, den er durch die Begegnung mit der sittlichen Versunkenheit Emmelinens empfangen hatte und welcher auf den Eindruck seiner Schuld überhaupt als einer Besudelung seines Seelenadels zurückwirkte, beklemmte ihn bei dem Gedanken, mit solchem Makel unter der zu offenem Kampfe entrollten Heerfahne Preußens fechten und sich einen Platz in den Reihen Derer anmaßen zu sollen, die als die besten Söhne Deutschlands für dessen Rettung rängen. Es war als sei ihm, wo nicht das Recht entzogen, eine so edle Stellung und Rolle zu theilen, doch die Freudigkeit und Frische der Begeisterung daran für immer auf das herbste verkümmert.

Aber seine Seele athmete jetzt nicht nur wieder freier auf, sondern — Dank der Erleuchtung aus der Tiefe religiöser Erkenntniß, womit er im Verhältnisse zu Marien so reich begnadigt worden — auch sein entmuthigender Zweifel an seiner Würdigkeit zum Mitstreiter für das Vaterland sah sich gehoben. Als dieser Zweifel in einer verzagteren Stunde der Anfechtung noch einmal aufzucken wollte, gelang es ihm, denselben mit siegreicher Glaubensmacht von

sich abzuwehren. Ein freudiges Bewußtsein, das in seiner Seele aufging, versicherte ihn, daß er sich, so gewiß er auf seine Versöhnung mit Gott und sein Verhältniß der Kindschaft zu diesem vertrauen dürfe, so gewiß für werth halten dürfe, sich an allem Großen und Edlen der Erde als Vollberechtigter zu betheiligen. Wahrlich, wahrlich, so rief es mit einer Art von heiligem Siegesgefühle in ihm, der Bürger des Gottesreiches ist auch zum Vollbürger Preußens und Deutschlands verwerthet!

Man sah ihn jetzt wieder mit Interesse und Eifer an den Unterredungen und Ueberlegungen theilnehmen, die über die Zukunft des Vaterlandes gepflogen wurden. Noch war nichts geschehen, um die nach Aspern aufgestrahlte Hoffnung niederzuschlagen, wenn auch schon manches, um sie herabzustimmen. Das Verhalten des Erzherzogs und seines stark gelichteten, kampfesmüden Heeres entsprach nicht den Erwartungen, welche man hinsichts der Bedeutung und Benutzung des Erfolges bei Aspern gehegt hatte. Seit Wochen lagen sich die feindlichen Heere abwartend gegenüber. Von beiden Seiten zog man Verstärkungen heran. Unbestimmte besorgliche Gerüchte erzählten von der ungeheuern Thätigkeit, den Anstrengungen Napoleons, um den Kampf mit überlegener

Macht erneuern zu können. In ungeduldiger Spannung flossen die Stunden hin; als anstatt der neuen Siegesbotschaften, auf die man noch immer zu hoffen wagte, Schlag auf Schlag die Nachrichten von der, wenn auch heldenhaft durchstrittenen, doch unzweifelhaft verlorenen Schlacht bei Wagram, von dem Rückzuge der Oesterreicher nach Mähren, von dem Abschlusse eines ungünstigen Waffenstillstandes in Znaim, von dem Einmarsche Lefebvre's in Innspruck eintrafen. Noch hielt sich die Hoffnung der deutschen Patrioten durch die Aussicht auf die Landung eines englischen Heeres an der Weser und die mit dessen Hülfe zu organisirende Insurrection des nördlichen Deutschlands aufrecht. Man hörte von der Einschiffung einer ansehnlichen Heeresmacht; aber statt nach der deutschen Nordseeküste wandte sich die mächtige Flotte nach der Schelde und der Insel Walcheren, wo der ausgeschifften Mannschaft an Stelle einer ruhmvollen, vielleicht entscheidenden Wirksamkeit im Norden Deutschlands ein fast gänzliches Mißlingen ihres Unternehmens und zum großen Theile der Untergang in den Sumpffiebern von Walcheren verhängt war. Zugleich erfuhr man, daß die Friedenspartei in Oesterreich täglich mehr Fuß gewinne. Nur ein kühles, der Abneigung ähnliches Eingehen

äußerte sich von dorther in Bezug auf die in Aussicht gestellte Insurrection der norddeutschen Volksstämme. Die Unterhandlungen in Königsberg zwischen den Regierungen Preußens und Oesterreichs waren in Folge des unzarten, den König mit Recht verletzenden Ungestüms, womit sie geführt wurden, und des anmaßlichen Versuches, ihn zur Beistimmung zu zwingen, bereits in den Tagen der Schlacht von Wagram zum Abbruch gekommen.

Worauf blieb für ein patriotisches Herz noch vernünftigerweise eine Hoffnung der Abwendung des herandrohenden Friedensschlusses und des Umschwunges zum Siege zu setzen? Nichts als ein zähes Harren auf eine unvorauszusehende Wendung der Dinge, von der man sich sagen mußte, daß alle Gründe der Vernunft und Wahrscheinlichkeit dawider sprächen, schien noch gestattet und wurde — nach der Sinnes- und Denkweise, wie sie einer an den Rand des Unterliegens gedrängten Partei gewöhnlich ist — wirklich von den Meisten, darunter Ferdinand, zur letzten Zuflucht erwählt. Auch sollte sich hier, wo es sich nicht von einem einseitigen Parteiinteresse, sondern von einer Sache handelte, für die alle edlen Herzen in Deutschland schlugen, der für den Augenblick eitle Verzweiflungstrost, an den man sich

klammerte, in dem endlichen Ausgange, den eine spätere glücklichere Zeit brachte, als ein ächter bewähren.

Es bedarf keiner Schilderung, wie schwer diese Stimmung auf unsrem Freunde lastete; obschon die von der Zähigkeit jenes Harrens nur kümmerlich aufgehellte Trauer um das Loos des Vaterlandes gegen den düsteren Kampf in den Abgründen des persönlichen Lebens, den er hatte kämpfen müssen, fast als licht und milde erschien. Trug sie doch den Charakter eines sich gegen die Schläge des Schicksals männlich spannenden Muthes, eines mit männlicher Fassung Erduldbaren, ja in der Macht, die sie übte, ihn sich selbst zu entziehen und vor einem Rückfalle in die Schreckniss seines angstvollen Seelenringens zu wahren, den Charakter einer Wohlthat, eines heilkräftigen Schutzes.

Je verzweiflungstrüber sich der Horizont des Vaterlandes bewölkte, je mehr das letzte Glimmen einer Hoffnung erlosch, für dasselbe so bald mit muthiger That einstehen zu können, um so freier, häufiger, sehnsüchtiger wandten sich die Gedanken Ferdinands nach Marien hin. In diesen Tagen ging ein Brief der Geliebten bei ihm ein, durch welchen sein Vorhaben eines Besuches in Schlesien auf dem Gute der Gräfin vollends entschieden wurde.

## Zweites Kapitel.

Es sieht auch bei uns gar trübselig und niedergeschlagen aus, lautete der Brief. Die Mutter ist seit den bösen Nachrichten aus Oesterreich kaum wiederzuerkennen. Sie war durch die Nachricht von Aspern so gar sehr beglückt worden, so vertraulich und milde zu mir geworden, wie nie zuvor, daß ich zuweilen ein rechtes Herz zu ihr fassen konnte. Jetzt sitzt sie halbe Tage lang verdrießlich vor sich hin brütend oder schilt nur dazwischen, wenn ihr jemand zu nahe kommt, kurz und heftig über dieses und jenes. Auch meine Nähe scheint ihr zur Last; sie hat mich schon ein paarmal, wenn ich mich mit meiner Stickerei neben sie setzen wollte, barsch fortgewiesen. Auch ich kann ihr nichts mehr recht machen.

Weiß Gott, ich fühle es auch, was für ein Ungeheuer der Napoleon ist und wie traurig es ist, daß er wieder als Sieger aus dem Kampfe geht. Aber — verzeih' mir Gott die Sünde — in all den

Kummer mischt sich doch für mich ein frohes Gefühl — wenn ich an dich denke; — daß du nun bald kommen kannst, daß dich nun bald nichts mehr zurückhält.

Es ist unrecht, sich aus so traurigen Dingen eine lichte Hoffnung und Aussicht auf unsägliche Freude zu nehmen. Aber seit sich Alles für das Vaterland so schlimm stellt, daß keine Möglichkeit mehr zu bleiben scheint, etwas dafür thun zu können — ich muß dir nur gestehen, wie thöricht ich bin. Bei jedem Spaziergange überkommt mich, wenn ich mich nach Hause zurückwende, eine Spannung, ob du mir nicht aus der Thüre entgegentreten wirst oder Lisette mir entgegenstürzen: er ist da! — Ich bin dann eine Weile wie verblüfft, wenn ich dich nicht finde. Auch auf dem Spaziergange selber, während ich in Gebüsch und Wald vor mich hin schleiche, fahre ich oft bei einem Windstoße, der im Laube rauscht, zusammen: da ist er!

Die Mutter ist zum Besuche bei einer kranken Nachbarin aus und wird erst am späten Abend zurückkommen, so daß ich dir heute ganz ungestört mit ganzer Seele gehören, mich so recht still und heimlich mit dir beschäftigen kann. Ich habe mir meine Schreibmappe hier auf den Tisch vor der Bank am

Schlosse herausgebracht. Es ist ein gar hübsches Plätzchen, auf dem du gern bei mir sitzen würdest. Links der Blick auf die Riesenberge, die sich neben und hintereinander höher und höher, bis zur gewaltigen Schneekoppe, erheben; die wohlgepflegten Blumen — Nelken, Levkojen, Reseda, — die bunt und duftig den Rand des Platzes verzieren; die Wiese mit ihrem frischen grünen Grase den Hügel hinab; unten das Gesprudel des Baches, dessen murmelnder Abfall durch die Fugen der Steinblöcke bis hier herauftönt; gegenüber, am jenseitigen Ufer hin, die majestätische Gruppe von hohen alten Linden und Buchen, in der Mitte die zwei stolz und voll aufsteigenden Pappeln! — Das Gewitter ist vorbeigezogen, nur einzelne ferne Donnerschläge hallen aus der abziehenden Wetterschicht, die sich schwarz am Horizonte aufthürmt, herüber. Die Luft hat sich sanft und lieblich gekühlt und die Abendsonne scheint so prächtig in die finstern Wolkenmassen — —

Ich sitze wohl schon eine Viertelstunde, die Feder in der Hand, und vergesse über dem Denken an dich, dir zu schreiben. Wohl eine Viertelstunde habe ich so gesessen, in den Abendhimmel vor mir hineinsinnend, und drüben in den dunkeln, goldbesäumten Wolken warst du!

Es ist was wundersam Mildes und Beruhigendes und Beseligendes in dem Lichte, das auf den breiten vollen Baumwipfeln ruht, so was Herrliches, daß einem die Thränen vor Rührung und Seligkeit in die Augen kommen. Weißt du, daß mir ein Abend in Berlin, wo du einmal so schön von dem Heilande sprachst, eben jetzt mit der Erinnerung an dich recht lebendig vor die Seele getreten ist. Da drüben das Licht auf den Baumwipfeln und die finstern Wolken dahinter, ist das nicht recht wie ein Abglanz der reinen himmlischen Seele Jesu, nicht auch wie ein Strahl der erbarmenden Gnade Gottes in das wirre Weltwesen, wodurch selbst Uebel und Leid zur Harmonie und Versöhnung wird?

Selbst Uebel und Leid zur Harmonie und Versöhnung — und dein Bild hat sie in den Wolken gesehen? lispelte Ferdinand vor sich hin. Ahnt sie, wie es in dir aussieht und was du der göttlichen Gnade verdankst?

Obwohl ich von Trübsal, fuhr das Schreiben fort, eigentlich nur noch wie im Traume spreche; seit du mein bist, seit sich meine Seele an dich anschmiegen, zu dir aufblicken, von dir lernen kann. Ich armes unwissendes Kind, ich habe bis jetzt nicht viel gelernt; aber durch dich werde ich noch ganz klug werden.

Ich bin so eitel, daß ich dir gleich eine Probe geben möchte; doch auch wieder keine Probe, denn gerade die Weisheit, mit der ich vor dir prunken möchte, kommt nicht von dir; obwohl ja im Grunde alles Bessere, das ich leiste, von dir kommt. Du wirst gewiß ganz neugierig und meinst Wunder was ich dir vorrühmen will; auch habe ich schon kaum mehr den Muth dazu. Doch möchte ich gern wissen, was du zu meinem Einfalle sagst. Gedenkst du wohl noch, wie einmal im Winter bei der Geheimeräthin soviel über Genie und Talent und über den Unterschied von beiden verhandelt wurde; mir wurde ganz wirr im Kopfe davon, weil ich es gern begriffen hätte. Ich hatte seitdem nicht weiter daran gedacht; doch ein Gedicht, worin eine Stelle vom bösen Geiste König Sauls ist, lockte mich gestern, die ganze Geschichte von Saul und David in der Bibel nachzulesen. Dabei fiel mir nun auf einmal ein — denn in der Bibel steht nichts davon, — ob nicht von den beiden David das Genie gewesen und Saul das Talent; weil David so ganz und gesund aus Gott belebt und gekräftigt war, so voll freudiger Zuversicht und Leichtigkeit des Gelingens, auch wenn ihm ein Goliath gegenüberstand, als könne es nicht anders sein; so herrlich, ohne zu wissen, worin und

warum, und daher bei aller Herrlichkeit demüthig und anspruchslos; dagegen Saul nur halbwege und zeitweise von Gott erfüllt, selbstwillig und neidisch, voll Mißmuth und Eifersucht, sein Verdienst ängstlich festhaltend. — Freilich kommt mir eben ein Bedenken; denn Napoleon muß man doch auch ein Genie nennen, und aus Gott ist der doch wahrlich nicht.

Ich habe es mir gestern im Walde ordentlich ausgemalt, mich ordentlich hineingeträumt, wie der Johanna d'Arc zu Muthe sein mußte, als unter der Wundereiche die Erscheinung zu ihr sprach, und nachher, da sie das Banner trug. Mir wurde ganz schwindelig, als ich mir nahe vorhielt, ob ich die Probe bestehen würde. — Es war mir nur lieb, als ich Abends von unsrem Geistlichen, der zum Besuche kam, hörte, daß die geschichtliche Johanna bloß als begeisterte Heerführerin vor ihrem Volke gezogen ist, nicht so miteingehauen und mitgewürgt hat, wie sie bei Schiller thut. O es muß schön sein, vor seinem Volke herzureiten, hoch das Banner in der Hand, das es nach Gottes Weisung zum Siege führt! — Doch so unerbittlich und grausam, wie sie sich gegen den armen flehenden Montgomery zeigt — die Scene hat mir immer das Herz umgekehrt. Ich

könnte mir so was, auch wenn es mir eine Erscheinung vom Himmel hieße, nicht zutrauen. Doch der barmherzige Gott wird auch das von einem Weibe nicht fordern.

Die Mutter schalt mich heute morgen, daß ich nicht mehr Sinn für das Mißgeschick des Vaterlandes habe, weil sie mir in der trüben Zeit jetzt mein Glück anmerkt. Ich fühlte mich zu bange, ihr entgegenzutreten, obschon sie mir Unrecht thut. Liebe ich in dir nicht mein Vaterland? Du bist mir mein Vaterland. In dir sehe ich es, habe ich es, so edel, so thatwillig, so heldenmuthig! Was kannst du dafür, daß die Stunde, auf die du dich mit so vielen Edlen und Tapfern spanntest, nicht gekommen ist!

Du schriebst noch erst kürzlich, wie sehr du dich auch nach mir sehntest, und daß du nur unter den jetzigen Conjuncturen, so lange der letzte Schein von Möglichkeit einer kriegerischen Erhebung Preußens gegen den Wütherich bleibe, nicht von deinem Posten und aus der Umgebung heraus wolltest, auf die dann zunächst von dir einzuwirken sein würde. Der letzte Schein ist ja nun — so meint wenigstens die Mutter, die es doch versteht — erloschen, und hier würdest du Allen so viel Freude machen.

Denn auch die Mutter verlangt sehr nach dir.

Sie trug mir auf, als sie heute in den Wagen stieg — da sie wußte, daß ich vorhatte, dir zu schreiben — schreibe ihm, sagte sie, daß es mein dringender Wunsch ist, mich bald einmal recht aus dem Grunde mit ihm über die jüngsten traurigen Ereignisse auszusprechen. Es thue mir noth, schreibe ihm!

Sie war ganz weich dabei geworden; eine Thräne trat ihr in's Auge; während sie sich in der letzten Zeit fast immer finster und schroff bezeigt hat. Du bist der Einzige, der ihr Gemüth jetzt wieder heiterer, oder doch ergebener und geduldiger stimmen könnte. Also — nicht bloß um meinetwillen — komm! komm!

Er befahl sofort das Einpacken der nöthigen Reiseeffecten, ordnete an, was in der Landwirthschaft während seiner Abwesenheit zu verrichten sei. — In leichter offener Kalesche, von der knallenden Peitsche der durch die Aussicht auf ein reichliches Trinkgeld befeuerten Postillone gefördert, rollte er hinter munter trabenden Rossen auf der Straße nach Schlesien. Die Sonne strahlte, die Luft ruhte so heiß und hauchlos, als es für Freunde des Sonnenscheins und der Sonnenwärme, unter die wir unsern Ferdinand zählen dürfen, die volle Sommerherrlichkeit eines wind- und wolkenlosen Julitages nur immer

gewähren kann. Selbst die angenehme Ermattung, in die er sich durch die still brütende Hitze (mit halbgeschlossenem halbschlummerndem Auge in die staubige, fruchtschwellende Welt um ihn her hinaus=träumend) gewiegt fühlte, selbst diese Ermattung trug dazu bei, seiner Seele die Neigung und Kraft zu einer Beschäftigung mit andern Bildern, als die ihm in buntem Wechsel von Wald und Feld, von Dörfern und Rittersitzen, von dicht mit Aepfeln be=lasteten Obstbäumen und ährenschwer reifendem Rog=gen, von Gärten und Wiesen vorüberschwebten, zu nehmen. Am Abende des dritten Tages hielt er vor dem Schlosse der Gräfin und stand einige Augen=blicke darauf von den Armen der die Treppe am Schloßberge mit jubelndem Ausrufe niedereilenden Marie, unter hellen Freudenthränen auf ihren rosen=frischen Wangen, umschlungen.

Ein niedriges, aber sonst wohl beschaffenes Zimmer in der Wohnung des Verwalters dem Schlosse gegen=über, wohin, wie er hörte, nach Ordnung des Hauses die männlichen Besucher der Damen verwiesen zu werden pflegten, fand sich in Erwartung seiner nahen Ankunft nicht bloß höchst sorgfältig gesäubert und aufgeräumt, sondern auch mit soviel Annehmlich=keiten und Nettigkeiten, wie noch für keinen Vor=

bewohner, versehen. Der willkommene Gast, durch die trefflichste saure Milch und anderes Gute erquickt, wurde von der Gräfin selbst und Marien, als es nach dem Ausspruche der ersteren Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, unter dem klaren Nachthimmel über den Hof bis zur Thüre des Verwalterhauses geleitet, von wo ihn die Verwalterin weiter mit angezündeter Kerze nach dem ihm bestimmten Gemache führte. Die Fenster des nach hinten gelegenen Zimmers öffneten sich zu einer freundlichen Aussicht auf das Dorf und die auf den Absätzen des hügeligen Thalzuges malerisch verstreuten Gebäude desselben. Noch eine längere Weile labte er sich an der beim Sternenlicht unsicher verschwimmenden Aussicht und der ihn anwehenden Nachtkühle am offenen Fenster. Es war, als athme er mit jedem Athemzuge den Frieden und die Stille draußen tiefer in sein wallendes Herz, und er entschlummerte sanft als ein Glücklicher beim Rauschen des Baches, der seinen Weg dicht unter den Fenstern vorbeinahm.

## Drittes Kapitel.

Zwar hatte ihm, als ihn die Worte des Postillons: da sind wir schon am Garten der Frau Gräfin! und die Hindeutung desselben auf ein Gartenhaus links am Wege im Vorüberfahren aufmerksam machten, daß er nun dem Wohnsitze seiner Braut und dem Wiedersehen mit ihr nahe sei, doch wie ein Schreck durch die Seele gezuckt. Wir brauchen auch zur Erklärung nicht erst ein Vorgefühl der schlimmen Stunde zu Hülfe zu nehmen, die ihm in Kurzem in diesem Pavillon zu erleben bevorstand. Er hatte zu schwere Seelennöthe bestehen müssen, als daß das Andenken daran im Momente der nahenden Begegnung mit Ihr, welche so innig in sein Dasein verwebt und deren Liebesbund mit ihm die hauptsächlichste oder doch wirksamste Quelle zu jenen Bedrängnissen geworden war, sich nicht noch einmal in ihm beängstigend hätte aufbäumen sollen.

Aber der so natürlich freudige Empfang, das

kindlich glückliche Wesen Mariens, der alle Nebel seines Innern siegreich durchstrahlende Glanz von Wonne und Liebe in ihren Augen, die überzeugende Macht, welche, wir möchten sagen, die unmittelbare sinnliche Gegenwart seines Glückes übte, verscheuchten bald die ihn bedrückende Wolke. Von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde lebte er sich in ein immer unbefangeneres Verhalten hinein, ohne daß weder seiner Braut, noch der Gräfin, die beide in seiner anfänglichen Befangenheit nur ein Hervordunkeln patriotischer Trauer über den abermaligen Niedersturz der herrlichsten Hoffnungen und den Jammerausgang der edelsten Anstrengungen zu erblicken gemeint hatten, irgend ein Argwohn gekommen wäre. Die politischen Herzensergießungen im Verkehre mit der Mutter nahmen den besten, für Marien und wohl auch für Ferdinand zuweilen nur zu ergiebigen Fortgang. Auch fand sich trotz dieser ergiebigen Fülle fast täglich die eine und andre Gelegenheit zu traulichem Zwiegespräche und ungestörtem Geplauder mit der Geliebten, dessen Seligkeit für ihn nur selten durch einen Anflug und Anklang der geheimen Seelenqualen seiner jüngsten Vergangenheit getrübt wurde. Vermochten doch dergleichen böse Nachklänge vor dem fröhlichen, ihn wie

mit heilendem Zauberliede oder mit dem Zauberspruche einer Fee den Grillenfängereien seines Innern entführenden Unschuldsgekose Mariens nicht lange auszudauern; zumal da der heilige Trost, den er in gottbegnadigter Stunde empfangen, ihn vor jedem Uebermaße des Rückfalls in die Abgründe seiner Seelenangst schirmte und jene Nachklänge nie bis über ein leichter besiegliches Maß schwellen ließ.

Bloß ein paar kurze Besuche aus der Nachbarschaft, mit welcher die Gräfin wenig Verkehr hielt, fanden während seines Aufenthaltes statt; so daß er sich meistens mit den Damen allein sah. Doch kam auch ein alter Familienfreund, dessen Gut eine halbe Tagereise entfernt lag, zu längerem Besuche. Es war ein behaglicher Fünfziger, dessen Gegenwart nicht beschwerlich fiel, sondern nur geeignet war, das Element einer heitern Gemüthlichkeit, in welchem sein eigenes Wesen lebte und webte, um sich her zu verbreiten und dem Zusammensein den Ausdruck dieses Elementes zu geben. Die Stimmung der Gräfin hatte sich schon seit dem Eintreffen Ferdinands merklich aufgeheitert und begütigt; was wir theils dem Wohlwollen, womit sie auf ihn blickte, zuschreiben müssen, theils der gründlichen Erleichterung in Entladung ihres patriotischen Unmuthes, die ihr

dadurch geworden war. Von allen Seiten — nicht bloß von Marien, sondern auch von dem alten Kammerdiener, dem Kutscher, der Kammerfrau, dem Verwalter — waren unsrem Melwitz darüber Aeußerungen der Freude und Dankbarkeit zugekommen. Die Gegenwart jenes alten Bekannten, welche das von dem Andenken herber Lebensschicksale bewölkte Gemüth der Gräfin an die glücklichsten Tage ihrer Jugend erinnerte und dessen Gespräch zwar nicht zu den bedeutungsvollen und inhaltsreichen gehörte, aber sich durchaus bequem und durch kleine leichte Scherze, wie durch gut erzählte Geschichtchen gefällig zeigte, wirkte dann weiter wohlthätig auf sie. Vornehmlich an einem Abende, wo man draußen auf dem Platze am Schlosse, den Marie in ihrem Briefe geschildert, zu Abend aß und tief in die Nacht zusammen plauderte, stieg das Behagen des kleinen Kreises in Folge einiger Schwänke, die der alte Herr aus seiner Jugend zum Besten gab, bis zu lauter Fröhlichkeit. Die gutmüthige Gelassenheit, womit er sich die ein wenig scharfen Neckereien der Gräfin über seine Rolle in jenen Schwänken gefallen ließ und ihren neckenden Spott mit harmlos launigen Einfällen von sich abwehrte, erhielt und förderte den lustigen Einklang. Mehr als einmal schallte ein

herzliches Gelächter von der mondbeschimmerten Stelle her durch die laue Sommernacht. Es lag sonst nicht in der Persönlichkeit und dem Verhalten der Gräfin, sich an einer froh gesteigerten Stimmung dieser Art zu betheiligen, ja auch nur sie in ihrer Anwesenheit aufkommen zu lassen. Aber heute erwies sie sich so empfänglich dafür, so huldvoll geneigt, das Ihre dazuzuthun, daß sie sich zur Ausführung eines Menuetpas, worin sie nach Versicherung des alten Gutsbesitzers auf den unvergeßlichen Bällen in Kundorf, dem Gute ihrer Tante, besonders geglänzt hatte, beim Lichte des Mondes hinreißen ließ. Auch wurde ihre graziöse Kunstleistung durch den lebhaftesten Beifall des galanten Herrn von Haugwitz belohnt, und er betheuerte in poetischem Aufschwunge, so wenig auch die großartige Figur der Tänzerin und die an die Zopfzeit erinnernde Zierlichkeit des Pas den Vergleich zu begünstigen schien, Titania, die Königin der Elfen, leibhaft vor sich zu haben.

Die Einkehr des alten Herrn als zweitägigen Gastes war unsrem Freunde anfangs nichts weniger wie erfreulich gewesen. Doch hatte er sich an den gemüthlichen Zuwachs, den der kleine häusliche Verein dadurch empfing, bald gewöhnt, und war, als die Abreise des neuen Bekannten herankam, zu einem

so wohlwollenden, beinahe freundschaftlichen Verhältnisse mit demselben gediehen, daß er ihm willig zusagte, auf seinem Rückwege nach Berlin einen Abstecher nach dessen unfern von der Landstraße liegenden Gute zu machen und dort zu einem Mittagessen und Nachtquartier einzusprechen.

Nach einem Aufenthalte von ein paar Wochen fuhr auch für ihn der Wagen zur Abreise vor. Die Hochzeit war auf den Spätherbst in Breslau bestimmt, und er hatte bis dahin noch so manche Anordnungen und Einrichtungen zum Empfange Mariens auf seinem Gute zu treffen. Auch wünschte er als ein pflichtgetreuer Gutsherr dort zur Ernte zurückzusein. So nahe das Wiedersehen, und zwar ein Wiedersehen zu dauerndem Bunde lag, äußerte sich doch eine tiefe, schmerzliche Bewegung des Herzens in dem seelenvollen Blicke, womit Marie ihm unten am Wagen noch einmal den Mund zum Kusse bot, und in der aufgeregten Zärtlichkeit, womit sie ihr Antlitz und thränenfeuchtes Auge an seiner Brust barg. Auch die Gräfin rang sichtlich mit einer Rührung, deren Weichheit die stolze Frau (zumal vor der anwesenden Dienerschaft) nicht an den Tag zu legen geneigt schien. Man sah, wie theuer der zu so nahem Familiengliede Bestimmte schon ihrem

Herzen geworden war. In Ferdinands Bruſt aber, ſo innig auch er den Schmerz der Trennung empfand, überwog doch — und wie dürften wir es dem mühevollen Irrfahrer verargen, der wie mit einer Ladung des Segens aus den Inſeln der Seligen ſchied? — ein Gefühl hoher Beſeligung, als der Wagen aus dem Hofthore in die morgenſonnigen Gefilde hinausrollte.

Die Aufnahme von Seiten des alten Gutsbeſitzers, in deſſen Hofe unſer Freund um die Mittagszeit anlangte, war ſo herzlich und gaſtlich, wie ſie nur gewünſcht werden konnte. Der Tiſch ſtand bereits gedeckt und das Mahl von wenigen, aber auserleſenen Schüſſeln machte dem Koche, ſowie der köſtliche Ungarwein dem Keller des alten Herrn alle Ehre. Nachdem eine Schale ſchwarzen Kaffees gleich nach der Mahlzeit geleert worden, erhob man ſich in beſter Stimmung und Herr von Haugwitz bat um die Vergünſtigung, ſich auf ein halbes Stündchen zum Nachmittagsſchlummer zurückziehen zu dürfen, indem er Ferdinand einlud, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Dieſer zog es aber vor, in der Zwiſchenzeit im Garten zu ſchlendern, wo er jedoch in der Ecke einer Gartenbank, unter dem laubigen Gezweige eines Ahorns, von dem Geſumme in der Nähe naſchender Bienen und vielleicht der Nachwirkung des Ungar-

weins eingewiegt, auch seinerseits in einen leichten Schlummer sank.

Erst die nahenden Tritte seines freundlichen Wirthes, der ihn nach beendigter Siesta im Garten aufsuchte, erweckten ihn, und er fuhr mit einer gewissen Beschämung in die Höhe. Der alte Herr schlug zur Unterhaltung vor, die Wirthschaftsgebäude und Wirthschaftsanlagen in Augenschein zu nehmen, auf deren vortrefflichen Bestand sich derselbe, wie man sah, viel zu Gute that. Auch ging Ferdinand auf den unter solchen Umständen herkömmlichen Zeitvertreib mit bereitwilliger Empfänglichkeit ein. Als die Runde durch Kuh- und Pferdestall, durch Brennerei und Milchkeller, durch Tennen und Wagenschoppen (überall unter lebhafter aufrichtiger Anerkennung, die der Gast der musterhaften Ordnung und saubern Instandhaltung, sowie den vorgefundenen höchst praktischen Einrichtungen zollte) gemacht war und die sinkende Sonne schon einem kühleren Abendhauche zu wehen gestattete, lustwandelten beide durch den Garten in's Feld hinaus.

Die Gegend zeigte sich, mit Ausnahme einiger mäßigen Hebungen und Senkungen, als eine nicht gerade malerische, aber fruchtbare Ebene. So rechts als links von ihrem Pfade schwoll weithin ein Uebermaß von Getreide und anderen Feldfrüchten der

nahenden Ernte entgegen, die, obwohl durch einen ungewöhnlich rauhen Frühling und kalten Sommeranfang verspätigt, in Folge des nachherigen, überaus günstigen Wetters von den Scheunen nicht gefaßt zu werden versprach. Auch fehlte es nicht an Wiesenstücken mit reichlichem Grummet und an kleinen Gehölzen, wenn auch keines der letzteren den Namen eines Waldes und kaum eines Busches beanspruchen konnte.

Weiße Lämmerwölkchen schwammen im tiefklaren Aether über der friedlichen Landschaft. Die Beleuchtung war von jener durchsichtigen, die Gegenstände scharf bestimmenden Klarheit, die dem Grün des Laubes von der Bläue des Aethers und dieser Bläue von dem Weiß der Wolken eine so entschiedene Abgrenzung giebt und dabei das eine und andere auf das wundersamste in Harmonie hält, ja eben durch die schärfere Begrenzung den Eindruck eines harmonischen Verhaltens gewährt, welches die Seele des Beschauers mit der heitersten Befriedigung füllt. Auch in den Seelen unserer Lustwandelnden war diese Befriedigung. Wie hätte Ferdinand unter solchen Eindrücken an der Seite des gemüthlichen Mannes hinschlendernd ahnen sollen, mit welchen Schrecken dessen sorglos argloses Geplauder für ihn schwanger ging.

## Viertes Kapitel.

Die Unterredung der beiden Spaziergänger hatte sich auf die Gräfin gewendet. Ferdinand sprach in einigen warmen Worten seine Verehrung und Bewunderung ihres hohen Sinnes, ihres nicht bloß tüchtigen, sondern großen Charakters, ihres klaren und sichern Verstandes aus.

Ich stimme Ihnen ganz bei, sagte der alte Herr, wenn Sie ihr was Großes im Charakter zuschreiben; so in der Art was Großes, wie der Löwin unter den Thieren. Verstehen Sie mich nicht falsch; wenn man Ihre künftige Frau Schwiegermutter bei so gnädiger Laune antrifft, wie ich sie neulich zu finden das Glück hatte, kann man sich nichts Besseres wünschen und darf es mit dem einen und andern Ritze von den hochgünstigen Löwenklauen, die sie nun einmal nicht ganz einzuziehen vermag, nicht zu schwer nehmen. Wie gesagt, verstehen Sie mich nicht falsch, wenn ich bei einer Dame mit so schönen

Händen von Löwen und Klauen spreche. Aber sie hat so was an sich, wovor man sich auf ähnliche Weise in Acht nehmen muß. In Ungnaden mit ihr zu schaffen zu haben, möchte ich meinem Feinde nicht anwünschen. Doch schon in ihrer gewöhnlichen Temperatur und Gemüthsverfassung hat sie so was — Majestätisches im Blicke und um die Mundwinkel, das auch Einem, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wohl die Kehle beengen kann und womit sich, wie man zu sagen pflegt, nicht gut Kirschen essen läßt. Ich weiß nicht, ob es Ihnen wie mir geht, aber man behält — wenn sie nicht einmal wie neulich die Güte selber ist — etwas von dem Gefühle, als ob einem ein Strick um den Hals liege und man ihr besondern Dank dafür sagen müsse, daß ihre weißen Hände nicht herübergreifen, ihn vollends zuzuschnüren. Wenigstens früher habe ich die Empfindung sehr stark gehabt. Denn neulich traf ich sie — wohl aus Freude, Sie bei sich zu haben; denn Sie haben, scheint es, einen gewaltigen Stein im Brette bei ihr — neulich traf ich sie so über die Maßen liebenswürdig, daß es mir, wie Sie bemerkt haben werden, ganz wie gegen einen andern Christenmenschen vom Munde ging. Ich habe mich, offen gestanden, über mich selber gewundert und gefreut, als es mir an dem

einen vergnügten Abende, den wir zusammen im Mondschein verlebten, gelang, mich von dem neckenden Einkrallen ihres Löwenpfötchens, das sich ein paarmal derb genug an mir fühlbar machte, nicht verdutzen zu lassen.

Er hielt, um zu verschnaufen, im Gehen ein, indem er, den Hut lüftend, sein Antlitz und den schon haarlos leuchtenden Schädel, der sich gleich jenem auch bei geringerer Bewegung von Schweiße zu feuchten liebte, mit dem Taschentuche trocknete und fächelte. Ich kenne sie nun seit beinahe vierzig Jahren, fuhr er fort; noch von der Zeit her, wo sie drüben in Kundorf — Sie können den Giebel des Schlosses von hier aus über dem Gehölze hervor sehen — bei ihrer Tante wohnte. Aber schon als sie noch ein kleines Ding war, hatte ich immer eine Art Furcht vor ihr; sonst hätte ich, so schön wie sie in ihrer Mädchenzeit war, es wohl darauf gewagt, mir einen Korb zu holen. Denn, Teufel, sie war schön; weiß und roth wie eine Apfelblüthe, und aus dem frischen, rosenwangigen Gesichtchen ein dunkles Auge wie einer Königin der Nacht strahlend! Ihre Braut, Herr von Melwitz, ist schön und erinnert einigermaßen an die Gräfin in ihrer Jugend. Aber — verzeihen Sie, daß ich es ausspreche — wer wie

ich die Mutter gekannt hat — damals, als sie zu ihrer ersten Ehe schritt —

Er gab sich auf's neue an's Trocknen und Luftzufächeln, was ihn auf ein paar Augenblicke am Fortsprechen hinderte. Nun, ich habe von jeher den Muth Derer bewundert, die sich getrauten, es mit dieser Brunhild als Ehemann aufzunehmen, und dachte gleich, daß das Prachtstück von süddeutschem Grafen nicht der Mann dazu sei. Sie hatte sich ihn ausgesucht, hieß es, weil sie in seinen Zügen eine frappante Aehnlichkeit mit denen des großen Kurfürsten zu entdecken meinte. Aber was ich sagen wollte, als sie so in dem weißen durchsichtigen Florgewande über dem weißatlassenen Kleide mit dem Myrthenkranze in den reichen, zierlich gethürmten Lockengewinden vor dem Altare stand, ich vergesse den Anblick nicht.

War die Gräfin mehr als einmal verheirathet, frug Ferdinand, welchem sich — ohne daß er noch rechten Grund dazu sah — wie ein beengender Reif um das Herz legte.

Mein Gott, wissen Sie das noch nicht? rief sein Begleiter.

Nein, erwiederte Ferdinand beklommen; sie hat noch nie etwas davon gegen mich geäußert.

Freilich, sie liebt es wohl nicht, das Andenken

an ihre erste Ehe und an das Ungethüm mit den aufgeschwemmten Riesengliedern, das sie sich zum Gemahle erkoren hatte, in sich aufzurufen. Denn sie war das erstemal ziemlich weit von hier an einen gewaltigen Nimrod und Biertrinker von Grafen dort in Baiern oder Franken, der eine ganz unstandesmäßige Leidenschaft zu diesem Getränke hatte, vermählt. Der Herr Gemahl, dem es nicht an Mutterwitz fehlte, aber der doch nicht genug davon besaß, um es als Jupiter mit dieser Juno aufnehmen zu können, hatte was ihm abging, durch Brutalität zu ersetzen gesucht, ohne sie mit all seinem Gewetter und Gezeter zur Anerkennung des Spruches: „und er soll dein Herr sein," bringen zu können. Es bedarf hiernach nicht erst der Versicherung, daß es in dieser Ehe bis zu ihrem glücklichen Schlusse — dem Abtrollen des wassersüchtigen Schlemmers in sein Erbbegräbniß — recht das Gegentheil von friedlich herging. Der Herr Graf mag seinen guten Theil Schuld dabei gehabt haben; doch gestehen wir uns nur, daß unsre werthe Freundin, Ihre künftige Frau Schwiegermutter, weit besser zu einer Königin Elisabeth oder Semiramis als zur Ehefrau paßt. Auch in der zweiten Ehe mit dem guten Burgfels erhielt sich der Hausfriede wohl nur darum so leidlich,

weil sie wenig über die Flitterwochen hinaus dauerte. Doch aus der ersten könnte ich Ihnen — hier unter uns — Curiosa mittheilen, wie gewiß noch nichts Tolleres zu Ihren Ohren gekommen ist — — und dann der schreckliche Fall mit dem Sohne dieser Ehe! Haben Sie denn auch davon nichts gehört? Die gräuliche Mordgeschichte war ja zu ihrer Zeit das Gespräch von halb Europa. Doch freilich, da Sie die Familienverbindung nicht kannten — — denn von dem Morde müssen Sie ja gehört haben.

Wär' es vielleicht, frug Ferdinand erbebend, — wär' es der Tod des Grafen (er sprach den Namen so angstvoll undeutlich, daß man ihn schwer verstehen konnte) — den Sie im Sinne haben?

Des Grafen Landeck. Nannten Sie nicht den Namen? bemerkte der Alte ruhig.

Und dieser Graf war, stammelte Ferdinand, — war der Sohn —?

Der Sohn unserer Freundin, Ihrer künftigen Frau Schwiegermutter.

Sie gingen einige Schritte schweigend nebeneinander, während der Alte seine Pfeife, die über dem Plaudern im Ausgehen begriffen war, durch einige stärker hervorgestoßene Züge wieder in Gang brachte.

Die Aufmerksamkeit des alten Herrn hatte sich nach einem Acker mit Weizen, woran sie vorüber=gingen, gewandt. Sehen Sie, was für eine Her=zenslust, rief er. Seit 1785 erinnere ich mich nicht ihn von der Güte gewonnen zu haben. Und drüben an der Buschecke auf dem Niederdorfe steht er fast noch besser. Wenn sich das Wetter nur noch so lange hält, bis wir die Gabe Gottes glücklich herein=haben! Nun, ein ganz klein wenig Regen könnte sonst nach der langen Trockenheit nicht schaden.

Sie wandelten weiter. Ja, es war ein schreck=licher Fall, hob der gemüthliche Alte neben dem verstummten Ferdinand wieder an. Und daß man gar nicht hat herausbringen können, von wem der Mordstreich gekommen ist. Die Gräfin läßt sich nicht gern an die Geschichte erinnern, die sie mehr erschüttert und angegriffen hat, als man nach ihrem kräftigen Charakter hätte vermuthen sollen. Ich selber bin übel damit angekommen, als ich mich vor einigen Jahren einmal gesprächsweise bei ihr erkundigte, ob man denn noch immer keine Spur des Thäters aufgetrieben habe. Der Blick und die paar Worte, womit sie meine Frage abwies, waren ganz ausreichend, meinem Vorwitze für immer ein Schloß vor den Mund zu hängen. Sie befand sich

gerade zur Zeit des schrecklichen Vorfalls in jener süddeutschen Hauptstadt, und das Ereigniß hat wohl auch darum einen so tiefen, erschütternden Eindruck auf sie gemacht, weil sie sich kurz zuvor mit ihrem Sohne bis zu offenem Bruche verzürnt hatte. Aeußern Sie daher lieber, wenn sie nicht selber von der Geschichte anfängt, nichts gegen sie davon.

Nein — nein — — wie sollte ich? lallte Ferdinand.

Man kann sich, wenn man wie ich die Verhältnisse kennt, nicht wundern, daß ihr der Schreckensfall tief in's Leben gegriffen hat, fuhr Herr von Haugwitz fort, der in seiner eigenen Behaglichkeit keine besondere Schärfe der Wahrnehmung für die gestörte Seelenstimmung seines Spaziergefährten bezeugte; umsoweniger als das, was er bei seinem Erzählen und Sprechen an Achtsamkeit nach außen erübrigte, sich heute mehr seitwärts nach links oder rechts auf den befriedigenden Zustand von Feld und Gehölz, als auf eine sorgliche Beobachtung seines Gastes wandte. — Der Besitz dieses Sohnes war in der unglücklichen Zeit ihrer ersten Ehe ihr einziges Glück, ihr bester Trost und Zeitvertreib gewesen. Ich habe ihn nur einmal als Knaben gesehen, drüben bei der Tante in Kundorf, wohin sie mit ihm zum

Besuche kam. Ein bildschöner Junge war's, aber eine wahre kleine Bestie von Wildheit und Ausgelassenheit, woran sie unbegreiflicherweise bloß ihr Gefallen hatte. Es war wie eine Art von Bezauberung, die der Bengel — so muß ich ihn auf Grund selbsterlittener Erfahrung seiner damaligen Bengelhaftigkeit noch im Grabe schelten — an ihr übte. Nein, wer es nicht mit eigenen Augen und Ohren erlebt hat, kann sich kaum vorstellen, in welcher Verblendung die kluge Frau über den ungeberdigen, störrischen, naseweisen Burschen befangen war. Noch in seinen ärgsten Unarten sah sie nur die Keime hoher Tugenden. Wie eine zweite Mutter der Gracchen sprach sie von dem Früchtchen; ein rechtes Musterbild von Vortrefflichkeit, Adelsgesinnung, Heldenhaftigkeit und wer weiß was hoffte sie aus ihm erblühen zu sehen. — Trotz aller Verblendung und Nachsicht scheint ihr aber doch endlich aufgegangen zu sein, daß sie sich getäuscht habe. Ich weiß die näheren Umstände nicht; nur soviel, daß es am Ende zu argem Zank und scharfer Entzweiung zwischen beiden gekommen ist. Gerade in der Zeit nun geschah der Mord.

Das veränderte Antlitz, die bald bleiche, bald fieberhaft geröthete Wange, das unruhige Wesen

Ferdinands, der beängstigt eilende Schritt desselben, dem der keuchende Gutsherr kaum nachzukommen vermochte, drängte sich der Beachtung des letzteren auf. Ist Ihnen nicht wohl? frug er.

Nicht wohl, erwiederte der Befragte, mit der Hand über die Stirne fahrend. Entschuldigen Sie mich — wenn ich — einen Augenblick —

Mit rascher Seitenwendung bog er hastigen Schrittes, obschon kein Pfad nach dieser Seite sich zeigte, in das Gebüsch hinein, von seinem erstaunten Begleiter ab, der ihm hülfbereit folgen wollte, sich aber mit den Worten: ich bitte, lassen Sie mich, es geht vorüber, zurückgewiesen sah.

Nach seiner Heimkunft verschloß sich der Unglückliche auf seinem Zimmer, versagte durch den Mund seines Johann, der seit dem Tode Balthasars dessen Stelle einnahm, dem anklopfenden und freundlich nachfragenden Wirthe unter dem Vorwande, daß er sich zu unwohl zu dessen Empfange fühle, den Zutritt, ließ sich bei demselben entschuldigen, wenn er sich den Abend über allein halte. Das Anerbieten, einen Arzt rufen zu lassen, lehnte er durch den nämlichen Vermittler ab. Es sei nur eine Art Schwindel, an dem er zuweilen leide, und der bloß Einsamkeit und Stille zu seiner Hebung bedürfe.

Hätt' ich doch dem jungen Manne auf den ersten Anblick das kränkliche Wesen nicht zugetraut, bemerkte Herr von Haugwitz gegen den Verwalter, mit dem er wegen der Ernte Berathung pflog. Ei, ei, für einen Bräutigam will sich das nicht schicken. Nun, man muß hoffen, daß es bloß Ueberfülle von Blut ist.

Am Morgen nahm Ferdinand, nachdem er auf seinen Wunsch allein in seinem Zimmer gefrühstückt hatte, mit kurzen verlegenen Worten von dem über das Aussehen und Wesen des Abreisenden betroffenen Gutsherrn Abschied. Er bat nochmals um Entschuldigung wegen seiner unhöflichen Zurückziehung. Wer darf einem Kranken was übel nehmen, entgegnete sein Wirth mit herzlichem Handdrucke. Es thut mir nur leid, daß Ihnen so was unter meinem Dache zustoßen mußte. Und das Uebel scheint nach Ihrem Aussehen noch nicht gehoben. Sie sollten doch beim Durchfahren durch die nächste Stadt den Doctor Tränkler consultiren. Es ist ein geschickter Mann, dessen ärztlichen Rath ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen darf. Stößt Ihnen denn häufig dergleichen zu? — Nehmen Sie wenigstens noch eine Flasche Burgunder aus meinem Keller mit, um für den Nothfall was Stärkendes zur Hand zu haben.

Ferdinand erklärte, einer Stärkung nicht bedürftig zu sein, versicherte, daß ihm wieder ganz wohl sei, stieg in den Wagen, welchem der gutmüthige Schlesier, bis derselbe um die Ecke der Brennerei hin verschwunden war und das Geräusch der Räder in der Ferne verhallte, kopfschüttelnd nachsah. Der arme Junge, sagte er zu dem Verwalter, welcher entblößten Hauptes, unter tiefgekrümmten Bücklingen, mit an den Wagen getreten war. Doch noch mehr dauert mich die arme Braut, daß sie einen solchen Kränkling bekommt. Es scheint ein ernstliches Uebel, mit dem er zu schaffen hat. Das sieht nicht nach bloßer Ueberfülle von Blut aus. Haben Sie darauf geachtet, wie verfallen seine Wange, wie erhitzt sein Auge, wie stier sein Blick war? — wie ein anderer Mensch seit gestern!

## Fünftes Kapitel.

In der nächsten Stadt ließ Ferdinand halten, sich ein Zimmer geben. Er kündigte an, daß er die nächste Nacht hier bleiben werde.

Doch geschah es nicht, um sich Rathes über seine Gesundheit bei dem Arzte, der ihm empfohlen worden, zu erholen, sondern um in sich zum Entschlusse über sein Verhalten gegen Marien zu kommen.

In der entsetzlichen Aufregung des vorhergehenden Abends war es ihm als eine Unmöglichkeit erschienen, sie, die Schwester des Erschlagenen, oder gar dessen Mutter wiederzusehen. Seine entsetzte Phantasie schaute das holde Bild und noch mehr die Eumenidengestalt der Mutter wie von einem gräßlichen Wiederscheine des Blutes aus den Wunden des Todten geröthet; es war, als hebe sich dieser gleich einer gespenstischen Mauer zwischen ihm und der Geliebten aus dem Boden hervor; als schrecke er ihn mit dem Blicke der Wuth, mit dem er an

jenem Abende auf ihn eingedrungen, von jeder Annäherung, ja von dem leisesten Gedanken daran zurück.

Doch mit dem Lichte des Morgens war es ihm gelungen, wieder mehr Fassung zu gewinnen. Die Gebilde der Nacht, wenigstens insoweit sie sich bis zur Anschaulichkeit einer schreckhaften Vision gesteigert hatten, waren dem Morgenrufe des Hahnes gewichen. Er vermochte das Verhältniß einigermaßen besonnener in's Auge zu fassen, empfand aber, je mehr er die Fähigkeit dazu erlangte, sich nur in um so größere Verwirrung gestürzt.

Die erste Betäubung, der erste Schrecken hatte nur die Vorstellung von Flucht, von Trennung, von Verkriechen in irgend einem Winkel der Erde, ohne irgend welche Erwägung über die Mittel und Art der Ausführung, in ihm aufkommen lassen. Doch jetzt bei rückkehrender Fassung hatte sich die Scheu vor dem Wiedersehen der zwei weiblichen Wesen, die sich als die nächsten Verwandten des Todten enthüllt hatten, nicht viel verringert, zugleich aber war die Schwierigkeit, einen Vorwand der Trennung zu finden, ihm zum Bewußtsein gekommen. Abgesehen davon, daß er nur durch den Nothbehelf einer offenbaren Lüge dazu gelangen konnte, welche Lüge

ließ sich ersinnen, die ihn nicht in den Verdacht, in das Licht einer Untreue vor den Augen Mariens stellte? und selbst wenn es glücken sollte, einen Vorwand zu finden, der einen leidlichen Schein hätte, welcher Schmerz, welcher Herzenskummer mußte sich für die verlassene Braut aus der sie überstürzenden Trennung ergeben?

Die Scheu vor der Wiederbegegnung mit der Mutter und Schwester des Todten war noch nicht überwunden; aber mächtig und mächtiger, je mehr er zur Fassung zurückkehrte, rang damit ein Gefühl der Unmöglichkeit, Marien aufzugeben.

Nein, so rief es mit energischer Entschlossenheit in ihm, eher ist das Aeußerste und Schlimmste zu wagen.

Auf's neue gab die Frage, ob er sich der Braut nicht offen entdecken solle, seiner Seele ihr banges Räthsel auf. Dringlicher und zugleich beängstigender als je trat sie vor ihn. Wir wissen, daß er eine fromme Beschwichtigung darüber aus dem Borne des Heiles geschöpft hatte, aus der Tiefe der Erkenntniß, daß nur der neue Mensch in Christo es sei, was in uns wahres Leben habe, und daß mit der Geburt dieses neuen Menschen alle Makel und Flecken des alten getilgt seien; daß es daher nicht auf jene

Makel an ihm, sondern darauf ankomme, sich als dieser neue Mensch der Liebe Mariens würdig zu machen, in diesem allein ächten Kerne seines Daseins von ihr geliebt zu werden. Auch hatte die Beruhigung, die er dieser Erkenntniß verdankte, dadurch einen wesentlichen Vorschub empfangen, daß er zu einem Vertrauen in die Stärke der Liebe Mariens gediehen war, welches ihn von der Sorge befreite, sich, wenn er bekenne, von ihr verstoßen zu sehen. Durch dieses Vertrauen hatte das Bekenntniß, dessen Ablegung es galt, an Bedeutung und Folgenschwere für ihn verloren und er um so leichter der Abneigung seines Stolzes davor nachgeben mögen. Aber die Umstände zeigten sich aus Anlaß der schrecklichen Entdeckung jetzt so verändert, so verhängnißvoll erschwert und verwickelt, daß die glücklich erlangte Beschwichtigung nicht mehr Stand hielt.

Zunächst wankte in ihm das Vertrauen, die Hoffnung, daß Marie fähig sein werde, sich ohne Einbuße an Liebe, ohne eine sie von ihm abstoßende Umwandelung ihres Gefühles in die Aufrechthaltung ihres Bundes mit ihm zu schicken; jetzt, wo sich die blutige Gestalt des Bruders zwischen sie und die Hand, die ihn getödtet, dränge. Er vermochte es nicht mehr, die Zuversicht in sich aufzutreiben, daß

die Liebe seiner Braut — so groß und hingebungsvoll sie auch sei — eine so ungeheure Kunde unerschüttert bestehen werde. Wenn er jetzt bekenne, glaubte er mit Gewißheit voraussehen zu müssen, daß der Bund zerrissen sei. In der verzweiflungsvollen Stimmung, die auf seinem Gehirne drückte, erschien es ihm als undenkbar, daß Marie sich mit dem Todtschläger ihres Bruders verehlichen, daß sie (selbst wenn sie aus standhafter Innigkeit ihrer Liebe und Treue dazu die Kraft finden sollte) auch die Kraft haben werde, das furchtbare Geheimniß vor der Mutter verborgen zu halten, daß die strenge, stolze Frau einen solchen Bund genehmigen werde. Er sah sich, wenn diese das Geheimniß erfuhr, mit crimineller Verfolgung bedroht, als Folge seines Bekenntnisses nicht nur sein Lebensglück, sondern auch das Glück Mariens zu Grunde gerichtet. Zwar für ihn konnte, wie sich die Umstände gestaltet hatten, auf ein eigentliches und reines Glück, auch an ihrer Seite, schwerlich mehr gehofft werden; aber war es darum nöthig, daß mit dem seinen auch ihr Glück zerstört werde. Wenn er schwieg, wenn er die gräßliche Kunde, von der nur er allein Kenntniß hatte, vor den Augen der Braut und Gattin in seiner Brust versiegelt hielt, blieb, wenn auch nicht sein Glück,

doch das Glück Mariens gerettet, blieb das Grab über jenem unseligen Vorfalle geschlossen, das Grab des Erschlagenen, das Grab Balthasars, das Grab hinter dem Kirchhofshage, wo die Gebeine Emmelinens modern.

Aber der Beruhigung, die er bei dieser Vorstellung zu finden begann, hob sich ein quälendes Bedenken entgegen, dessen er schon früher nur mit Hülfe der Tröstungen und Waffen der Religion hatte Herr werden können. Drängte sich ihm nicht jetzt aus weit stärkerem Anlasse und mit einer Schwärze der Sorge, der seine verzweiflungsvolle Stimmung zur Verdichtung diente, auf, daß die Liebe, deren Genuß er sich so erhalten würde, keinen Werth mehr habe, sich vielmehr zur ärgsten Folterqual für ihn wandeln müsse, weil sich mit ihrem Genusse das Bewußtsein mische, daß sie bei Erkenntniß des wahren Verhaltes, wo nicht in das Gegentheil eines entsetzten Abscheues umschlagen, doch — bei allem Wollen und Ringen dagegen — in Scheu und Grauen erstarren, im Tiefsten ihres Wesens versehrt und gelähmt werden würde.

Umsonst griff er nach der Leuchte der Religion, um, wie es ihm schon einmal gelungen war, mit ihrem heiligen Strahle den finstern Geist aus seiner

Seele zu bannen. Es war dieselbe Einsicht wie früher, die sich seinem ringenden Gebete erschloß, aber die Anwendung auf ihn, auf seine besondere Lage war nicht mehr die nämliche. Der Trost, der ihm von daher geworden, hatte sich zur Drohung, zum Schrecken verkehrt. Konnte noch von der Hoffnung, von der Möglichkeit die Rede sein, sich vor Marien als ein neuer Mensch in Christo, als ein Wiedergeborener im Geiste Gottes zu bewähren und als dieser neue Mensch sich selber in seinem wahren Sein und Wesen geliebt zu sehen, wenn er sich den Bund mit ihr, das Eingehen dieses Bundes unter Verheimlichung der gräßlichen Beziehung, in welcher er zu ihr und den Ihren stand, als einen unedeln, an ihr verübten Betrug zum Vorwurfe machen mußte? Mochte er immer die That hinsichts ihrer äußern Nachwirkung in das Dunkel dreier Gräber gehüllt und mit Emmelinen eingesargt halten dürfen, hörte es darum auf, ein Betrug zu sein, ein nichtswürdiger Betrug, dessen er sich schuldig machen würde, wenn er sich in eine Familie als Glied einschliche, die von ihm so schwer, so blutig gekränkt war? Mit einem solchen Stande der Sünde — das erkannte er mit erschreckender Klarheit — würde die Förderung oder auch nur Bewahrung des Standes

der Gnade unvereinbar und für ihn verwirkt und verloren sein! Oder hätte er etwa das Recht, sich auf eine dereinstige Wiedererlangung dieses Standes, mittelst einer späteren bußreuigen Entdeckung, wenn er das Opfer seiner Täuschung nur erst durch den Segensspruch der Kirche an sich gefesselt habe, zu vertrösten? Würde eine solche Hinterthüre der Wahrheit und des Heiles, die er sich offen hielt, ein solcher Vorbehalt nachträglicher Ehrlichkeit, wenn ihm die Früchte des Betruges gesichert seien, nicht bloß dazu taugen, seinem Thun einen noch ärgeren Makel der Schlechtigkeit aufzudrücken? Wenn er seinen Rettungsanker aus den innersten Geheimnissen des Reiches Gottes zu holen rang, war es nicht das Gebot der Wahrhaftigkeit, das ihm hier als erste dringendste Anforderung an sein Thun und Lassen entgegenscholl? — Es kam ihm vor, als habe er sich schon bei seiner früheren religiösen Beschwichtigung ein zu laxes Uebersehen dieser Anforderung vorzuwerfen; als habe er sie schon damals nicht hinreichend in ihrer Strenge und Tiefe gegen sich zur Geltung gebracht.

Mit Mühe gelang es ihm, auch nur insoweit sein Gewissen ruhig zu stellen. Nein, sprach er angstvoll in sich hineingrübelnd, weder nach den

Worten noch dem Geiste der Schrift ist das Gebot der Wahrhaftigkeit soweit auszudehnen, daß man den Christen für verbunden halten müßte, Allen und Jeden seine Sünden zu beichten. Dem Sünder ist im Allgemeinen nicht die Pflicht aufgelegt, irgend einem bestimmten Menschen, dem er nicht wie der Katholik seinem Beichtvater gegenübersteht, seine verborgenen Schäden und heimlichen Vergehungen aufzudecken. Aber hier handelt es sich auch gar nicht mehr bloß von einer solchen Verpflichtung. Diese möchte ich gegen Marien und vollends gegen die Gräfin nicht haben, wenn es auf das Bekenntniß einer ihnen ganz fern und fremd stehenden, in ihren Folgen abgemachten Verirrung meiner Vergangenheit ankäme. Alsdann möchte die Enthüllung von meinem Bedürfnisse danach, von der Beantwortung der Frage, ob Mittheilung oder Schweigen für das eigene Glück Mariens besser sei, abhängen. Hier aber ist die That, die ich als blutige Frucht der Sünde geerntet, mit den eigenen nächsten Lebensbeziehungen der Geliebten verwachsen, hat in ihren eigenen nächsten Lebenskreis eingegriffen. Hier, fühle ich, wäre es nicht bloß ein Verhalten der Unwahrhaftigkeit und des Truges, es wäre ein schauerlicher Frevel, wenn ich ihr die Hand, die ihren Bruder getödtet,

zum ehelichen Bunde reichen wollte; außer wenn sie nach voller Bekanntschaft mit dem unseligen Hergange selbst erklärt, vor dem Bunde nicht zurückzuscheuen.

Und nicht bloß Marie, fuhr er in seinem Grübeln fort, auch die Mutter muß darum wissen, welche Gefahr ich auch dadurch auf mein Haupt herabrufe. Ich darf Marien nicht zumuthen, ein Geheimniß wie dieses, an welchem die Mutter so schwer betheiligt ist, vor derselben zu bergen. Ich darf die Last eines solchen Geheimhaltens nicht auf ihre schuldlose Seele legen. Auch bin ich gegen die Mutter des Todten eher noch mehr, als gegen Marien zur Erklärung verpflichtet. Es wäre ärger als das Aergste, was bis jetzt auf mir lastet, wollt' ich mich der durch mich des Sohnes Beraubten an Sohnesstelle — gleichsam zum Ersatze des Erschlagenen — aufheucheln und ihren Segen zu meinem Bunde mit ihrer Tochter mir stehlen.

Ist es aber dann nicht besser, mich zunächst und gleich an die Mutter zu wenden? Ihr, der Mutter und Vormünderin Mariens würde es zustehen, wenn ich sie nur selber zur Versöhnung bewegen kann, zu gestatten, daß das Schreckniß vor Marien verborgen bliebe. Ja, es dürfte ihrem

kindlichen, reinen, in so ganz andern Regionen heimischen Gemüthe um ihres Glückes und Friedens willen verhüllt bleiben, wenn ihre von Natur und Gesetz berufene Vertreterin dazu die Genehmigung gäbe. O barmherziger Gott, wenn es auf diese Weise gelänge, zugleich die Pflicht eines ehrlichen Handelns und das Glück meiner Marie unverletzt zu bewahren!

An den Hoffnungshalm, der sich ihm nach dieser Seite wies, hing sich seine Seele. Er wußte, wie sehr die Gräfin ihm zugethan war, und auch der Umstand, daß ihr Verhältniß zu ihrem Sohne kein ungestört friedliches und zärtliches gewesen, schien geeignet, seine Hoffnung zu stärken.

Er zögerte mit der letzten Entscheidung — denn er fühlte, was für ihn auf dem Spiele stand — bis der Wagen am nächsten Morgen zur Weiterreise vorfuhr. Da befahl er, denselben umzulenken. Ich muß noch einmal nach dem Gute der Gräfin zurück, sprach er mit niedersinkenden Augen, als vermöge er nicht offen aufzusehen oder fürchte einen Blick des Verdachtes, zu dem verdutzten Johann, der sein Geheiß nicht recht verstanden zu haben oder doch auf eine nähere Erläuterung der an ihn ergangenen Verordnung zu warten schien.

Er hatte bereits am frühen Morgen ein Billet an die Gräfin geschrieben, adressirt und versiegelt, worin er sie bat, ihm eine Unterredung unter vier Augen über eine wichtige Angelegenheit im Pavillon an der hinteren Ecke des Gartens zu gönnen, ohne Marien davon Nachricht zu geben. Im raschen Umschwunge trugen ihn die Räder zurück. Als er am frühen Nachmittage in der Nähe jenes Gartenhauses, das ihm neulich der Postillon gewiesen, anlangte, ließ er den Wagen unfern von zwei alten Linden, zwischen denen die Straße hindurchlief, an einer Stelle halten, wo das dicht an beiden Seiten der Straße aufgeschossene Gebüsch so Fuhrwerk als Pferde vor den Blicken vom Schlosse und Garten her barg, schickte Johann mit dem Auftrage, das Billet unbemerkt von Marien der Gräfin zuzustellen, sich in Acht zu nehmen, daß er von der jungen Comtesse nicht gesehen werde.

Er selber schlich auf einem Seitenpfade durch ein Pförtchen, das sich nach hinten hinaus in dem Garten öffnete, nach dem Pavillon.

Er ging in dem geräumigen Gartensaale voll unruhiger Spannung auf und nieder, sah von Zeit zu Zeit aus einem Fenster, das auf die Allee vom Schlosse her blickte, ob die Gräfin noch nicht komme.

Doch Johann hatte sie nicht gleich finden können und ihre Ankunft verzögerte sich.

Als Ferdinand wieder einmal in gespannter Ungeduld aus dem Fenster schaute, sah er Marien, welche, ein Körbchen mit weiblicher Arbeit am Arme, die Allee herauf nach dem Pavillon zu kam. Wie schlug sein Herz! — — Doch sie kehrte sich linksab auf einem Fußpfade hin, der nach einem kleinen grünen, schattigen Thale führte, das nach dorthin an den Garten stieß und worin er erst vorgestern eine der glücklichsten Stunden zwischen Wiesenblumen und Bergkräutern im Abendschatten des felsigen Hügels auf den moosbewachsenen Felsblöcken neben ihr ruhend verlebt hatte. Der Wunsch, diese Stunde noch einmal in sich mit der wehmüthigen Wonne einer heiteren Sehnsucht nachzuleben, lockte sie, so schien es, nach dieser Stätte des Glückes. Welch ein Hauch aus dem für sie noch ungetrübten Himmel einer sonnigen Zukunft wird sie dort in Heimlichkeit und lieblicher Schattenkühle umwehen, indessen Er — —! O er hatte nicht die Kraft, es auszudenken, weshalb er gekommen war.

## Sechstes Kapitel.

Seine Blicke folgten starr der Geliebten, folgten ihr noch, als ihr friedlich wandelnder Gang sie schon seiner Wahrnehmung entzogen hatte und ein Geräusch hinter ihm ihn zusammenfahren machte. Das Antlitz der Gräfin mit einem Ausdrucke von Verwunderung und Besorgniß über seine auffällige Rückkehr, die nach dem Zustande, worin sie ihn vor sich sah, nichts Gutes bedeuten konnte, war, als er sich wandte, vor ihm.

Alle Hoffnung in ihm sank vor diesen Augen zu Boden. Hatte er denn ganz vergessen gehabt, wie sie schauten? — Wir erinnern uns der Art von tragischem Interesse, das er gleich von Anfang her an der Gräfin wie an der Heldin eines Trauerspiels, als verkehre er mit einer Elektra oder Medea, genommen. Der Eindruck hatte sich im traulichen Umgange der letzten Zeit sehr geschwächt, ja verloren; aber nur um heute, im Bewußtsein der Verhandlung, zu welcher er mit der strengen Hoheit dieser Züge

— denen noch beim Ausdrucke von sorglicher Verwunderung ihre herrische Energie blieb, — mit dieser felsenstarren Stirne, diesem schreckenden Strahle des Blickes aus nachtdunklem Grunde gekommen war, desto stärker hervorzubrechen. Es fiel ihm bei, was der alte Gutsbesitzer von der Empfindlichkeit ihres Herzens in Beziehung auf jede Mahnung an den gewaltsamen Tod ihres Sohnes gesagt hatte. Die Fähigkeit zu dem tragischen Zornesmuthe des Muttergefühles einer Merope drohte aus diesen Augen. Vor dieser imponirenden, ihn mit dem stärksten Pathos eines energisch reizbaren Gemüthes bedrohenden Muttergestalt sollte er sich als den Todtschläger des einst bis zur Verblendung geliebten Sohnes bekennen. Der Strick, von dem der Gutsbesitzer gesprochen und dessen Druck auch ihn zuweilen, wenigstens früher, in Gegenwart der Gräfin beengt hatte, lag (so als werde er ihn im nächsten Augenblicke ersticken) um seine Kehle.

Sie frug ihn, was er ihr mitzutheilen habe. Was ist Ihnen? Fassen Sie sich! Was werde ich hören müssen!

Erst seit gestern, stammelte Ferdinand, nachdem er sich mit Anstrengung in sich zusammengenommen und den Muth der Resignation in das Grauen seiner

Aufgabe und Lage gewonnen hatte, erst seit gestern weiß ich, daß Sie schon einmal verheirathet gewesen, daß Sie früher den Namen — Landeck geführt haben. Es knüpft sich für mich an diesen Namen eine Erinnerung, — von der ich mich — verpflichtet halte — Ihnen Kenntniß zu geben.

Er erzählte in abgebrochenen Sätzen, so leise und tonlos, daß es dem betroffen lauschenden Ohre der Gräfin nur eben vernehmbar wurde, wie er in seiner Jugend nach jener süddeutschen Hauptstadt gekommen — wie er dort Emmelinen kennen gelernt — wie er mit ihr in ein Verhältniß der Sünde verstrickt worden — wie ihn an dem Abende, den er als den letzten vor seiner Weiterreise bei ihr zubringen wollen, der Graf überrascht habe — wie dieser in Wuth gegen ihn gerathen sei. Die Stimme wurde lauter, hohler, geängstigter, als er die Worte hervorstieß: er packte mich an der Brust — ich stieß ihn von mir — er drang mit dem Degen auf mich ein — ich mußte ihn abwehren, wenn ich nicht erstochen oder schmählich beschimpft sein wollte — ich ergriff, was mir in die Hände fiel — der Tisch mit der Lampe stürzte — wir kämpften im Finstern. Was dabei geschah — haben Sie schon errathen! Entscheiden Sie über mich!

In dem Augenblicke, wo die Gräfin inne ward, daß sich die Erzählung Ferdinands nach dem Tode ihres Sohnes hin wende und welche furchtbare Enthüllung zu erwarten stehe, ging ein heftiges Zittern, bis zur zuckenden Spitze des Fußes hinab, über Leib und Glieder der stolzen Frau, die sich an einem Sessel wie vor dem Hinsinken hielt. Doch faßte sie sich bald, aber wie in Erstarrung.

Die unglückliche Genossin meiner Schuld ist nicht mehr unter den Lebenden, sprach Ferdinand weiter, durch die Entladung von dem Schlimmsten, was er zu bekennen hatte, einigermaßen erleichtert. Die Lüge, womit mich ihre Liebe zu retten gesucht hat, ist erst, als ich wieder daheim war, zu meiner Kenntniß gekommen. — Noch einmal, bei allem was heilig ist, er hat mich zuerst angegriffen, beleidigt! Ich sage das nicht, um mich zu rechtfertigen, mein Thun zu beschönigen. Nicht darum kam ich. Doch ich mußte Sie in Stand setzen, meine Schuld zu beurtheilen. Entscheiden Sie über mich. Was aus mir wird, gilt gleich, wenn mir Marie genommen wird!

Die Gräfin hatte sich nur noch straffer zusammengezogen. Sie schwieg.

Er stand mit gebeugtem Haupte wohl drei bis vier Minuten lang wie unbeweglich eingewurzelt, ihr,

die sich ihrerseits wie in Stein gehauen hielt, gegenüber.

Um Gotteswillen, jammerte er auf; sprechen Sie — sprechen Sie mein Urtheil. O lieber Zorn und Verwünschung, als dieses gräßliche Schweigen! — Heißen Sie mich von hier mich meinen Richtern überliefern. Ich bin bereit.

Ich könnte mich versucht fühlen, Sie beim Worte zu nehmen, sagte sie, indem sie den Sessel, auf den sie sich stützte, losließ und sich in ihrer ganzen grandiosen Gestalt vor ihm aufrichtete. Doch Sie haben sich auf meine Großmuth hin durch freiwilliges Bekenntniß in meine Macht gegeben; auch kann ich im Interesse meiner armen Marie den Eclat eines solchen Schlusses für das Verhältniß mit Ihnen nicht wünschen. Darum will ich darauf Verzicht leisten, Den, der mir so nahe anzugehören bestimmt war, als Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Ich bin Ihnen vielmehr (mit diesen Worten schlug eine gewisse Weichheit des Tones in die eisigste Kälte um) zum Danke verpflichtet, Herr von Melwitz, daß Sie sich noch in der letzten Stunde zur Aufrichtigkeit entschlossen haben.

In der letzten Stunde? ich sagte Ihnen, daß ich selber erst gestern — durch Herrn von Haugwitz —

Daß Sie der Mörder des Grafen Landeck — oder meinetwegen dessen Todtschläger — sind, daß Sie einer sind, nach dem die Criminalgerichte gefahndet und dessen Haupt ihnen noch immer bloßgestellt ist, wußten Sie längst; — und ich dächte, ein solcher hätte nicht den Muth haben dürfen, sein Auge zu meiner Tochter zu heben, auch wenn der Name Landeck mir so fremd wäre, als ich wünschte, daß es mir der Ihre geblieben.

Sie mögen — nicht Unrecht haben, sprach Ferdinand dumpf. Und doch muß ich mich — wie der zertretene Wurm sträuben, wenn Sie meine Schuld von der Art halten, mir auf immer ein Bewußtsein der Brandmarkung und Unwürdigkeit einzudrücken. Wollen Sie den Umständen, unter denen die That geschah, keine Rücksicht schenken? Soll ich auf das Wohlwollen, dessen Sie mich werth achteten, nicht einmal in soweit mehr zählen dürfen?

Nichts von diesem Wohlwollen, Herr von Melwitz, sprach die Gräfin scharf. Ich habe Ihnen wohlgewollt, will es einigermaßen noch, soviel Entsetzen und — Widerwillen sich jetzt darein mischt. Aber Sie haben sich getäuscht, wenn Sie deshalb auf eine schlaffe Rührbarkeit bei mir gerechnet haben.

So hoch und fest ihre Stellung war, schien doch

ihre Kraft einer längeren Ausdauer nicht mehr zu genügen. Sie ging, nicht ohne Wanken, nach einem Ruhebette, auf dessen Polster sie sich niedersetzte.

Die Erschöpfung, die sich an ihr kundthat, wie ihr Geständniß eines noch nicht ganz geschwundenen Wohlwollens hatte in Ferdinand eine unbestimmte, halb unbewußte Hoffnung auf eine minder gereizte, wo nicht versöhnlichere Wendung des Gespräches erregt. Welcher Schreck daher für ihn, als die Worte von ihren Lippen gingen:

Sie verlangen, mein Herr, daß ich den Umständen Rücksicht schenke? Sind diese Umstände etwa so, daß Ihre That dadurch für mich in ein milderes Licht tritt? Etwa darum, weil Sie sich in das Sündenleben meines Sohnes gemischt, sich daran betheiligt, dasselbe zu seinem blutigen Ausgange gebracht haben? Etwa darum, weil auch Sie um die Verlaufene gebuhlt haben, die daran schuld war, daß ich mich mit ihm überwarf, daß ich, als ich ihn zum letztenmale auf Erden sah, in Unfrieden von ihm geschieden bin. Also nicht einmal Treue hat ihm die Dirne bewahrt? Und Sie, Sie waren es (das Auge wie durchbohrend auf ihn gerichtet), mit dem sie ihn hinterging? Zu der Elenden sind Sie heimlich geschlichen, aus Leidenschaft für die Elende haben Sie sich in die Lage

gebracht, sich gegen den gerechten Zorn meines Sohnes über Ihr unbefugtes Einschleichen und den Verrath des Schandweibes zu vertheidigen? — Und Sie können noch auf etwas anderes bei mir, als Abscheu zählen?

Ferdinand wollte sich aufraffen. Er fühlte sich gedrungen, die Sache Emmelinens, der entführten, getäuschten, hintergangenen Emmeline, und damit seine eigene, gegen die ungerechte Auffassung der Gräfin in Schutz zu nehmen. Aber die Erinnerung an den Anblick des lasterhaften Verfalles, in welchem er Emmelinen wiedergefunden, überkam ihn. Die Erinnerung des Momentes, wo sich ihre welken Lippen an die seinen gedrückt hatten, durchschauerte ihn — und er sank (wenn gleich er sich sagen durfte, daß auch von diesem welken Verfalle der Graf die erste Schuld trage) muthlos in sich zusammen.

Die Gräfin saß mit einer Miene, die nach der bangen Auslegung Ferdinands, trotz der Thräne, die sie sich einmal vom Auge wischte, wie ein unheilbedeutender Komet leuchtete. — Es war kein glückliches Mutterverhältniß, in dem ich zu meinem Sohne stand; er hatte mir mehr als Eine Ursache zu Unwillen und Klage gegeben, hob sie nach einer düsteren Pause an, während deren Ferdinand den

Tod des Grafen wie mit tausend Toden, die in seiner Seele wühlten, gebüßt hatte. Aber wähnen Sie nicht, daß ich darum aufgehört habe, eine Mutter zu sein; daß das Gefühl, womit ich an die Leiche meines Sohnes trat und auf die klaffenden Todeswunden schaute, darum ein sanfteres war! Halten Sie mich darum, weil ich meine Mutterwürde gegen einen übermüthig verirrten Sohn zu behaupten gewußt habe, nicht für unfähig gemacht, über — die Mordhand des frechen Eindringlings, der im Bunde mit der schandhaften Verrätherin ihn umgarnt hat, den Fluch einer Mutter zu sprechen!

Bei den Worten „Mordhand des frechen Eindringlings" zuckte Ferdinand. Bei der Drohung des Mutterfluches hob sich sein Auge mit dem Ausdrucke eines geängstigten Flehens, doch mehr nach oben als nach der Gräfin hin. — Umgarnt? sagte er. Es scheint, Sie argwöhnen, daß hinter dem, was ich Ihnen bekannt habe, eine größere Schuld stecke. Verantworten Sie einst vor Gott, Gräfin, daß Sie dazu im Stande sind! Wahrlich, man entschließt sich nicht von freien Stücken zu solchem Bekenntnisse, um es noch mit Lügen zu schminken.

War es nicht Ihr hinterrücks gespieltes Spiel mit der Schändlichen, das die Ursache seines Todes

wurde? — Doch lassen Sie uns ruhiger verhandeln, Herr von Melwitz. Ich habe keinen Grund, zu zweifeln, daß ich die volle Wahrheit aus Ihrem Munde vernommen habe, und kann Ihnen meine Achtung dafür, daß Sie mir, der Mutter, Ihr Bekenntniß abgelegt haben, nicht versagen. Doch — was auch zu Ihren Gunsten in mir sprechen mag — hier, sehen Sie selbst, ist für Sie keine Stätte mehr; an meine Einstimmung in etwas so Unnatürliches, Fünestes, moralisch Unmögliches wie Ihre Ehe mit der Schwester des Grafen Landeck wäre, kann nicht gedacht werden. Nie, niemals werde ich in solchem Grade vergessen, daß der Schooß, der Marien getragen, auch der Mutterschooß meines unglücklichen Carl war!

Sie hatte bis zu der letzten Betheuerung mit fester Entschiedenheit gesprochen. Doch bei den Worten „meines unglücklichen Carl" — brach ihre Stimme wie in schmerzliche Splitter. Ihre eine Hand preßte sich krampfhaft gegen ihr Herz, die andere hob sich mit der Bewegung eines schauernden Abwehrens gegen Ferdinand.

Wie ein erquickender Thau hatte sich in seine Seele gesenkt, als sie ihm ihre Achtung wegen seines offenen Bekenntnisses zu zollen erklärte. Aber der

Eindruck des darauf Gefolgten war so, daß er wie ein Verurtheilter, über den der Stab gebrochen worden ist, stand. Ihm war als sei ein ehernes Fallgatter zwischen ihm und Marien niedergerasselt.

Es kommt nur noch darauf an, fuhr die Gräfin, nachdem sie wieder zur Fassung gelangt war, fort, daß Ihr Verlöbniß mit Marien in einer Weise gelöst wird, welche die Arme vor den Mißurtheilen der Welt sichert. Sie stellen eine schriftliche Erklärung aus, daß die Verlobung um eines Hindernisses willen auseinander gegangen sei, bei welchem nur Sie, nicht Ihre gewesene Braut, eine Schuld treffe. Sie überlassen es mir, diese Erklärung allen denen, wo ich es für gut finde, vorzulegen. — Ich erwarte die Erklärung, Herr von Melwitz.

Daß Marien keine Schuld trifft — o ich möchte es mit meinem Herzblute schreiben.

Sie besteigen, sprach sie mit dem Tone des Befehles weiter, unverzüglich Ihren Wagen, verlassen, sobald es nur Ihre sonstigen Angelegenheiten erlauben, die preußischen Lande, gehen nach Wien, nach Paris, nach Rom, wohin es Ihnen gut dünkt; nur weit hinweg! — Ich muß um des Seelenfriedens Mariens willen darauf bestehen. Auch Ihnen wird es den Bruch erleichtern.

Ich soll — soll Marien nicht wiedersehen?!

Mir scheint, das versteht sich, wie die Sachen liegen, von selbst. Ich muß ernstlich bitten, Herr von Melwitz, jeden Gedanken an ein Wiedersehen fahren zu lassen, das zu nichts führen könnte, als das arme Kind noch unglücklicher als nöthig zu machen, ihr Herz zu brechen. Wollen Sie mir die Tochter rauben wie den Sohn? — — Oder schlägt in Ihnen noch eine geheime Hoffnung, Marien nach Ihren Wünschen zu bereden? Ich warne Sie, mein Herr, nach dieser Seite nichts gegen meinen Willen zu versuchen.

Ich bin in Ihrer Hand, gnädige Frau; ich habe mich selber darein gegeben. Doch ich würde das nicht gethan haben, wenn ich mich gegen die Gefahr, womit mich Ihre Worte bedrohen, nicht zu stählen vermocht hätte. Am wenigsten kann Ihre Drohung jetzt, in der Verzweiflung dieser Stunde, einen Schreck für mich haben.

Lassen Sie uns ruhig verhandeln. Sie haben Marien geliebt —

Haben! seufzte Ferdinand mit schmerzlicher Bitterkeit.

Nun wohl, Sie lieben sie noch. Um so mehr muß auch Ihr Wunsch, Ihr Bestreben dahin gehen, ihr

die Lösung des Bundes, der sie mit Ihnen verflicht, so leicht als möglich zu machen.

Gewiß, gewiß!

Darum bleibt das Beste, Sie reisen — wohin Sie wollen, nur weit von hier — und überlassen das Uebrige meiner Leitung!

Soll Marie den wahren Grund unserer Trennung erfahren? soll er ihr verborgen bleiben, ihr ein falscher vorgetäuscht werden? O nur keine Täuschung, die mich an ihr treulos erscheinen läßt!

Sie soll den wahren hören, aber aus meinem Munde.

Auch keinen Abschiedsbrief gestatten Sie mir?

Wenn Sie Marien lieben, kein Abschiedsbrief! Die Erklärung, deren es noch bedarf, können Sie mir von dem nächsten Orte, wo Sie auf eine Postgelegenheit treffen, zusenden.

Ich verehre in Ihnen meine Richterin, gnädige Frau; ich habe Sie mir selber zur Richterin gestellt; mir geziemt, mich zu unterwerfen. Aber sagen Sie Marien, sagen Sie ihr wenigstens (er brach, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in ein schluchzendes Weinen aus) wie Sie mich scheiden sehen!

## Siebentes Kapitel.

Nach Entfernung Ferdinands weilte die Gräfin wohl noch eine Stunde in dem Gartenhause, um sich zu dem, was jetzt weiter geschehen mußte, zu der schmerzlichen Eröffnung an die nichts ahnende Braut zu sammeln. Dann ging sie nach dem Schlosse, wohin in der Zwischenzeit auch Marie — da die Theestunde nahte — zurückgekehrt war.

Sie fand die Tochter am Fenster mit einer Stickerei beschäftigt, in ruhigem Abwarten, daß der Theeapparat gebracht werde und die Mutter komme.

Laß das einen Augenblick; ich habe dir eine wichtige Mittheilung zu machen, äußerte die Gräfin sanft, aber feierlich. Sie hatte bereits beim Vorübergehen an dem Kammerdiener im Hausgange verordnet, daß sie, was und wer auch komme, nicht gestört sein wolle und das Theezeug, bis sie danach schelle, draußen zu lassen sei.

Marie stutzte über die Feierlichkeit des Tones,

mit dem die Mutter zu ihr redete, stand betroffen vom Stickrahmen auf.

Ich habe eben Melwitz im Pavillon gesprochen, sagte die Gräfin.

Das äußerste Staunen, zwischen Freude und Sorge schwankend, malte sich in den Zügen Mariens. Ferdinand — frug sie — wieder hier?!

Sie war geneigt, sich zu freuen, aber der Ausdruck im Antlitze der Mutter wandelte die Freude in Schreck.

Er ist schon wieder fort, sagte diese.

Wieder fort! rief Marie; — ohne mich gesehen zu haben! Was wollte er denn? (mit einer Miene höchster Angst) was wollte er denn?

Fasse dich, meine Tochter. Wir haben eine ernste Angelegenheit zu besprechen. Melwitz hat mir eine Nachricht gebracht, — aus der sich ein starker Anstand hinsichts der Zulässigkeit deiner Vermählung mit ihm ergiebt.

Marie starrte. Wenn man ihr zugerufen hätte, daß die Welt am Untergange sei, hätte sie nicht bestürzter starren können.

Ein Anstand, so beschloß die Gräfin mit sanftem Nachdrucke den begonnenen Satz, über den ich nicht hinauszukommen weiß.

Was ist es denn? was ist es? flehte Marie wie halb besinnungslos.

Die Mittheilung der schauderhaften Entdeckung warf das unglückliche Kind bis zur Ohnmacht nieder. Als es der sorgsamen Hülfe der Mutter gelungen war, sie wieder zu sich zu bringen, war der Eindruck des Seelenzustandes, der aus ihren Augen und mühsam hervorgerungenen Lauten (denn zu Worten brachte sie es lange nicht) sprach, herzzerreißend. Auch würden wir die Gräfin sehr ungerecht verkennen, wenn wir meinten, daß sie dadurch nicht höchst schmerzlich bewegt worden sei. Nur daß anstatt einer Umkehr zu Milde und Versöhnung in Hinsicht auf den Bund Mariens mit Ferdinand, zunächst eine Stärkung ihres Zornes und Unwillens gegen diesen als die Ursache so bitterer Mutterleiden für sie und so herben Jammers für ihr letztes, ihr gelassenes Kind davon die Folge war. Sie sah sich nahe daran gebracht, ihm ihren Fluch nachzusenden.

Auch Marie fühlte am ersten Tage nur das Entsetzliche, hoffnungslos Scheidende, das zwischen sie und den einst so theuren Gegenstand ihres Grauens (denn für den Augenblick war er nur dieses) getreten war. Sie hatte sich, als der Todesstreich gegen den Grafen fiel, in Begleitung der Mutter in der

süddeutschen Hauptstadt befunden. Wenn auch ihr Bruder kein sonderliches Interesse an der schüchternen, damals in den mindest anziehenden Uebergangsjahren nach dem Kindesalter stehenden Schwester bezeigt und ihr mehr ein Gegenstand der Furcht als Neigung gewesen war, blieb doch das Andenken an die erste Nachricht des Mordes, an den Schreck der Mutter, an den Anblick des Todten im Sarge die gräßlichste Erinnerung ihres jungen Lebens.

Auch sie empfand ihr Gefühl für Ferdinand wie zerbrochen. Aber mehr und mehr gewann die frühere Empfindung über das Entsetzen, womit ihre Liebe zu ringen hatte, wie der Vollmond über die nächtlichen Wolken, die er siegreich nach dem Rande des Himmels scheucht, die Oberhand. Nicht als ob sie deshalb an eine Wiederanknüpfung des zerrissenen Bundes gedacht hätte. Dazu hatte das Vernommene sie doch zu tief und schreckhaft getroffen; wenn auch der Wahrheits- und Rechtssinn der Gräfin ihr mit dem erschwerenden Umstande des Verhältnisses zu Emmelinen auch den entschuldigenden, daß der Graf zuerst mit bewaffneter Hand auf Ferdinand eingedrungen sei, nicht verhehlt hatte. Wäre der Geliebte da gewesen, hätte sie sein Auge gesehen, seine Stimme gehört, so wäre die versöhnende Ausgleichung zwischen

ihnen wohl bald — vielleicht nach der ersten Stunde — gefeiert worden. Aber so hörte sie nur aus dem Munde der Mutter, daß auch er sie aufgegeben habe und weithin verreist sei. Sie hatte nichts als das stolze, schicksalstrenge Antlitz der Mutter vor sich; sie kannte die Meinung als unbeugsam, womit es bei dieser für immer abgemacht stand, daß die Ehe zwischen ihrer Tochter und Melwitz eine moralische Undenkbarkeit sei, kannte die Festigkeit dieser Meinung als etwas, dem zu widerstehen es ihr an Kraft fehle. Die erste scheue Aeußerung wiedererwachender Liebe und Sehnsucht, welche Marie gegen die Gräfin wagte, wurde von der letzteren zwar mit ungewöhnlicher, überraschend zärtlicher Milde (denn sie fühlte in der That ein inniges Mitleid mit dem Loose der Tochter), aber zugleich — dem Kerne und innersten Inhalte ihrer Antwort nach — so entschieden und starr abgewiesen, daß das bange Mädchen in sich zurückschreckte und dergleichen zu wiederholen nicht den Muth hatte. Die übermächtige Autorität der Mutter, das Stillschweigen Ferdinands und daß er selber dadurch das Verhältniß für gelöst erklärte, band ihre Seele. Sie hatte von der Gräfin vernommen, daß er in ferne Lande gegangen sei, ohne daß sie erfahren konnte, wohin. Sie würde daher, selbst wenn sie sich hätte ermuthigen

wollen, ihm eine Versicherung ihrer fortdauernden Liebe zu senden, nicht gewußt haben, wohin sie den Brief adressiren solle. Auch vermochte alles siegreiche Wiederaufleben ihres Liebesgefühles nicht, ein Gefühl des Schauders vor dem einstigen Abgotte ihres Herzens ganz zu zerstreuen, das sie nicht dazu kommen ließ, auf die Unternehmung von etwas Außerordentlichem zur Wiedervereinigung mit ihm ernstlich den Sinn zu richten.

Unterdessen irrte Ferdinand unruhvoll schweifend umher, kehrte dann nach Verlauf eines Jahres zur Einsamkeit seines Gutes zurück, wo er sich wie früher in ungeselliger Absperrung den Blicken der Menschen entzog und nur noch da, wo es die Ausführung eines Geschäftes, die Ausübung einer Liebespflicht galt, nicht aber für die Freuden des Umganges zugänglich zeigte. Auch fand man in der Nachbarschaft zwar wohl die plötzliche Auflösung seines Verlöbnisses, hinter deren Grund man nicht zu kommen vermochte, nicht aber seine Zurückziehung aus der Gesellschaft in Folge derselben auffällig; zumal da man von früher her seine Hinneigung zu melancholischer Vereinsamung kannte.

Es lag eine Welt von Gram, wenn er so im einsamen Kabinete vor sich hin über das Verlorene

sann, auf seiner sinkenden Stirne. Doch so nacht=düster es zuweilen in seinem Herzen aussah, dazu kam es selbst in den Stunden des finstersten Kummers nicht, daß er bedauert hätte, sein Bekenntniß vor der Gräfin abgelegt zu haben. Im Gegentheil blieb es ihm, auch wenn er sich der Verzweiflung nahe empfand, ein wohlthuendes Gefühl, daß zwischen ihm und Marien jetzt Alles im Klaren sei. Er schöpfte eine wohlthuende Stärkung aus dem Bewußtsein, durch die Ablegung seines Bekenntnisses einer schweren Pflicht nachgekommen zu sein, und die Kraft in Gott zu einer ernsten That der Läuterung und Sühne gefunden zu haben. Heller und heller dämmerte die Erkenntniß in ihm, daß es auch für den protestantischen Christen eine werkthätige Buße, wenn auch nicht im Sinne eines rechtlich zu zahlenden Entgeltes, doch als sittliche Läuterung auf dem Wege der That gebe.

Und auch im Sinne jenes rechtlichen Entgeltes vor dem Richterstuhle des weltlich bürgerlichen Gesetzes genugzuthun und seine gesetzliche Lossprechung zu erwirken oder eine sühnende Strafbuße zu leisten, fühlte er sich von neuem gedrängt. Gleich am Tage, wo er aus dem Gartenhause der Gräfin schied, wie auch wiederholentlich nachher während seines irrenden

Schweifens, war ihm der Gedanke nahe getreten, noch jetzt den Spruch der Gerichte über sich anzurufen. Emmeline war todt und konnte wegen ihres falschen Zeugnisses und Eides nicht mehr gefährdet werden; das Glück Mariens war schon so herbe zerstört, daß der Zuwachs an Kummer, der ihr aus dem Rechtsspruche über ihn erwachsen konnte, nicht in Betracht zu kommen schien. Ein Reiz, halb aus einem neuaufgeregten Bedürfnisse nach Buße und Reinigung, halb aus dem Drucke seiner Schwermuth hervorgehend, lockte ihn; der Stolz, auch in seinen edleren Elementen, kämpfte dagegen. Und nicht bloß mit Gründen des Stolzes. Hatte er nicht seine Richterin schon gesucht und gefunden? Der Mutter des Erschlagenen hatte er sich entdeckt, ihr die Entscheidung über das Geschick seiner Zukunft anheimgestellt. War nicht die Trennung von Marien, die sie über ihn verhängt hatte, eine Strafe, schwerer als sie irgend ein Gericht über ihn verhängen konnte? Und bedurfte er es zu seiner Versöhnung mit Gott, daß ein weltliches Gericht über ihn zu Rathe sitze? Sollte er sich so lange in der tröstlichen Vorstellung, daß er das nicht bedürfe, getäuscht haben?

Vielleicht wirkte jenem Reize der Verzweiflung auch die heimliche Rücksicht entgegen, nicht durch den

Scandal einer criminellen Untersuchung und die damit nothwendig verbundene, voraussichtlich weithin durch alle Zeitungen schallende Verlautbarung seines blutigen Eingriffs in die nächsten Familienbeziehungen Mariens dem Bunde mit ihr ein unübersteigliches Hinderniß mehr in den Weg zu schieben. Es schien, als ob doch noch eine stille Ahnung in seiner Seele lausche, daß sich die verhängnißvollen Schwierigkeiten, die sich wider die Ehe zwischen ihm und Marien thürmten, noch einmal lösen würden.

Jedenfalls lauschte die Ahnung nur ganz im Hintergrunde seiner Seele. Die Vorstellung, daß er Marien nie wiedersehen werde, von ihr auf ewig geschieden sei, herrschte. Wie unerträglich sie auch, zum Wahnsinne führend, auf seinem Gemüthe drückte, er konnte sich nicht ermannen, etwas weiter zu wagen, um sich mit Marien gegen die Entscheidung der Gräfin in Verbindung zu setzen. Es war nicht sowohl die Furcht vor den schlimmen bürgerlichen Folgen, die ein solcher Versuch für ihn haben konnte, — die nur zu begründete Furcht, von der erzürnten Gräfin den Gerichten überliefert zu werden, — als das Beste und Edelste in ihm, wodurch der Muth dazu in ihm gebrochen ward. Er fühlte, daß er kein Recht habe, sich der Geliebten gegen den Willen

der Mutter, in welcher er sich selbst seine Richterin gesetzt hatte, aufzudrängen. Er konnte in seiner schwermüthigen Stimmung nicht anders als seine That und deren Einfluß auf seinen Liebesbund mit den Augen der Gräfin sehen. Auch ihm rückte sich sein Verhalten gegen seine Braut und die Gräfin in eine Beleuchtung, als habe er sich schon durch seine Bewerbung um Marien, noch ehe er ihre Verwandtschaft mit dem Getödteten kannte, einer unziemlichen Anmaßung schuldig gemacht. Der Eindruck seiner That hatte sich ihm durch die scharfen, ungünstigen Lichter, welche von dem Standpunkte der gekränkten Mutter und von ihrer Auffassung aus in deren Dunkel gefallen waren, zu der ersten lastenden Schwere verdickt. Auch ihm erschien sein Bund mit Marien durch die Entdeckung, welch ein Band des Blutes die Geliebte mit dem Blute des Erschlagenen verknüpfe, wie unrettbar aus den Fugen gebracht.

# Achtes Kapitel.

Er fand in der Stärke dieser Empfindung sogar seinen nächsten Trost, die nächste Erleichterung seiner Trennung von Marien. Konnte er selber noch ernstlich die Fortsetzung und Vollziehung eines Bundes wünschen, der in seinem innersten Wesen getrübt und verrückt, einer Entwicklung zu frohem Gedeihen unfähig gemacht war. Jagte seine Seele nicht einem leeren Wolkenbilde, das ihn mit der Dunstgestalt hängender Gärten am Horizonte täuschte, nach, wenn er sich das Bild seiner Liebe, seines Liebesglückes mit Marien, in der früheren Färbung, so wie er einst dieses Glück empfunden und noch reicher und tiefer in Zukunft zu empfinden gehofft hatte, zurückrief? War nicht all jene Seligkeit nur ein Wolkenbild, das vor dem Wehen des Nordwinds zerronnen war; ein nichtiges Luftschloß, das zu bauen er sich nie hätte erdreisten sollen; ein Traum, aus dem ihn die Wirklichkeit mit dem Brausen ihrer Stürme geweckt hatte?

Doch die Erleichterung, die er nach dieser Seite fand, würde zugleich zur herbsten Seelenmarter geworden sein (denn war es nicht seine Schuld, die ihn um das Glück des Paradieses, das er sich hatte winken sehen, gebracht hatte, und gestaltete sie sich nicht in diesem Bewußtsein für ihn so schwarz und schwer wie noch nie?) hätte nicht eben aus der Tiefe seiner Umnachtung ihm ein besserer Trost geleuchtet, sich ihm aus dem Zerfalle aller Erdenfreuden und Erdenstützen ein Halt entgegengestreckt, um den sich sein verzweifelnder Muth als um den einzigen sichern und rettenden schlang.

Nie hatte sich die Hülfe der Religion mächtiger und trostreicher für ihn geltend gemacht. Ja, hier war eine Stelle, wo dem verzweiflungsvoll Umgetriebenen zu ruhen vergönnt blieb; hier eine Stätte der Liebe, von der er sich nicht verstoßen, verbannt zu fühlen brauchte; hier blieb eine Zuflucht mit offenen Pforten, ihn in Empfang zu nehmen. Wie inbrünstig betend lag er oft einsam, ehe er sein nächtliches Lager bestieg, neben seinem Bette auf die Kniee geworfen! — wie erleichtert, ermuthigt, wie (bei allem Schmerze um die verlorene Braut, der in seiner Größe und Tiefe dadurch nicht verwischt, sondern nur gereinigt wurde) von einem Balsam der

Beruhigung durchronnen stand er vom Boden der Kammer auf, zu dem sich sein gebrochener Stolz vor dem Richter und Helfer im Himmel gedemüthigt hatte! Selbst von Marien fühlte er sich — in das Bewußtsein Dessen, was ewig, erhoben — nicht mehr auf ewig getrennt.

Nur Gott — und das Vaterland blieb ihm; aber auch in dem Vaterlande ein theuerer Hort, ein reicher Quell der Ermannung, Belebung, Begeisterung; wenn auch, wie damals die Lage Preußens war, nur eines begeisterten Todesmuthes. Wohl war es eine düstere Zeit der angstvollsten Spannung für alle patriotischen Herzen, die im Jahre vor dem Zuge des fränkischen Weltdictators gegen das störrige Rußland über König und Volk des schwerbedrängten Reiches aufging. Jeder Augenblick drohte die Nachricht von den gewaltthätigsten Maßregeln der Vernichtung zu bringen, die der ergrimmte Argwohn Napoleons wider den ihm verdächtigen Staat zur Sicherung seines Rückens bei dem bevorstehenden Feldzuge beschlossen habe, jeder Augenblick den Aufruf zu einem Kampfe um Rettung oder Untergang zwischen den unausreichenden Kräften des kaum erst heimlich erstarkenden Preußens und den unermeßlichen des Gebieters über Frankreich, Holland, den

Rheinbund, Italien. Doch wann hätte sich jemals ein Volk, dessen Kraft noch nicht völlig zerschmettert oder welk verkommen war, zu dem hoffnungslosesten Kampfe ohne einen Strahl von Siegeshoffnung gedrängt gefunden? Ferdinand warf sich mit voller Brust in die Todes- und Siegestendenzen des Vaterlandes. Wie die Sparter bei Thermopylä für Deutschland zu fallen, das schien das einzige, das höchste Ziel des Glückes, das er auf Erden noch zu erstreben hatte.

Zu der harmonischen Durchdringung seiner patriotischen und religiösen Erhebung, wie zur Sicherheit und Wärme der letzteren trug es wesentlich bei, daß er sich in seiner Umgebung mit seiner religiösen Gesinnung nicht mehr so wie in dem Berlin von 1805 vereinzelt fühlte, dieselbe nicht mehr unter den dagegen andringenden Wogen einer ungläubigen Zeitrichtung mühsam und halb künstlich aufrecht erhalten mußte. Er hatte jetzt die Befriedigung, in einer von gleicher oder doch verwandter Sinnesart erfüllten Atmosphäre zu athmen. Allerdings war es noch mehr Verwandtschaft als Gleichheit, da sich der Umschwung zunächst mehr in den religiösen Gefühlen als in der Denkweise aussprach. Doch hatte der Drang der Heimsuchungen, die über Deutschland gekommen

waren, die Gemüther der Menschen wieder auf Gott zu richten begonnen. Ein wahres tiefes Bedürfniß nach Stärkung aus Ihm hatte die Herzen ergriffen. Nicht mehr bloß um ein kaltes nüchternes Gelten-lassen der Existenz Gottes bei praktischem Atheismus oder um das romantische Phantasiespiel einer Kunstschule war es zu thun. Die Andacht war wieder in die Wirklichkeit und den Ernst des Lebens getreten; eine glaubenswillige Zeit hatte die Stelle einer glaubensdürftigen eingenommen. Wo wären auch je so große Tage wie diejenigen, deren Morgenröthe nun bald am Horizonte Deutschlands aufgehen sollte, in einer Zeit des Unglaubens möglich gewesen?[1]

Die Verheirathung zwischen Wilmuth und Clärchen war bisher, da die Unsicherheit seiner bürgerlichen Stellung noch nicht die Gründung eines

[1] „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.“ Goethe: Westöstlicher Divan.

eigenen Hausstandes gestattet hatte, von Jahr zu Jahre verschoben worden. Aber seine Ernennung zum außerordentlichen Professor in Königsberg in Folge einer mit Beifall aufgenommenen kirchengeschichtlichen Monographie hatte das Hinderniß beseitigt. Als sich das drohende Wetter, das über dem Vaterlande hing, durch den Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen verzogen hatte, kam er, seine Hochzeit zu feiern. Die Feier verzögerte sich noch ein paar Wochen nach seiner Ankunft durch das verspätete Eintreffen einer dabei erforderlichen Bescheinigung, so daß Ferdinand der Gegenwart des Freundes länger, als er hatte hoffen dürfen, genoß. Es war eine wohlthätige Zerstreuung und Freude, doch zugleich auch ein Anreiz des Schmerzes, was ihm aus der Anwesenheit Wilmuths und der Hinzögerung der Hochzeit erwuchs. Wie hätte der Anblick der Brautwonne der Liebenden nicht das Gefühl seines eigenen Verlustes bitter aufregen sollen!

Er hatte dem Freunde die Auflösung seiner Verlobung nur mit kurzen Worten nach Königsberg gemeldet und als Grund bloß angeführt, daß er eines solchen Glückes nicht würdig gewesen. Das Weitere darüber müsse bis zu späterer persönlicher Begegnung verspart bleiben. Doch ein Tag nach dem andern

verging, ohne daß sich Ferdinand zu der in Aussicht gestellten Mittheilung entschließen konnte oder Wilmuth die Wunde zu berühren wagte; obschon es an Zeit zu traulichen Zwiegesprächen nicht fehlte. Denn der Bräutigam wohnte bis zu seiner Verheirathung auf dem Schlosse und es pflegte in dem Pfarrhause frühe Nacht zu werden, so daß die Freunde nicht bloß die frühen Morgenstunden, sondern in der Regel auch eine oder ein paar spätere Abendstunden allein mit einander zubrachten. Der glückliche Bräutigam bemerkte aus all dem Wonnenmeere hervor, in welchem er selber schwamm, die verdüsterte Stimmung des Freundes. Die auffällige Wandlung, die mit Ferdinand vorgegangen war, diese Haltung einer fromm in sich gefaßten, aber schwermüthigen Resignation, die edle, aber tiefe Trauer, die in den Zügen seines Antlitzes webte, bewegten das Gemüth Wilmuths zu innigem Antheile. Endlich erlaubte sich derselbe eines Abends eine leise Hindeutung auf jenes Versprechen näherer Mittheilung. Bis weit über Mitternacht saßen beide an diesem Abende zusammen. Auch dem Freunde gegenüber war für Ferdinand die Stunde vollen Vertrauens, die Stunde des gebrochenen Stolzes gekommen. Der junge Gottesgelehrte fühlte sich von der Eröffnung, daß jener

Graf von Landeck, dessen gewaltsamer Tod noch immer in räthselhaftem Dunkel lag, durch die Hand Ferdinands gefallen sei, und von der Schilderung des tödtlichen Nachtkampfes im Innersten erschüttert; um so tiefer erschüttert, weil seine Seele zart und furchtsam, auch ungewohnt an Vorstellungen der Gewaltthätigkeit und des Blutes war. Und fast ebenso schreckhaft, jedenfalls noch schmerzlicher (wegen der unzweifelhafteren Schuld, die sich ihm hier aufdrang) war der Eindruck, den seine reine Seele bei der Erzählung des Freundes von dessen Verkehre mit Emmelinen und dem berauschten Sündentaumel, in den die Jugend seines Melwitz verwirrt worden, empfing. Er hatte Mühe, sich insoweit zu fassen, um eine sanfte tröstliche Zurede, mehr im Tone des Aufringens aus eigner innigster Ergriffenheit und vom Gesichtspunkte des brüderlich an der Belastung des Bruders theilnehmenden Menschen, als irgend mit dem Anspruche einer seelsorgerischen Einwirkung von seinen bebenden Lippen zu bringen. Die melancholische Trübe, an welcher Ferdinand litt, konnte dadurch nicht gehoben werden; — aber mehr und mehr linderte sich sein nagender Gram; mehr und mehr klärte sich sein Trübsinn zur stillen Gelassenheit.

# Der Furchtsame ein Held.

# Erstes Kapitel.

Der Winter, der ein so schweres Gottesgericht über die französische Gewaltherrschaft bringen sollte, hatte sein tödtliches Geleit um den Rückzug der großen Armee her begonnen. Die Siegesbülletins, die bis zu den Goldkuppeln des Kreml hin mit dem gewohnten Prunke napoleonischer Rhetorik von einer blutigen Niederlage der Russen nach der andern weit über Europa posaunt hatten, waren schon seit mehreren Wochen verstummt, die patriotischen Herzen in Deutschland geneigt, sich daraus das Schlimmste, für die Zukunft des Vaterlandes das Beste zu deuten. Auf die Nachricht vom Brande Moskaus und dem angetretenen Rückmarsche Napoleons und als sich die ersten dumpfen Gerüchte von den Schrecknissen und Verlusten dieses Rückzugs verbreiteten, äußerte sich die Stimmung entlang der ganzen preußischen Grenze, von „Memel“ bis „Johannisburg“ so, daß nur „ein Funke nöthig schien, um Flamme zu haben.“

Aber noch blieben es (außer jenem bedeutsamen authentischen Schweigen) nur dumpfe Gerüchte, aus denen sich die weiter und weiter nach Preußen und Deutschland hinein wallende Aufregung erzeugte und nährte; Gerüchte, wie sie auch wohl in früheren Jahren von vermeintlichen Niederlagen, welche die Franzosen erlitten haben sollten, aufgetaucht und als wesenloses Trugbild zerronnen waren. Der Eindruck des Feldherrngenius wie der Riesenmacht des Bezwingers, die vieljährige Erfahrung seiner zuweilen gegen die anscheinend günstigste Aussicht auf eine Wendung des Schicksals erneuerten Siege, die Erinnerung an die unzählbaren, siegesgewohnten, im besten Bestande der Ausrüstung und Einübung befindlichen Heeresmassen, die man sich nach Osten hatte wälzen sehen, ließ noch immer in allen minder sanguinischen Gemüthern ein volles gläubiges Vertrauen auf die Hoffnung, deren Lenzluft für Deutschland aus den russischen Eisfeldern wehte, nicht aufkommen. Noch herrschte im Ganzen mehr erwartende Spannung.

Ein kalter Wintermorgen leuchtete mit frostklarem Himmel über den Straßen von Königsberg. Dicke, weit hinab reichende Eiszapfen reihten sich dicht an den Dächern. Der Schnee knisterte unter den Füßen

der Wandelnden, die bis auf Augen und Nase in Pelz oder was sie nur Wärmstes im Besitze hatten, vermummt mit schnellen Schritten, bei jeder Ausströmung des Odems eine leise Dampfwolke vor sich hin kräuselnd, auf den an den Häusern hin getretenen Bahnen die Straße entlang eilten. Selbst nahe Bekannte gönnten sich beim Zusammentreffen keinen Aufenthalt, sondern sputeten ihren Schritt, den Pelzrock enger übereinander ziehend, unter flüchtiger Begrüßung aneinander vorüber, oder standen nur, um sich eine kurze Bemerkung über die „grimmige Kälte“ mit trippelndem Fuße mitzutheilen.

In der Studirstube Wilmuths aber umfängt uns ein ganz behaglicher Zustand. Jenes anheimelnde Schneelicht, das auf diejenigen, die nicht gerade am Auge leiden und Sinn für die häusliche Gemüthlichkeit winterlicher Umschlossenheit haben, so eigen erfreulich wirkt, webt mit seinem eigenthümlichen, an Mährchen und singende Bratäpfel mahnenden Zauber um Schrank und Nußbaumkommode, wie um das mit Büchern und Papieren erfüllte Schreibepult, vor dem wir auf gepolstertem Reitstuhle unsern Professor finden. Er sitzt im warmen, wohlgefütterten Hausrocke, den ihm sein junges Eheweib im Herbste an seinem Geburtstage als eine kunstreiche selbsteigene

Schöpfung oder doch Halbschöpfung ihrer Hände zum Schutze für den anrückenden Winter verehrt hatte. Die prächtigen Krystallblumen an den Scheiben der wohlgefugten Doppelfenster dämpfen den rings im Gemache waltenden Schneewiderschein nur zu noch gemüthlicherem Dämmerglanze und zeigen sich (auch an den inneren Scheiben) nicht geneigt, vor der zu ihnen dringenden Ofenwärme zu schmelzen. Der breite hohe Kachelofen wird darum nicht müde, einen wohnlichen Wärmehauch in das mäßig geräumige Zimmer zu strömen und verbreitet (obschon dem Pulte bis auf ein paar Schritte nahe und auf das reichlichste mit prasselndem Holze gefüllt) doch nur eine wohlthätige Luftschicht um den davor sitzenden Wilmuth. Das alles gibt uns die Empfindung, daß wir in einer der Beihülfe von Holz und Feuer zwar dringend bedürftigen, dabei aber zum Aufblühen von häuslichen Winterblumen des glücklichsten Behagens überaus günstigen Region verkehren.

Auch fühlte sich Wilmuth heute Morgen nicht bloß in seiner leiblichen Umgebung und Atmosphäre behaglich, sondern auch an Geist und Herzen in der glücklichsten Stimmung. Er hatte erst vor wenigen Minuten Clärchen an der Thüre der Speisekammer, bis wohin er ihr vom Frühstückstische aus das

Geleit gegeben, nach gemüthlich neckendem Geplauder mit einem Kusse verlassen. Die ernste Bedeutung des historischen Momentes, der eben jetzt mit eisiger Schicksalshand im fernen Dunkel der russischen Steppen am Geschicke der Welt und des Vaterlandes schuf, nahm sonst auch seine Seele bis zu hoher Spannung, wenn auch nur noch in unsichern Umrissen und ahnungsvoll ein. Doch war der Ernst dieser Stimmung heute vorübergehend einem Gefühle heiterer Befriedigung in dem eigenen persönlichen Lebenskreise gewichen. Er las einen Brief seines früheren Principales, des Grafen, den er auf dem Wege nach seinem Studirzimmer aus den Händen des Briefträgers empfangen hatte und dessen Inhalt ihm sichtlich zu großer Freude gereichte.

Sie werden, schrieb der Graf, es natürlich finden, lieber Professor, daß ich meine Freude über die gedeihliche Entwickelung und Befestigung des Eheglückes meiner Auguste vornehmlich mit dem Manne zu theilen wünsche, dem ich die Heilung des ärgerlichen Bruches, womit sich ihre Ehe bedroht sah, verdanke. Ich habe während eines mehrwöchentlichen Besuches bei den guten Kindern, von welchem ich erst gestern auf einige Tage heimgekehrt bin, um bald zur Weihnachtsfeier zu ihnen zurück zu eilen, eine recht überzeugende

Anschauung gewonnen, wie gut es jetzt zwischen Augusten und ihrem trefflichen Gatten steht. Ein wahrhaft leidenschaftliches Interesse für Gartenkunst, das bei Augusten erwacht ist und auf das der gute Lammschütz nicht bloß mit nachgiebiger Gefälligkeit, sondern mit aufrichtiger Theilnahme und eifrig mitschaffender Thätigkeit eingeht, hat wohl am meisten beigetragen, dem Verkehre zwischen beiden eine nieversiegende Anregung zuzuführen. Sie kennen die Lebhaftigkeit, mit der meine Tochter dergleichen Liebhabereien zu ergreifen pflegt. Selbst in der winterlichen Regenzeit gegen Ende des Oktobers, die ich bei ihr zubrachte, sowie nachher trotz der steigenden Kälte, wußte sie sich mit dem von ihr angelegten Parke in Plänen und Vorbereitungen für den kommenden Frühling mehr als billig zu thun zu machen. Es war mir ordentlich rührend, wenn sie zuweilen mit ihrem Lammschütz ganz durchnäßt und beschmutzt oder ganz blau vor Frost von einem Gange, auf dem sie ihm einen in ihr neuaufgeschossenen Plan zu verdeutlichen gesucht hatte, zurückkam. Und wie mußte es mich erst rühren, als sie eines Abends nach solcher Promenade vom Theetische aufsprang und sich unter liebkosender Anschmiegung an den Gatten in ein zärtliches dankbares Lob des empfäng-

lichen, geschickt weiterbildenden Sinnes, den er bei Aufnahme ihres Gedankens bewiesen, ergoß. Auch hat sich ein munterer gutmüthiger Neckton, in welchem sich beide sehr zu gefallen scheinen, zwischen ihnen entwickelt, ja Ludwig ist dahin gediehen, ihr manchmal recht derb mit einer treffenden Bemerkung oder Antwort auf die Finger zu klopfen, was ihr nicht bloß heilsam, sondern — so ein wunderliches Wesen, wie sie ist — geradezu angenehm scheint. Dazu kommt, daß er sich das unglückliche Gesichterziehen, das Augusten so großen Anstoß gab, beinahe völlig abgewöhnt hat. Ich sprach einmal gegen diese in seiner Abwesenheit davon und hatte die Freude, sie nicht bloß meiner Bemerkung, daß das doch recht hübsch von ihm sei, mit einem lebhaften „gewiß, gewiß“ beipflichten zu hören, sondern sie bei meiner weiteren Anerkennung der Stärke des Charakters und des hohen Grades von Liebe, die er dadurch bewiesen, bis zu Thränen bewegt zu sehen. Es waren gar glückliche Abendstunden, wenn uns Ludwig nach dem Thee aus Schillers Befreiung der Niederlande oder den Memoiren der Markgräfin von Baireuth vorlas. Denn er liest so etwas mit schlichtem einfachem Vortrage, aber recht gut; und ich konnte wahrnehmen, daß die Lectüre Augusten zuweilen

fast noch mehr als uns Männer anzog. Sie war es, die immer zuerst dazu aufzufordern pflegte. Ein allerliebstes Pärchen, ein Söhnchen und Töchterchen, die bereits den Hausstand vermehren und mit denen Auguste nur zu sehr in Gefahr steht, Abgötterei zu treiben, nehmen mir vollends alle Furcht, als ob es nicht auch in Zukunft nach Wunsche gehen sollte.

Wie hätte es unsrem Wilmuth, als er diese Zeilen erst rasch in eiliger Auffassung des Ganzen durchlief, dann nochmals das Einzelne genauer in Auge und Prüfung nahm, nicht zu froher Genugthuung gereichen sollen, daß ihm sein Werk — denn durfte er die Rückführung Augustens zu ihrer Pflicht nicht so nennen? — so gut, als er nur irgend hatte hoffen dürfen, gelungen schien. Er erlaubte sich nun zwar keine selbstgefällige Bespiegelung, sondern fühlte sich nur angetrieben, von neuem seinen Dank an Gott für die wunderbare Kräftigung, die ihm damals zu Theile geworden, zu zollen und ihm als dem Geber jenes guten Ausganges einen stillen Psalm dankbaren Lobes für seine Güte zu weihen. Doch verband sich damit zugleich ein Gefühl der Zufriedenheit mit sich selber, so wie ein nicht weniger zufriedener Hinblick auf seine eigene Ehe, bei der es einer solchen halb-künstlichen Eingewöhnung nicht erst bedurft habe.

Er sollte sich nicht lange diesen gemüthlich friedlichen Betrachtungen überlassen dürfen. Ein Bekannter, der Regierungsassessor Straubenberg, trat nach kurzem Klopfen, ohne des „Herein“ zu warten, in's Zimmer.

Wilmuth, welcher wußte, daß der Freund sich von den kriegerischen Zeitläufen und der schneidenden Kälte nicht hatte abschrecken lassen, nach Gumbinnen zur goldenen Hochzeit seiner Eltern zu reisen, sprach seine Freude aus, ihn gesund und munter wiederzusehen.

Ja, ich habe, so gut verpackt ich auch war, auf dem Wege hin und zurück tüchtig klappern müssen. Doch kann ich's nicht bereuen; denn es waren herrliche Tage, die ich mit Eltern und Geschwistern verlebt habe. Und wenn es, wie ich kaum mehr zweifle, zu einem Umschwunge der Dinge kommen sollte, der alle waffenfähige Jugend in Deutschland mahnt, mit dabei zu sein, kann man sich nicht frühe genug auf Strapazen aller Art einüben. Nun, die meine mit Pelzrock und Fußsack und warmem Kaffee oder Warmbier in nicht zu weiten Strecken wollte am Ende nicht viel sagen. Und doch — gestern Abend stieg die Kälte so, daß es auch bei mir vor der Hand genug wurde. Wenn ich mich in die Lage der Franzosen



Bayerische Staatsbibliothek München

auf ihrem Rückzuge denke, auf weiten, dünnbewohnten, wohl gar von den wenigen Bewohnern verlassenen Steppen, ohne Obdach und Feuerung, ohne Warmbier, von Kosakenschwärmen umkreist — —

Haben Sie vielleicht, fiel Wilmuth ein, in Gumbinnen etwas Verlässiges darüber gehört, wie es auf dem Kriegsschauplatze aussieht? Man ist diesem und der russischen Grenze dort näher.

Aus Rußland her wußte man bis jetzt nicht viel mehr als wir. Aber ein Handlungsreisender, den ich beim Feste meiner Eltern sprach und der eben aus Polen (ich weiß nicht von woher) zurückkam, will unterweges — er meinte, er könne sich nicht täuschen, er habe sich das Gesicht im Frühjahre in Dresden, wo er sich gerade während der dortigen Fürstenzusammenkunft befunden, zu genau eingeprägt.

Was für ein Gesicht?

Eines zum Nichtverkennen, wenn man es auch nur von den Fenstern der Bilderläden kennt: — Napoleons! Er erzählte, als er am vergangenen Dienstage noch bei heller Tageszeit in einem polnischen Posthause auf andere Pferde gewartet, sei ein großer Schlitten herangesaust, an welchem, wie an seinem, die Pferde gewechselt worden. Ein halbes Dutzend von dickverpelzten Gestalten habe sich aus

Bayerische Staats-Bibliothek München

dem Schlitten gewickelt, um sich während des Umspannens der Pferde im Posthause zu wärmen. Ein langer Mann, der den Andern voran in das Posthaus gekommen sei, habe, als er ihn in der Passagierstube bemerkt, einige Worte rasch in gedämpftem Tone mit dem Postmeister gewechselt, worauf sie dieser nach seiner Wohnstube weiter hinten geführt habe. Sie seien auf dem Wege dahin im Hausgange ganz dicht an ihm vorübergekommen. Der Eine, ein Mann von starker kurzer Statur, der nach dem Bezeigen der Andern der Vornehmste geschienen, habe sich im Vorbeigehen mit flüchtiger Wendung des Kopfes und scharfem Blicke ihm zugewandt. Der Blick, die Nase, der Mund — die aus dem hohen Pelzkragen vorblitzenden Augen — so sicher als an sein eigenes Leben glaube er, daß es kein anderer als Kaiser Napoleon selber gewesen sei. Auch nachher, als sie das Posthaus wieder verlassen und noch einmal an ihm, der durch ein kleines Glasfenster in der Thüre der Passagierstube gelugt, vorbeigekommen wären, habe sich die Wahrnehmung bestätigt. Unmittelbar darauf sei der Schlitten, wie von einem Sturmwinde entführt, auf der Straße nach Warschau entschwunden. Er meinte, im murmelnden Gespräche zwischen Zweien des Gefolges die Worte „quand

nous serons à Paris —“ vernommen zu haben. Wenn der Mensch recht gesehen! wenn es Napoleon selber wäre, so fast allein — auf stäubender Flucht!

Sollte es dahin mit ihm sein, sprach Wilmuth. Nur fürchte ich, wenn sich Ihr Reisender nicht getäuscht hat, daß es bloß halb eine Flucht ist, — diese Sturmwindseile, womit sich der Dämon in die Werkstätte seiner Macht zurückschnellt, um dort neue Wetter des Verderbens zu brauen.

Mag er immer brauen, rief Straubenberg, wenn nur auch wir das Unsere rasch dazu thun und die Gelegenheit ohne Zagen und Zögern beim Schopfe ergreifen.

Doch ich muß auf die Regierung, unterbrach er sich, nach der Uhr sehend. Mein Präsident wird schon murren, daß ich so spät komme. Nun, ich denke, meine Nachricht aus Polen wird ihn begütigen.

## Zweites Kapitel.

Einige Tage waren seit diesem Morgen verflossen, und jenes neunundzwanzigste Bülletin, wodurch Napoleon vor seinem Abgange vom Heere das lange Verstummen des französischen Hauptquartieres brach und den Schleier lüftete, hatte seinen Weg nach Königsberg gefunden. — Aber schon bedurfte man hier des halben Bekenntnisses, zu dem sich der Imperator wider Neigung und Willen gedrängt sah, nicht mehr. Schon entsetzte die eigene Anschauung des ungeheuern Schicksals, dem das stattlichste, zahlreichste, siegeszuversichtlichste Heer, von dem die Weltgeschichte wußte, erlegen war; die Anschauung des unermeßlichen Elends. Wagen auf Wagen in unabsehbaren Reihen mit Verwundeten und Kranken karrten heran. Halberfrorene, dürftig gegen die Kälte in Lumpen eingemummte Gestalten mit dem Ausdrucke gleichgültiger Verzweiflung im stieren Blicke wankten durch die Straßen. Generale, Obřisten,

Officiere in Menge schlichen, sich nur mit Anstrengung aufrecht haltend und weiter schleppend, zu Fuß oder hockten mit frosterstarrten Gliedern auf Bauernschlitten. Selbst die stolze Kaisergarde, deren Ueberbleibsel unter dem Könige von Neapel noch in soldatischer Haltung in Königsberg einzogen, welch einen Anblick bot sie dem ihres früheren Glanzes gedenken Auge in ihrer verfallenen, armselig ersetzten Ausstattung, mit ihren gelichteten, zu einem kleinen Häuflein geschmolzenen Reihen! So sehr sich König Mürat während seines Verweilens in Königsberg beeiferte, die Mängel der Ausstattung zu ergänzen, durch häufige Vorführung seiner noch kampffähigen Truppen in Paraden und Musterungen zu imponiren und durch den bunten theatralischen Schimmer seiner eigenen, die Stadt auf windschnellem Rosse durchblitzenden Erscheinung zu blenden, die Einsicht, daß hier nicht mehr die siegesgewisse Herrlichkeit der ausgerückten stolzen Colonnen, sondern nur ein armer, aus ihrem Untergange geretteter Rest paradire, konnte dadurch nicht irre gemacht werden.

Was wird Preußen thun? Das war die Frage, von der alle patriotischen Herzen in Königsberg, wie bald in ganz Deutschland bewegt wurden. Es schien eine moralische Unmöglichkeit, daß der große Moment

ungenützt vorüberstreichen könne, daß die gelegene Stunde zur Brechung der gehässigen Bande versäumt werde. Aber noch fochten preußische Truppen unter Befehl eines französischen Marschalls; noch ließ der Gedanke, daß die Kanonen und Bajonette der Russen auch wider die preußischen Heerschaaren, die auf Seite der Franzosen kämpften, gerichtet seien, kein reines unbeengtes Gefühl freudiger Theilnahme an dem siegreichen Vordringen der moskowitischen Waffen zu.

Da erscholl die Kunde von dem Entschlusse, der entscheidungsschweren That Yorks. Wohl mochte kaum irgend jemand, der sich nicht mit kriegskundigem Auge an Ort und Stelle des wichtigen Ereignisses befand, im Stande sein, die militärische Bedeutung des zwischen dem preußischen Generale und den Russen getroffenen Abkommens für die Verschlimmerung der Lage der Franzosen und dadurch für den Fortgang des Krieges in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Doch der Gewalt des erschütternd begeisternden Eindruckes, womit die Nachricht auf Alle, denen die Befreiung Preußens und Deutschlands am Herzen lag, wirkte, geschah dadurch kein Abbruch. Alle vaterlandstreuen Gemüther durchdrang es, daß mit dem Federzuge Yorks unter der Convention von

Tauroggen der ersehnte Riß zwischen dem Preußen der jüngsten Vergangenheit und dem Preußen der Zukunft geschehen sei, daß (wenn nicht Verblendung bis zur Blindheit die Zügel des Staates lenke) der Wurf des Schicksals für Preußen gefallen sei.

Es ist hier nicht am Orte, die weitere Stufenfolge der patriotischen Volkserhebung, die großartigen Beschlüsse des preußischen Landtages, die opferwillige Selbstbewaffnung der ausgesaugten Provinz, die Erlasse des Königs an sein Volk, das freudige, heldenmüthige Entgegenkommen des letzteren in allen Theilen der Monarchie, den Zudrang der sich freiwillig zum Kriegsdienste Meldenden im Allgemeinen zu schildern. Wir kehren zur Wohnung des deutschen Gelehrten zurück, den wir diesmal nicht in der behaglichen Stille einer häuslichen Glücks- und Friedensstimmung, sondern in großer innerer Aufregung finden.

Mit lebhafter, warmer, sich auch im begeisterten Worte äußernder Theilnahme war Wilmuth den Verhandlungen des in Königsberg versammelten Landtages gefolgt, hatte er seine Freude über die Ergebnisse desselben, sowie bei der Kunde von der Abreise des Königs nach Breslau und noch beim Eintreffen des königlichen Aufrufes an die Freiwilligen im Kreise

seiner Freunde und Schüler ausgesprochen. Der Gedanke, ob nicht auch Er zum Mitgehen, zur Mitergreifung der Waffen verbunden sei, war ihm dabei ferne geblieben, weil der Beschluß des Landtages über die Bildung der Landwehr ausdrücklich Geistliche und Lehrer von der Verpflichtung dazu ausnahm; wie dies später auch die königliche Verordnung vom 17. März thun sollte. Doch eines Abends, als er nach dem Abendbrode auf dem Sopha des Wohnzimmers neben dem strickenden Clärchen in der Zeitung von dem Eintritte des Professor Steffens in Breslau als Freiwilligen las, schoß das Bedenken, ob er nicht berufen sei, wie dieser zu thun, in ihm auf. Schon am Morgen dieses Tages hatte sich bei der Erzählung Clärchens von einem ihr bekannten Mädchen, das sich aus Vaterlandsbegeisterung getrieben fühle, mit in den Kampf zu ziehen und wie gut der sonst mädchenhaft sittigen Jungfrau ihr Kriegsmuth stehe, etwas wie Scham über sein Stillesitzen in ihm geregt. Wir haben aus der natürlichen Furchtsamkeit unsres Freundes kein Geheimniß gemacht und können das Urtheil über ihn nur der wohlwollenden Nachsicht des Lesers mit der menschlichen Schwäche empfehlen, wenn wir nicht damit zurückhalten, daß die ihm jetzt nahe tretende Frage nicht auf ein leichtes

freudiges Eingehen oder ein ruhiges Ueberlegen der für und wider sprechenden Gründe traf, sondern ein schweres angstvolles Ringen in ihm hervorrief.

Er war bei der Schwere und Tiefe der Unruhe, die ihn ergriffen hatte, zu wenig Herr über sich selbst, auch kannte ihn Clärchen zu gut und war zu scharfen Blickes für jede ihn überkommende Störung der Seele, als daß ihn nicht deren sorgliche Erkundigung: was ist dir? was hast du? gleich an jenem Abende zur Mittheilung des ihn bewegenden Anlasses gedrängt haben sollte.

Auch Clärchen hatte sich der Erhebung ihres Volkes gefreut; aber sie besaß nicht das Heldengemüth einer Spartanerin; sie war vor allem zärtliche Gattin. Es hatte ihr wohlgethan, daß sie den geliebten Gatten als öffentlichen Lehrer von der Pflicht zum Waffendienste entbunden und sich deshalb, sowie wegen des friedlich furchtsamen Sinnes, den sie in ihm erkannt hatte, davor gesichert halten durfte, ihn die Brust den Kugeln der Franzosen bieten zu sehen.

Wie betroffen saß sie daher bei den Worten Wilmuths! Der Herzensdruck, den sie empfand, wurde nur dadurch gemildert, daß sie seine Aeußerungen über die ihm obliegende Kriegspflicht noch nicht für recht ernst gemeint hielt. Flüsterte ihr doch eine

tröstliche Stimme zu, daß sie in ihm keinen kampf=begierigen Helden vor sich habe. So hoffte sie, ihm sein Bedenken nicht eben schwer ausreden zu können.

Sie verwies ihn darauf, daß die Stände durch die von ihnen beschlossene Ausnahme so der Geist=lichen als Lehrer von der Verpflichtung zum Eintritte in die Landwehr anerkannt hätten, daß der Beruf derselben mit dem eines Kriegsmannes nicht verein=bar oder doch von der Art sei, daß ihr friedliches Wirken auch während des Krieges nicht unterbrochen werden dürfe.

Wilmuth war von seiner Unruhe nicht auf dem Sopha gelitten worden, stand an der andern Seite des Tisches, dem forschenden Auge Clärchens mit ei=nem Blicke begegnend, welcher (so ausdrucksvoll er war und so viel sich darin der liebevoll Bekümmer=ten zu lesen bot) nichts zu sehen schien. Mag sein, sagte er. Doch hat ein Lehrer noch ein Recht, das für sich geltend zu machen, wenn er in Folge der allgemeinen Waffenfreudigkeit seines Volkes keine Schüler mehr hat? Der Drang zu den Waffen hat, bis auf ein paar Ausländer, alle meine Schüler aus meinem Hörsaal gerufen. Ich docire vor leeren Stühlen, und die Wärme, mit der meine eigene Be=geisterung für die Sache des Vaterlandes bei mehr

als einer Gelegenheit vor meinen Zuhörern wort=eifrigst erklungen ist, mag wohl mit dazu beigetragen haben. Darf ich mich unter diesen Umständen da=hinter verstecken, daß ich als Lehrer vor einem zwangs=weisen Eintritte in die Landwehr geschützt bin? Der Aufruf des Königs zu freiwilligem Waffendienste ist an Alle ergangen, an Alle die Aufforderung, sich an der Rettung des Vaterlandes nach besten Kräften zu be=theiligen, durch das Gebot der eigenen Seele gestellt.

Du bist nicht bloß ein Lehrer; du bist ein Lehrer der Religion Jesu Christi. Soll sich ein solcher vor=witzig dazu drängen, Blut zu vergießen? Darf sich überhaupt der Christ, außer wenn ihn seine Obrigkeit dazu anweist, zum Soldaten berufen halten?

O laß uns das Christenthum hier nicht ungehörig einmischen und zum Deckmantel einer Schlechtigkeit mißbrauchen! Nein, das Christenthum verbietet nicht, auch ohne ausdrückliches Geheiß der Obrigkeit sich dem Berufe des Soldaten zu widmen. Am wenigsten kann sich der Christ in einem Augenblicke wie dieser das Recht, zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken, darum weil ihn die Obrigkeit nicht nöthigt, verschlossen oder die Pflicht für abgenommen halten. Ein guter Christ zu sein und dabei ein schlechtes faules Glied seines Volkes, das paßt zusammen als wenn man

behaupten wollte, daß man ein guter Christ und doch ein schlechter Beamter, ein schlechter Gatte, ein schlechter Mensch sein könne.

Er sprach mit einer Aufregung, deren steigende Heftigkeit Clärchen immer ernstlicher zu beunruhigen anfing.

Wäre es ein gewöhnlicher Krieg, fuhr er fort, wie ihn Kaiser und Könige Jahrhunderte lang zu führen gepflegt haben, ein Krieg mehr zwischen den Regierungen als den Völkern, dann möchte sich bezweifeln lassen, ob es löblich und schicklich sei, von der Kanzel oder dem geistlichen Lehrstuhle unter die Waffen zu eilen. Aber wir haben hier keinen Krieg, der bloß an die Oberfläche unseres Volkslebens rührt. Es gilt einen, der in dessen Tiefe greift, ja in die ganze Zukunft der Menschheit. Wohl haben auch schon andere Völker um ihre Unabhängigkeit und die Bewahrung ihrer väterlichen Sitte gegen ausländische Unterdrückung gerungen; aber ein Kampf wie der uns erwartende, so um die heiligsten Güter, so um das beste geistige Leben nicht bloß des eigenen Volkes, um einen so im Interesse des ganzen menschlichen Geschlechtes zu hütenden Hort, ist seit dem Ringen der Hellenen gegen die Weltmacht des Perserkönigs kaum je wieder auf Erden gekämpft worden.

Auch hinsichts des Maßes der Anstrengung, fürchte ich, die von uns gefordert wird. Denn täuschen wir uns nicht; nach allem, was wir von den Rüstungen in Frankreich hören und wie das Genie dieses Mannes ist, muß sich das kleine erschöpfte Preußen auf ein Daransetzen seiner Kraft gefaßt machen, das, wenn es zum Siege führen soll, hinter den Anstrengungen der Athenienser bei Marathon und Salamis nicht zurückbleiben darf. Und unser Volk zeigt sich in seinem Aufschwunge bereit und würdig, dem großen Beispiele nachzukommen. Nein, in solchem Kriege darf sich ein Mann, der wie ich noch nicht dreißig Jahre alt ist, wenn er gesund und jugendfrisch daheim hockt, nicht damit entschuldigen wollen, daß er ein Lehrer der Religion Jesu Christi sei. Das Außerordentliche dieses Krieges, dieser Volksstimmung hebt alle Ausnahmen auf, die sonst als die befugtesten stehen. Selbst Weiber treibt es, zur Büchse zu greifen und sich den Kämpfern für das Vaterland anzuschließen, ohne daß wir daran Anstoß nehmen. Wer ist weniger für dergleichen geschaffen, wer mehr von den Greueln des Schlachtenkampfes durch Natur und Sitte geschieden? Aber die Art dieses Krieges, die Aufforderung ist so, daß selbst das sonst Unnatürliche in die Reihe der Regel tritt.

Seine Augen stierten bei Erwähnung der Greuel des Schlachtenkampfes als stände er selber schon mitten darin, unter Leichen und getroffen Stürzenden, von Gedränge und Dampf und Knall umwirrt. Es war in seinen Zügen, als er der Schwere des bevorstehenden Kampfes gedachte, zwischen allem Leuchten einer marathonischen Begeisterung ein Ausdruck von so tiefer Seelenangst, daß sich Clärchen, die sich durch seine begeisterten Reden schon eingeschüchtert gefühlt hatte, in der sie selbst ergreifenden Angst auf's neue erregt und ermuthigt fand, seinem fieberhaften Enthusiasmus entgegenzuringen.

Du bist ein Mann der Wissenschaft, sprach sie; auch die großen wissenschaftlichen Aufgaben, die du dir nicht willkührlich aus dir selber gestellt hast und von denen du dir sagen darfst, daß sie kein Anderer unter den jetzt Lebenden so wie du lösen wird, haben ihr Recht an dich. Du kannst, du wirst auf dem Wege deines wissenschaftlichen Strebens dem Vaterlande, der Welt und Menschheit größere Dienste leisten wie du als einzelner Soldat mit Büchse oder Flinte vermagst.

Ich fühle selbst so etwas. Aber es ziemt hier kein Klügeln, ob man nicht etwa mit Feder und Tintenfaß mehr leisten könne; es ziemt nur der einfache Entschluß, die Waffen zu nehmen.

Ruft nicht auch das Interesse der Wissenschaft mehr dorthin als es mich hier am Schreibtische festhält? hob er nach einer Pause stillen, gespannten Sinnens an, worin ihn Clärchen, die darin mit Grund eine Nachwirkung ihres letzten Einwurfes sah, zu stören gescheut hatte. Was würde aus der deutschen Wissenschaft ohne ein unabhängiges Deutschland? Das ist es ja eben, was diesem Kriege seine Bedeutung für die ganze Zukunft der Erde gibt, daß er geführt wird, allen Gemüths- und Geisteswerth des deutschen Volkes, all seine Geistesarbeit und Bildung aus der Luftpumpe, vor dem Fluche dieses napoleonischen Regimentes zu retten. — Wahrlich, ein deutscher Gelehrter, der nicht durch Alter oder Krankheit gelähmt ist, könnte sich nicht darüber beschweren, wenn man sein Daheimbleiben nicht einem löblichen Eifer für die Förderung der Wissenschaft zuschriebe, sondern einem Mangel an Einsicht in die wesentlichsten Lebensbedingungen des deutschen Geistes oder (seine Stimme sank hier zum Flüstern) — einem Mangel an Muth.

Man braucht bei seinem Thun, wenn es sonst recht ist, sprach Clärchen zögernd, sich nicht zu kümmern, welchen Anschein es in den Augen der Welt trägt.

Wenn es sonst recht ist und man sich seines

Werthes bewußt ist. Könnte ich mir meines Werthes — wenn ich bliebe — bewußt sein? —

Er stockte. Clärchen schwieg. Es war ihr ein Trost, eine Beruhigung gewesen, in Wilmuth keinen Achilles oder Winkelried, sondern einen schüchternen bangen Mann des Friedens an ihrer Seite zu haben. Und doch — in diesem Augenblicke überkam es sie wie ein Schmerz, eine Schmach. Sie wollte etwas sagen, lallte einige Laute, — verstummte.

Dieses Schweigen, diese unfruchtbaren Versuche Clärchens fielen schwer in Wilmuths Herz. Noch nichts hatte ihn so mit dem Eindrucke einer zwingenden Nothwendigkeit, die ihm alles Schwanken wegen seines Mitgehens abschneide, getroffen. Ja, ich muß, hauchte er vor sich hin.

Ein scheinbar untheilnehmendes Versinken in sich selber war seitdem bei ihm auf die frühere, laut und lebhaft geäußerte Begeisterung für die großen Vorgänge des Tages gefolgt. Clärchen fühlte, daß sie ihn sich selber überlassen, ihn in sich ausgähren lassen müsse, daß sie ihm nichts mehr zu sagen habe.

Wir legen einige Stellen aus seinem Tage- und Gedenkbuche vor, die er in dieser Zeit des inneren Ringens niederschrieb.

Es ist eine That der Zucht, was Gott von mir

fordert; der Zucht in dem Sinne, in welchem Paulus den Geist, der aus dem Evangelium kommt, einen Geist der Kraft und der Zucht nennt. Wäre ich ein solcher, dem die Gefahr nur Spiel ist, ich würde mich vielleicht befugt halten dürfen, meinem Wirken hier am Pulte auch in dem gegenwärtigen Zeitpunkte den Vorrang vor dem Nutzen meiner Beihülfe als einzelner Soldat zuzusprechen. — So aber kann ich bloß beten: Herr, laß meine Kraft nicht versagen!

---

Nein, aus der Bedeutung, dem Inhalte, den Lehren des Christenthums kann ich keinen Vorwand für meine Feigheit entnehmen.

Die Religion Jesu gibt sich als eine Religion der Menschheit, nicht eines besondern Volksstammes oder Staatslebens; aber es wäre ein arges Mißverständniß, darum aus ihr eine Doctrin der Gleichgültigkeit gegen das Bestehen des besondern Vaterlandes entwickeln zu wollen. Sie geht nicht darauf aus, die Menschheit in einen allgemeinen, unterschiedlosen, abstracten Brei aufzulösen. In ihrem innersten Principe auf der Bedeutung der Persönlichkeit ruhend, hat sie zum Ziele, die großen Volksindividualitäten in derselben Weise wie die einzelnen

Individuen durch Erfüllung mit dem Geiste Gottes in den Tiefen ihres eigensten, eigenthümlichsten Wesens zu läutern, zu heiligen, sie mehr und mehr einem brüderlichen Verkehre untereinander, der Heilighaltung eines christlichen Liebesverhaltens noch im Zwiste und feindlichen Zwiespalte entgegenreifen zu machen. Aber es ist das ein Bruderverkehr, eine heiligende Belebung, denen nichts schärfer und dämonisch feindlicher als eine napoleonische Zwingherrschaft widerstrebt.

Freilich finde ich unter den Aussprüchen Christi wie der Apostel nichts, was sich auf den Werth und die Förderung des nationalen Lebens bezieht, und auch in Betreff des staatlichen bloß die Aufforderung, der Obrigkeit in Gehorsam unterthan zu sein und „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.“ Und der Kaiser, den diese Vorschrift unmittelbar im Auge hatte, es war ein Weltmonarch im napoleonischen Sinne.

Doch — dem Himmel sei Dank! — für uns Preußen ist Napoleon noch kein Kaiser, keine Obrigkeit auch nur in der Rechtsstellung eines Augustus. Wie ganz anders war überhaupt damals die Weltlage als sie es für das heutige Europa und Deutschland ist! Was hätte das Christenthum in der Zeit seines Auftretens, in der Epoche höchster Machtentfaltung

des römischen Weltreiches, auch wenn ein revolutionäres Umstürzen rechtlich bestehender Einrichtungen nicht ganz gegen den Geist seiner Wirksamkeit angegangen wäre, zur Erweckung oder Veredlung des nationalen Lebens der Völker unmittelbar vorschreiben und ausrichten können? — in einer Zeit, wo ein solches Leben entweder gar nicht mehr vorhanden war oder, wie das jüdische, nicht bloß der Kraft nach außen ermangelte, um das römische Joch mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg abwerfen zu können, sondern auch innerlich in hoffnungslosem Verfalle lag und sich dabei als nationaler Religionsstolz gegen die neuverkündete Wahrheit zu principiellem Widerspruche verstockte.

Gebt dem Kaiser was des Kaisers und Gotte was Gottes ist, sprach der Heiland, sich der Schlinge, die ihm von pharisäischer Tücke gelegt wurde, mit jener heiligen Klugheit entziehend, jener den hinterlistigen Anschleichern in's innerste Gewissen schlagenden, die Abwehr in Warnung und Gericht verwandelnden Gewandtheit, aus deren kluger Wendung uns die Stimme des Weltrichters antönt. Man hat bei seinen Worten den besondern Anlaß, welcher sie hervorrief, nicht zu übersehen; noch weniger aber, wie weit sie über diesen Anlaß hinausleuchten. Wenn

wir dieselben in ihrer ganzen Weite und Tiefe des Sinnes deuten, — ergeht nicht darin an den Christen die Aufforderung, dem staatlichen Verbande Alles, was diesem zukommt, zu leisten und ihm also auch, wenn er dessen bedarf, zu Schutz und Befreiung nicht zu entstehen? Ist nicht in der Mahnung des Apostels zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, weil sie von Gott verordnet sei, das Anerkenntniß enthalten, daß auch das Staatsleben, die staatlichen Ordnungen ein Werk, eine Offenbarung Gottes seien; daß wir ihnen unsre Hingebung in diesem Sinne verschulden?

---

Die erhabenen Aussprüche Jesu, die in der Regel eine ganze Welt von Verhältnissen, aber in den allgemeinsten Beziehungen umfassen, sind ja überhaupt nicht zu dem Zwecke ergangen, uns wie ein casuistisches Lehrbuch für jede Frage wegen unsers Verhaltens eine unmittelbar anzuwendende Antwort fertig in die Hand zu liefern. Wir bleiben zur weitern Entwickelung ihres Inhaltes, zur Ergänzung unsers Urtheils über die verschiedenen Gebiete des Lebens vom Standpunkte Christi aus auf unsere Vernunft unter Leitung des Geistes Gottes verwiesen.

Wenn ich in den Büchern des neuen Bundes

vergebens nach einer Vorschrift suche, die mich bestimmt und ausdrücklich über meine Pflichten in Betreff des nationalen Lebens meines Volkes belehrt, in den Büchern des alten Bundes, den kanonischen wie apokryphischen, fehlt es an Haltpunkten nicht, auf die sich auch der Christ wegen dessen, was ihm als dem Sohne seines Vaterlandes obliegt, verwiesen halten darf. In welcher Glorie stellt uns die Geschichte des Volkes Gottes das Beispiel der Helden auf, die gegen die umwohnenden Dränger Israels mit der Begeisterung Deboras oder dem zähen Muthe Simsons rangen, oder wie das herrliche Geschlecht der Maccabäer die Ketten ihres Volkes zerbrachen!

---

Wohl sieht sich der Christ durch das Vorbild wie durch die Aussprüche seines himmlischen Meisters zu Geduld und Demuth ermahnt. Aber daß hierunter nicht ein unthätiges, feiges Gewährenlassen des Bösen und Verderblichen zu verstehen sei, hat der Herr durch sein eigenes Beispiel gelehrt; Er, der heilige, sanfte Dulder, der die Geisel ergriff und die Tempelschänder aus dem Hause seines Vaters vertrieb.

Wohlan, auch ich will, soweit es an mir ist, es nicht an mir fehlen lassen, um die Schänder unsers

ehrwürdigen, gottgegründeten Volksthums aus dem Heiligthume, das sie entweihen, zu treiben!

---

Eines Morgens trat er vor Clärchen, bat sie, ihm gegen das, was er ihr anzukündigen habe, nichts mehr zu sagen; er sei entschieden. Der Ausdruck einer sanften, stillen, festen Ergebung lag über seinem Wesen. Sie errieth, sie wußte, was er ihr brachte, und ihr Herz zuckte wie unter dem Griffe eines tödtlichen Schmerzes. Ungeachtet seiner Bitte möchte sie noch einen letzten Versuch gemacht haben, ihn zum Abstehen von seinem Vorhaben zu bewegen. Aber eine Scheu, als walte vor ihr ein Göttliches, dem sie sich zu unterwerfen habe, hielt sie zurück.

Wir haben schon früher die Macht, die eine in ihm aufleuchtende und den Kern seines geistigen Lebens erfassende Idee auf die Bangigkeit Wilmuths übte, und die Ermuthigung kennen lernen, die er von daher beim disputirenden Ringen des Gespräches selbst mit Aelteren und Höhergestellten entnahm. Auch jetzt, in der ernstgewichtigsten Angelegenheit seines Lebens, hatte sich diese Macht über seine furchtsame Seele bewährt.

---

## Drittes Kapitel.

Wir finden, wenn wir in die Geschichte des Jahres 1813 zurückblicken, daß auch Männer jüngeren Alters, deren Charakter durchaus unsere Ehrfurcht fordert, ihren Lehrer- und Gelehrtenberuf als einen ausreichenden Grund erachteten, sich an dem großen Kampfe nicht freiwillig mitkämpfend zu betheiligen. Ferne sei es von uns, jene in ihrem friedlichen Berufe Verharrten deshalb einer unpatriotischen Schlaffheit oder der Feigheit zu beschuldigen. Soviel wird ja ein jeder (welche Anerkennung und billige Rücksicht er auch den Bewegungsgründen der Daheimgebliebenen zollt) dem Entschlusse Wilmuths zugestehen müssen, daß es, wenn dabei irgendwie eine Uebertreibung und Ueberspanntheit obwaltete, eine edle war.

Er saß, nachdem er Clärchen verlassen hatte, auf dem Reitstuhle vor seinem Schreibepulte, mit schwerbewölkter Stirne und Augen, die sich leise von Thränen füllten, über das Papier gebückt. Wieder rasch nach

kurzem Klopfen, wie an dem Morgen nach seiner Rückkehr von der Winterreise nach Gumbinnen, aber heute nicht im bürgerlichen Ueberrocke und Mantel, sondern als schmucker Lieutenant in dem auf Beschluß der Stände unter Führung des Grafen Lehndorf errichteten Cavallerieregimente uniformirt und bewehrt, trat Straubenberg ein.

Es muß uns auffallen, daß Wilmuth in dem Gespräche, das sich zwischen ihnen entspann, des von ihm gefaßten Entschlusses nicht erwähnte, wie nahe dies auch dem Freunde oder doch guten Bekannten gegenüber, der selber bereits wehrhaft vor ihm stand, zu liegen schien. War sein Vorsatz etwa doch nicht so völlig zu fester Entschiedenheit in ihm, als es seine Worte gegen die Gattin erklärt hatten, gediehen? Oder war er darin durch die Wahrnehmung des erschütternden Eindruckes auf sein geliebtes Weib wieder irre geworden?

Vielleicht mochte er sich auch bloß nicht Mann genug fühlen, um in der weichen, schwermüthigen Stimmung, in welche ihn die Enthüllung vor Clärchen versetzt hatte, die Eröffnung an Straubenberg ohne einen Ausbruch schmerzlicher Rührung zu machen, der sich bei solcher Eröffnung (zumal vor dem durch und durch kampflustigen, für alles Weinerlich-

weichliche eine spöttische Geringschätzung zur Schau tragenden Straubenberg) nicht geziemen wollte.

Wissen Sie, weshalb ich eigentlich komme, lieber Professor, hob der junge Reiterofficier an, nachdem er mit Erzählung einer die Fertigstellung des Lehndorfischen Regimentes betreffenden Angelegenheit, die ihn sehr zu beschäftigen schien, zu Ende war. Er theilte dem Freunde mit, daß Graf Dohna — derjenige Dohna, der zum Commandeur der ostpreußischen Landwehr ernannt sei — sich nach einem passenden Subjecte zum Feldprediger umsehe; — ich glaube, sagte Straubenberg, in Folge eines Auftrages, womit man sich an ihn aus dem Hauptquartier des Generals von Bülow für eine in dessen Corps erledigte Stelle gewandt hat; wohl weil man dem frommen hochherzigen Manne einen besondern Blick dafür zutraut, hier in Königsberg auch mehr Auswahl ist. Mein College und Vetter, der bei Dohna Adjutantendienst thut, hat, weil er weiß, daß ich in Stadt und Umgegend gut bekannt bin, auch bei mir nachgefragt. Hätten Sie vielleicht — Wilmuth horchte hoch auf und schien nicht ganz das, was er erwartet hatte, zu hören, als sich der Satz mit den Worten beendigte: — eine dazu geeignete Person in Vorschlag zu bringen.

Der mit der Erkundigung Angegangene schwieg, hielt sich eine Weile wie in tiefes, ihn ganz in Anspruch nehmendes Ueberlegen versenkt, verließ den Reitstuhl, ging nach dem Fenster, lehnte seine Stirne mit zerstreutem Blicke auf die Straße hinaus gegen eine der Scheiben. Ich will — mich besinnen — — ob ich — —

Thun Sie mir den Gefallen, der Sache einige Beachtung zu schenken, sagte Straubenberg. Sie haben ja viel Bekanntschaft unter jungen Theologen und Urtheil, was sie werth sind. — Auf Wiedersehen!

Nach Entfernung des Freundes trat für Wilmuth die Lockung nahe und näher, sich selber zum Feldprediger zu melden. Er hatte nicht bloß früher als Candidat, sondern auch noch in den letzten Jahren als Professor bei Verhinderung des Universitätspredigers oder anderer Geistlichen der Stadt mit vielem Beifalle von Seiten seiner Zuhörer, besonders der gebildeteren unter ihnen, gepredigt. Würde ich, so hielt er sich vor, in dem Amte und der geistlichen Wirksamkeit eines Feldpredigers nicht auch mein Scherflein an thätiger Beihülfe zur großen Sache des Vaterlandes steuern und dabei mehr in der mir von Gott angewiesenen Richtung und Lebensbahn bleiben, als wenn ich mich mit gewaltsam schroffem

Uebergange in das blutige Handwerk des Kriegsmannes mische? Ich kann und darf zwar, so wie es jetzt mit dem Vaterlande steht, in der Ergreifung des Soldatenberufes keinen sittlich religiösen Widerspruch mit meinem geistlichen Berufe und Lehrerstand annehmen; aber wenn ich mich auf eine, diesen Friedensberufen verwandtere Weise — ohne mich an Menschenmord zu betheiligen —

Es glänzte wie der Lichtglanz einer freudigen Aussicht über sein ganzes Wesen. Nur daß der aufleuchtende Schimmer sofort wieder eine Trübung durch das ihm zum Bewußtsein kommende Gefühl erlitt, daß es nicht bloß die Scheu vor der eigenen Handhabung mörderischer Waffen und vor der davon zu besorgenden Tödtung Anderer sei, was der Aussicht auf Entledigung von dem Berufe des Kriegers eine so lichte, frohe Färbung für ihn gebe. Diese Empfindung durchschauerte ihn mit der Strenge eines sittlichen Vorwurfs und trug wesentlich bei, die Bedenken, die wider seine Bewerbung um die eröffnete Feldpredigerstelle in ihm aufstiegen, zu verstärken.

Denn mußte er sich nicht auch bei günstigster Selbstkritik seiner Art zu predigen sagen, daß dieselbe mehr eine fein und sinnig entwickelnde, nicht jene populär markige sei, wie sie zur Stählung und

geistlichen Tröstung eines Soldatenhaufens am Vorabende einer Schlacht oder unter dem Drucke der herbsten Beschwerden und Entbehrungen noth thue. Wohl konnte er sich im Eifer der Disputation oder sonst aus besonderer Erregung zu affectvoll eindringlicher Redemacht steigern; aber es hing das nicht von ihm als eine sich durch eigenen bewußten Anstoß ergebende Aeußerung des Talentes ab. Im Allgemeinen lag sein Styl als Prediger mehr nach Seite einer folgerichtigen, mit tiefsinniger Feinheit in ihre Aufgabe eindringenden, Grund aus Grund, Aufschluß aus Aufschluß entwickelnden Ausführung, als in kurzen, kräftigen, begeisternden Schlagworten, wie sie in einem Heerlager an ihrer Stelle sind. Er durfte nicht hoffen, sich hierin jemals eine freie Fertigkeit zu eigen zu machen.

Und nun gar hinsichts der Seelsorge im engeren Sinne sah er sich ganz ohne Uebung. Er meinte in Beziehung auf diese nur besorgen zu müssen, einem Geschickteren, Berufneren den Platz zu verrennen. Konnte er sich zutrauen, plötzlich aus seinem stillen gelehrten Beschäftigungskreise, seinen Studien und Kathedervorträgen unter Anblicke des höchsten Jammers, an das Lager qualvoll Erliegender und grausam Verstümmelter gestellt, die Kraft und das Geschick, die fromme Fassung zu finden, die das Amt

des Seelsorgers in solchem Falle zu dem rechten, zugleich wirksam tröstlichen und heilsfördernden Zuspruche bedarf? War nicht vorauszusetzen, daß sich für dies Amt mehr als einer ermitteln lasse, dessen Besonnenheit, Uebung und gelassene Geistesruhe denselben dafür weit tauglicher als ihn mache? Mit welcher Last des Vorwurfs würde er sich beladen, wenn ihm in der Stunde der Erprobung seine zartbesaitete Seele versagen sollte; zumal wenn er sich der Schuld zeihen müßte, daß er sich nur, um der gefahrvolleren Pflicht des Kämpfers für das Vaterland zu entgehen, in den ihm von Gott nicht zugewiesenen Beruf hineingedrängt habe. Würde er, wenn er sich selber in Vorschlag bringe, das Urtheil über die Tauglichkeit des Vorgeschlagenen, welches ihm Straubenberg zugeschrieben, bewähren?

Aber darf ich — mit dieser prüfenden Frage wandte er sich scharf an sein Innerstes — darf ich, der sich nicht einmal für befähigt halten kann, am Leidenslager eines Andern die Fassung und Kraft zu geistlichem Zuspruche zu bewahren — — darf ich mich für berufen und fähig halten, der für mich — muß ich es mir nicht gestehen? — ungleich schwereren Pflicht des muthigen Ausharrens unter allen auf mich einhagelnden Schrecken der Kriegswuth genugzuthun?

Er erbebte bis in die innerste Seele. Doch seltsam, eben die Tiefe dieses bangen Erbebens wurde in der Scham, die ihm dabei auf die brennende Wange stieg, zu einem Stachel des Muthes. — Ich darf das nicht an mir dulden, flüsterte er vor sich hin. Wenn ich mir hier zuviel zutrauen sollte, wäre es wenigstens keine schuldbare Vermessenheit; denn es handelt sich von einer allgemeinen Mannespflicht. Wenigstens dem Seelenheile Anderer würde ich damit keinen Abbruch thun.

Und doch fühlte er den Gedanken, sich zum Feldprediger zu melden, auf's neue mit der Macht einer starken Versuchung in sich emporsteigen, als er ein paar Stunden darauf in einer abgelegenen Allee vor dem Thore seinen Bekannten, den Lehndorfer Cavallerielieutenant, auf sich zukommen sah. Er hatte, unbemerkt von Clärchen, seine Wohnung verlassen und sich einsam hieher, um sich ungestört in innerer Betrachtung zu kräftigen, gewendet. Da, bei dem Anblicke Straubenbergs, kam es ihm auf einmal vor, als habe er ein zu strenges Maß an seine Befähigung zum Feldprediger gelegt; als dürfe er sich den Versuch gestatten, ob man seine Weise zu predigen für hinreichend angemessen passiren lasse; als habe er nicht nöthig, hierin dem Urtheile Derer, die über

seine Anstellung zu entscheiden hätten, vorzugreifen; als sei die sich unerwartet wiederholende Begegnung mit Demjenigen, von welchem seine Anregung nach jener Stelle hin ausgegangen war, ein göttliches Zeichen, das ihn dieser Anregung nachzugeben ermahne.

Gut, daß ich Sie treffe, rief ihm Straubenberg schon aus der Ferne zu. Der Prediger ist gefunden, ganz nach Wunsche. Ich war selber dabei, als er sein Probestück ablegte. Der Graf rief mich und den Adjutanten, bei dem ich gerade war, in sein Kabinet, um die Zuhörer abzugeben. Er hatte den Grafen gebeten, ihm eine Aufgabe zu stellen, und hielt nun, stehenden Fußes, nur nach einigen Minuten stiller Sammlung eine Anrede, die ganz Feuer und Leben war, als gelte es, einem in's Gefecht vorrückenden Heerestheile eine todesmuthige Schlachtstimmung einzusprechen. Ich sage Ihnen, er sprach, daß einem dabei ordentlich die Finger nach dem Säbelgriff zuckten. Nur wenige Worte, aber als donnerte sie ein Cherub mit dem Racheschwert, waren's, was er von dem Verwerfungsmale des göttlichen Zornes, das dem Beelzebub in Menschengestalt der Brand von Moskau eingebrannt und der russische Winterfrost eingefroren habe, sagte. Die Gewißheit, daß Gott mit allen himmlischen Heerschaaren auf unserer

Seite sei, so zuversichtlich sprach er davon, als hätte er das, was er sagte, eben aus dem eigenen Munde Gottes gehört. Auch versicherte er dem Grafen, der wie wir von dem Vernommenen tief bewegt war, daß er die Burschen nicht bloß mit heldenmäßigen Redensarten in's Feuer zu spornen und sich dann dahinter in Sicherheit zu verkriechen denke, sondern auch im Gemenge in ihrer Nähe bleiben wolle, um zur rechten Zeit ihnen ein Wort der Ermunterung von Gott, König und Vaterland zuzurufen, und überall, wo es dessen bedürfe, mit geistlichem und leiblichem Beistande zur Hand zu sein. Sie sollten ihn nicht schelten können, daß er nur tapfer zu schwatzen wisse. — Wir Alle, die wir da waren, haben ihm das auf's Wort geglaubt.

Der Zuruf Straubenbergs, die Erzählung und Schilderung schlugen unserem Wilmuth auf ähnliche Weise, wie vor einigen Tagen das schambedrückte Verstummen Clärchens, durch's innerste Mark. Hatte Er das Amt des Feldpredigers, als es ihm so lockend erschien, wie dieser Wackere aufgefaßt, so die Gefahr zu theilen gedacht? Mochte es über den eigentlichen Pflichtenkreis des Feldgeistlichen hinausgehen, sich seiner soldatischen Gemeine gleichsam als furchtlosen Kameraden zu bewähren, jedenfalls ließ sich das von

der Verpflichtung nicht behaupten, mit seinem geist=lichen Beistande furchtlos an der benöthigten Stelle, ohne Scheu vor den Kugeln des Feindes, zu sein. Auch von da, wo die Schwäche Wilmuths eine schir=mende Zuflucht gesehen, scholl ihm die Mahnung zu Unerschrockenheit und tapferem Muthe entgegen. Er hatte gemeint, ein Zeichen von Gott in der Begegnung mit Straubenberg zu empfangen. Die Bewährung als ein solches war da, aber in anderem Sinne, als er es verstanden hatte. Der Prediger war gefunden.

Am Abende wurde er durch die Magd vom Abend=essen, das er heute (wie schon seit einigen Tagen die vorgesetzten Speisen) fast unberührt gelassen hatte, nach seinem Studirzimmer gerufen.

Er fand hier zwei seiner Schüler, die Brüder Kermer, welche als geborene Westpreußen von dem Landwehrbeschlusse der ostpreußischen Stände nicht betroffen wurden, aber sich zu freiwilligem Waffen=dienste in dem zu erwartenden großen Kampfe ent=schieden hatten. Dieselben kamen, von dem geliebten Lehrer vor ihrer Abreise nach Graudenz, das als der Wohnsitz ihrer Eltern ihr nächstes Wegeziel war, Abschied zu nehmen.

Sie sagten ihm, daß sie ihre Wahl dahin ge=troffen hätten, als Musketiere in ein westpreußisches

Feldregiment einzutreten; was sie auf den Rath eines pensionirten Officiers, der an dem Wirthshaustische im blauen Sperber mit ihnen esse und ein wahrhaft väterliches Interesse für sie bezeige, dem Eintritte in ein freiwilliges Jägerdetachement vorzögen.[1] Ihr militärischer kriegskundiger Freund, der sich von der Einrichtung jener Detachements keine besonderen Früchte verspreche, sei der Meinung, daß sie unter schon geübte Soldaten eingereiht auf mehr Anhalt im Kampfe, sowie auf mehr Unterstützung außer demselben, als in einem Haufen von lauter Neulingen rechnen könnten. Sie dächten zuvörderst auf ein paar Wochen zu den Ihrigen nach Graudenz zu gehen, sich dort ihre kriegerische Ausrüstung zu beschaffen und sich noch tüchtig im Exerciren, wozu ihnen die dortige Festungsgarnison gute Gelegenheit gebe, zu üben, dann aber dem vorrückenden Corps nachzureisen.

Der Obrist des Regimentes, in welches uns Major Hansling einzutreten anräth, ist ein naher Verwandter von diesem, bemerkte der ältere Kermer. Und Herr von Hansling, sagte der jüngere, hat uns

[1] So wünsche ich denn, schreibt Niebuhr am 9. April 1813, recht angelegentlich, als Musketier in eins von unsern vortrefflichen Feldregimentern zu kommen, wo die Bursche wirklich so durchaus respectabel sind, wie du ganz authentische Erzählungen in meiner Zeitung finden wirst.

die angelegentlichsten Empfehlungen an seinen Vetter versprochen und uns der besten Aufnahme und Behandlung von dessen Seite versichert.

Auch jetzt, vor den geliebten Schülern, zögerte Wilmuth eine Weile mit der Kundgebung des Entschlusses, zu dem er sich vor Clärchen bekannt hatte und auf den er sich nach Beseitigung der Lockung, die ihm in der erledigten Feldpredigerstelle aufgestiegen war, zurückgedrängt sah. Sein heroischer Aufschwung schien die Nachwirkung der lockenden Vorstellung, die seinen Entschluß durchkreuzt und erschüttert hatte, noch nicht ganz verwunden zu haben. Erst im Augenblicke des eigentlichen Scheidens und letzten Lebewohles, als er die ihm so theuern Jünglinge an seine Brust drückte und sie um seinen Segen baten, riß es ihn hin. Er erklärte, sich ihnen anschließen, mit ihnen in dem nämlichen Regimente eintreten, an ihrer Seite den großen Kampf, zu dem das Vaterland rufe, bestehen zu wollen.

Die frohe Ueberraschung der beiden Brüder, ihre Freude über den sich ihnen unerwartet bietenden, eben so hochverehrten als geliebten Kampfgenossen möchte wohl in hellerem Jubel aufgestrahlt sein, und der Aufglanz ihres Auges würde nicht so, wie es der Fall war, eine Dämpfung durch einen Ausdruck der

Betroffenheit erfahren haben, hätte sich nicht in dem Kampfesmuthe des theuern Lehrers mehr eine heftige als freudige Erregung wahrnehmen lassen. Man verabredete, daß Wilmuth noch einige Zeit in Königsberg bleiben, diese zu seiner Ausrüstung und Einübung nutzen und seinen Weg dann zunächst auf Graudenz richten solle, um hier mit den Brüdern Kermer zusammenzutreffen und die weitere Reise, bis man das Regiment erreiche, mit ihnen gemeinsam zu machen.

Zwar meinte Straubenberg, als er diesem am folgenden Tage von seinem Vorhaben Kenntniß gab und ihn um Rath wegen seines baldmöglichst zu beginnenden Unterrichtes im Exerciren anging, daß er besser thun werde, sich, statt zum Eintritte in jenes Feldregiment, zu der in der Zurüstung begriffenen Landwehr zu melden. Es lasse sich nicht daran denken, für diese eine ausreichende Zahl gedienter Officiere zu finden, und er könne daher dort aus Berücksichtigung seines Standes und seiner Bildung die sofortige Ernennung zum Officiere gewärtigen. Er sei es sich schuldig, seinerseits hierauf Rücksicht zu nehmen. Auch Clärchen stimmte mit Lebhaftigkeit für den Vorschlag des Freundes. Aber Wilmuth verharrte bei der den Brüdern Kermer gegebenen Zusage; nicht bloß weil er diese Zusage gemacht und

ihm die Aussicht werth und tröstlich war, in so lieber Umgebung, unter einem Regimentsführer, auf dessen Wohlwollen er als Freund und Lehrer der von Hansling empfohlenen Jünglinge rechnen durfte, zu kämpfen. Er hielt sich auch eher fähig, als gemeiner Soldat in Reih' und Glied seiner Pflicht nachzukommen und dem Vaterlande den verschuldeten Waffendienst nach Gebühr zu leisten, als in einer Stellung, die zur Befehligung, Leitung, Ermunterung Anderer berufen war und daher (abgesehen von dem Erfordernisse höherer Kriegsbildung) eines höheren Grades von überblicksfähiger Besonnenheit, Geistesgegenwart und Selbstbestimmung als die Geleiteten bedurfte. Die Vortheile und Bequemlichkeiten der Officierstellung wogen für ihn das Gewicht der Anforderungen, die an dieselbe gemacht wurden, nicht auf. Glaubte er sich doch eher in Beziehung auf die größeren Beschwerden des Dienstes als hinsichts jener Anforderungen etwas zutrauen zu können. Wenn er sich, wie es seine Pflicht sei, bewähre, sei ja auch in einem Feldregimente die Aussicht zum Höhersteigen für ihn nicht versperrt, eine billige Rücksichtsnahme auf seine bürgerliche Stellung in Hinsicht auf Behandlung und Avancement auch dort nicht als unzulässig außer Betracht gerückt.

Doch meinte er derartige, mehr oder weniger für Versuchungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes zu achtende Vortheilsgründe eben so als Christ wie wegen der großen Sache, der er sich weihe, gar nicht zum Gehör verstatten zu dürfen. Dem weltlichen Dünkel sei hier, wo jeder Preuße berufen sei, ein Beispiel der Selbstverleugnung durch Aufopferung aller selbstischen Rücksichten und engherzigen Bewegungsgründe zu geben, keine Stimme zu lassen.

Für Clärchen aber erwies sich, bei näherer Ueberlegung, der Trost des Gedankens, ihn in der Nähe und unter Hut der treuen Kerner zu wissen, von zu großem Gewichte, als daß sie in ihrem ersten Eifer für den Vorschlag Straubenbergs hätte ausdauern und sich, wenn auch noch unter Schwankungen, nicht vielmehr dem Widerstreben Wilmuths anschließen sollen.

Es war ein erschütternder Auftritt, als es nun am Morgen seiner Abreise zum Abschiede zwischen ihm und der Gattin kam. Ihre Arme hielten ihn so enge, so fest, so gegen ihre sonstige Natur und Weise leidenschaftlich krampfhaft umwunden, daß es eine ewige Umstrickung zu gelten schien — oder ein letztes Umklammern vor ewiger Trennung. Auch als sie ihn endlich entließ, geschah es nur, um, ihre an ihn gepreßte Stirne erhebend und ihre Hände

noch auf seiner Schulter und seinem Arme, das geliebte Antlitz noch einmal mit langem Schmerzensblicke in's Auge zu fassen. Da schrie sie plötzlich laut auf und warf sich unter lautem Jammern zu neuer angstvoller Umschlingung an seine Brust. Doch fand sie soviel Fassung und Kraft, den Anlaß ihres auffälligen Schreckes vor Wilmuth zu verheimlichen und ihren plötzlichen grellen Aufschrei bloß auf die schmerzliche Gemüthsbewegung, in der sie sich befinde, zu schieben. Erst später, nachdem der Ausgang das vorahnende Gesicht, das ihr geworden, zur Erfüllung gebracht hatte, erfuhr man, daß sie durch die dicken Thränen, die in ihrem Auge perlten und sein Bild vor ihr verschwimmen und schwanken machten, wie einen Schimmer von Blut um die Wangen und Haare Wilmuths gesehen. Sie hatte, zu ruhigem Besinnen zurückgekehrt, es nur für eine Täuschung ihres so durch seelische wie leibliche Störung verwirrten Blickes gehalten, war aber nur um so mehr (als müsse sie scheuen, dem Wahne durch Besprechung erst Wesen und Wirklichkeit einzuhauchen) von einem inneren Grauen gehindert worden, auch gegen ihre vertrauteste Freundin etwas von dem Gesichte zu äußern — bis sich ihr Schweigen als nutzlos bewährt hatte.

# Das Grab in der Gartenecke.

# Erstes Kapitel.

Wir erinnern uns, was unserem Ferdinand in aller Schwere seines Leides die Interessen des Vaterlandes geblieben waren. Es bedarf daher nicht erst der Versicherung, daß es sich, als nun die Stunde für Preußen aufstieg, auf die er sich seit Jahren gespannt hatte, seit Jahren hatte hinwirken helfen, mit ihm nicht wie mit Wilmuth verhielt, daß es bei ihm nicht erst eines inneren Aufraffens und Ringens wegen des Entschlusses, den er zu fassen habe, bedurfte.

Freilich bemerken wir, wenn wir einen schärfern Blick in die Seele des Armen werfen, daß der Charakter seiner Begeisterung ein anderer als bei der Mehrzahl seiner jugendlichen Mitkämpfer war, daß er zu hart, zu vielfach vom Leben getroffen worden, um für den großen Augenblick die leuchtende Frische der Empfänglichkeit, wie sie uns aus den Liedern eines Körner anglänzt, bewahren zu können. Doch wurde, was an Frische abgehen mochte, vielleicht

durch die Tiefe in der Bewegung seines Gemüthes ersetzt. Wenn sich diese minder laut und lebhaft, minder freudig nach außen zeigte, ergriff sie dafür nach innen nur um so stärker und eindringlicher den Kern seines Wesens. Vielleicht wie bei Wenigen wurde für ihn der nationale Aufschwung eine Sache des eigensten Lebens. Hier im Kampfe und (wie es ihm am liebsten vorschwebte) im Tode für das Vaterland, in der völligen, selbstvergessenden Hingebung an dieses, an die große ernste Aufgabe, die er demselben gestellt sah, hier oder nirgend konnte er auch für seine eigenste Persönlichkeit eine Aufgabe, einen Inhalt, wie sein gramgebeugtes Gemüth sie brauchte, wiedergewinnen. Wohl fand er sich schon durch die Heilswahrheiten der Religion im innersten Lebensgrunde getröstet und vor der Gefahr, daß die Schärfe seines Grames diesen Grund zernage, gerettet. Aber erst aus jener Hingebung sollte er einen neuen kräftigen Lebenstrieb nach außen (zugleich mit einer beinahe heitern Neubelebung nach innen) empfangen.

Er war geneigt, dem Eifer und Drange Derer beizustimmen, die von dem Eingehen der ersten zuverlässigen Nachrichten über das Unglück der Franzosen in Rußland an jede Stunde, um welche die

Erhebung und Feindeserklärung aufgeschoben ward, als Versäumniß schalten, wodurch man unschätzbare Vortheile entgehen lasse und nur dem erschütterten Tyrannen Zeit gebe, neue Kräfte zu sammeln. Auch sein Herz erfüllte sich mit harrender Ungeduld; auch ihm schien es, daß man keines kleinlich künstlichen Vorwandes zum Bruche des gegebenen Bundeswortes bedürfe, wo der Zwang, der es erpreßt habe, und die volkswidrige Unnatur der eingegangenen Verpflichtung so offen vor den Augen der Welt liege. Sein Gewissen hatte sich in Beziehung auf sein eigenes Thun und Lassen bis zu fast krankhafter Reizbarkeit verschärft, und er würde, wenn ihm selber die Entscheidung obgelegen und sein Name unter dem mit Napoleon geschlossenen Vertrage gestanden hätte, wahrscheinlich mit ähnlichen Gewissensbedenken wie der König zu ringen gehabt haben. Aber auf dem freieren, nicht persönlich verstrickten Standpunkte der Betrachtung und des Urtheils, den er hier einnahm, fühlte er sich unter dem Stachel seines patriotischen Unmuthes versucht, diesen Bedenken nicht das Recht, das ihnen zukam, angedeihen zu lassen.

Endlich, nach mehreren Wochen ungeduldigen Harrens, erfolgte die Abreise des Königs von Potsdam, erging der Aufruf an die Freiwilligen. Noch

war nicht ausgesprochen, gegen wen man rüste; aber kein Mensch zweifelte, wem es gelte. Zu Tausenden strömten die Freiwilligen, dazu bei ihrer Meldung angewiesen, nach Breslau, wohin sich der König gewandt hatte und welches den Hauptmittelpunkt der militärischen Organisation bildete, da Schlesien von allen Provinzen des Reiches allein unter freier Verfügung der Regierung stand. Hier waren die meisten Truppen zusammengezogen; auch die Garden marschirten aus Potsdam dahin. Es ist bekannt, wie sich die Augen des Königs, den die trüben Erfahrungen im frühern Kriege an seinem Volke irre gemacht hatten, mit Thränen füllten, als er aus einem Fenster des Schlosses die lange Reihe von achtzig Wagen, welche die Berliner Freiwilligen heranführten, sah.

Ferdinand wußte, daß von den Leitern der preußischen Rüstung eine allgemeine Volksbewaffnung bei einem Kriege gegen Frankreich beabsichtigt werde; daß von den ostpreußischen Ständen für ihre Provinz bereits die Errichtung einer Landwehr beschlossen worden. Er mußte sich sagen, daß ein thätiges Mitwirken bei Einrichtung, Einübung, Führung der neben der Armee im engeren Sinne zu entwickelnden bewaffneten Volksmacht seiner Stellung als Gutsbesitzer besser entspreche als wenn er einzeln und für

sich seine Bestimmung wähle. Aber noch lagen, mit Ausnahme des fernen Ostpreußens, die Beschlüsse wegen Einrichtung von Landwehr und Landsturm in unsicherer Zukunft; und selbst, wenn sie bereits erlassen gewesen, mußte noch eine geraume Zeit vergehen, bevor eine im regelmäßigen Gange vorzunehmende Volksbewehrung in der Mark zur Ausführung kommen konnte. Eine beträchtliche Zahl von Franzosen hatte sich hier unter Augereau gesammelt und hinderte, wenn nicht eine insurrectionelle Erhebung, doch die Vornahme einer geordneten Rüstung. Es stand zu besorgen, daß die Zusammenziehung, Ausrüstung und Einübung der Landwehr in diesen Gegenden sich nicht so rasch werde bewerkstelligen lassen, daß die märkische Landwehr an den ersten Kämpfen mit den Franzosen werde theilnehmen können. Des Wartens aber war schon genug; es drängte ihn, gleich vom Beginn an dabei zu sein.

So fuhr er denn in seiner Reisechaise (mit ihm der Sohn seines Wirthschaftsinspektors und von Berlin aus noch ein paar andere junge Leute, deren Ausrüstung als Freiwillige er übernommen hatte) auf Breslau zu. Er hatte sich dafür entschieden, in das freiwillige Jägerdetachement eines Cavallerieregimentes einzutreten.

Bei seiner Gewandtheit als Reiter sowie wegen seiner Uebung von früher her in den Waffen hätte er sich wohl zutrauen dürfen, schon jetzt das Amt eines Cavallerieofficiers mit hinreichendem Geschick auszufüllen. Auch Stand, Vermögen, Alter schien ihm darauf Anspruch zu geben. Aber abgesehen davon, daß für jetzt die Regimenter mit Officieren hinreichend besetzt waren, fand er, so gedemüthigt wie ihn sein Schicksal hatte, nicht den Muth, irgend welche Auszeichnung in dem bevorstehenden Kampfe in Anspruch zu nehmen. Es geschah ganz ohne sein Zuthun und Vorwissen, daß ihm auf Verwendung hochgestellter militärischer Freunde durch unnachgesuchte königliche Verfügung das Vorrecht zu Theil wurde, als Volontär mit Officiersuniform und Rang zu etwaiger Aushülfe im Officiersdienste einzutreten.

Seine Wahl war auf ein Dragonerregiment gefallen, dessen Cantonirungsquartiere ganz in der Nähe des uns bekannten Gutes der Gräfin lagen. Nicht ohne Schwanken und inneres Widerstreben war er dazu gediehen, sich für den Eintritt gerade in dieses Regiment zu entscheiden. Der Reiz, in die Nähe Mariens zu kommen, welcher als wesentliches Motiv bei seiner Wahl mitwirkte, wurde durch die Scheu vor den Drohungen der Gräfin, ja selbst durch

eine heimliche Scheu vor der Wiederbegegnung mit Marien bekämpft. Doch erwies sich im schließlichen Erfolge der Reiz als mächtiger; auch was die Scheu vor dem Unwillen der Gräfin betraf. Denn hatte er in Wahrheit Grund, diesen Unwillen unter den Umständen, die ihn der Gräfin nahe führten, zu fürchten? Mußte die patriotische Frau nicht den Anlaß, der ihn in ihre Nachbarschaft lockte, wo nicht gutheißen (da er ja ein anderes Regiment hätte wählen können) doch für einen, gegen den sie nicht angehen könne, gelten lassen. Auch gedachte er nicht heimlich, sondern offen zu verfahren, seine Ankunft ihr anzukündigen.

## Zweites Kapitel.

Wie hätte er in der Stimmung, in die ihn der große Moment des Vaterlandes versetzte, und beherrscht von dem Lieblingsgedanken eines heldenmüthigen Opfertodes auf eine Wiederanknüpfung seines Liebesbundes ausgehen sollen, auf die er bei seiner Kenntniß des Charakters der Gräfin doch nicht zu hoffen wagte. Nicht darum war es ihm bei dem Schritte, welchen er vorhatte, zu thun, sondern nur um Verständniß, Ausgleichung, Versöhnung, um ausgesprochene Versöhnung auch zwischen ihm und Marien. Aber danach erfüllte ihn ein dringendes Bedürfniß, dem er in den folgenden Zeilen an die Gräfin einen flehenden Ausdruck gab:

Ich gehe in einen Kampf, schrieb er, nach dessen ernster Entscheidung ich mich mit meinem Volke, mit Ihnen, schon lange gesehnt habe; ich gehe, um darin zu siegen oder zu fallen. Wenigstens soll es an mir nicht liegen, zu dem einen oder andern dieser Ziele zu kommen, oder zu einem dritten, wohl für

mich dem glücklichsten, im Siege zu fallen. Dann wäre für mein Vaterland erreicht, was ich ihm erstreiten möchte; — und mir würden selbst Sie eine Thräne nicht versagen dürfen. Auf die Thränen Mariens um mich habe ich ja nicht erst in Zukunft zu hoffen. Mir sagt es, auch ohne äußere Versicherung, eine innerste Zuversicht, daß dieselben schon reich geweint worden sind und nur die Strenge eines anderen Sinnes entgegengestanden hat, mich ihrer Vergebung, ihres Mitleids, ihrer unerschütterten Liebe gewiß zu machen. Und doch treibt und bestimmt mich in diesem Augenblicke ein unwiderstehliches Verlangen, auch eine äußere Gewähr dafür nachzusuchen. Fürchten Sie nicht, daß mein Schreiben den Zweck habe, Ihre versagende Strenge in Beziehung auf den von Ihnen zerrissenen Bund zur Umstimmung und Milderung zu bewegen. Es wäre keine passende Stunde dazu; aber wohl ist jetzt die Stunde, die Herbigkeit des Verhängnisses, das mich von der Besten ihres Geschlechtes geschieden hat, insoweit es möglich ist, zu besänftigen, Alles klar und rein hinter mir zu lassen, auch hinsichts der Bedürfnisse meines Herzens mein Haus zu bestellen. Nur mit der Bitte um Versöhnung, um die Zusicherung der Vergebung von Ihnen und — Marien nahe ich, mit der

beschwörenden Bitte, Marien zu gestatten, daß sie mir einige Worte der Versöhnung, Vergebung, die sie, das weiß ich, für mich im Herzen hegt, zugehen lasse; nur ein armes, kleines Zeichen, wenn Sie auch jetzt keine schriftliche Erklärung gestatten. Ich komme als ein Bettler um etwas, dessen Gewährung ich von Ihnen, der deutschen Frau, nicht bloß erflehen, sondern fordern darf. Denn Sie werden mir dadurch eine Stählung im Kampfe eingießen, meinen Arm und mein Schwert mit freudiger Kraft beschwingen; während, wenn Sie mir meine Bitte verweigern, mich eine neue lähmende Stockung meiner Lebensgeister bedroht, die sich kaum erst in der Aussicht auf meine Theilnahme an der Befreiung des Vaterlandes wieder zum Flusse regen. Bei allem Heiligsten betheure ich es, nicht um das Jawort der zärtlichen Mutter zu einem neuen Brautstande zu entlocken, dränge ich noch einmal die Züge meiner Handschrift vor Ihre Augen. Es ist die Patriotin, die Christin, es ist nur das Mitleid des fühlenden Weibes, was ich in Ihnen anrufe.

Er schickte gleich am Morgen seiner Ankunft in dem Stabsquartiere des Regimentes einen Boten mit dem Briefe, harrte auf die Antwort mit unruhiger Spannung, die ihn nach Besorgung und Ordnung

seiner dienstlichen Angelegenheiten bald an das Fenster seines Zimmers, bald auf die Straße vor das Thor des Gasthofes, worin er abgestiegen war, trieb. Doch so vorzeitig unruhig er nach dem Boten auszusehen schien, es war wie mit einer Miene des Schreckes, daß er von der Bank am Thore, die er einen Augenblick zum Sitze genommen, auffuhr, als er denselben die Straße her auf sich zuschreiten sah. Denn so sehr er ihm zur Pflicht gemacht hatte, sich unterweges nicht aufzuhalten, war doch, wenn die Sendung gelang, auf ein längeres Verweilen desselben am Orte seiner Bestimmung zu rechnen gewesen. Die Rückkehr erfolgte aber nach so kurzer Zeit, daß der Entsandte den Weg nur eben hin und zurück gemacht haben konnte.

Schon wieder da? frug Melwitz um so betroffener, weil er nichts in den Händen des Zurückkehrenden wahrnahm und der ihn dumm anlächelnde Bursche auch keine Anstalt machte, etwas aus seiner Tasche hervorzulangen.

Sie wohnt — gar nicht mehr dort, stotterte dieser, der schon von Natur etwas zungenschwer und in seiner Verdutzung über die aufgeregte Anrede noch mehr aus dem gelenken Gebrauche seiner Sprachwerkzeuge gebracht war. Der Herr Verwalter sagte, —

er werde den Brief besorgen. Er sagte, — seine Herrschaft sei schon seit Jahren — viele Meilen weit von hier. Er wolle den Brief dahin, wo sie jetzt wohnt, — mit einer Gelegenheit morgen schicken, sagte er.

War der Brief an die Frau Gräfin Burgfels? erkundigte sich mit neugieriger Miene der hinzutretende Gastwirth. Ja wohl ist die nicht mehr in Sedlitz. Darüber hätte ich Ihnen alle gewünschte Auskunft geben können, wenn Sie mich gefragt hätten. Die Damen sind bereits an drei Jahre aus hiesiger Gegend und auf ihrem Gute hinter Jauer. Bald nach der verdrießlichen Geschichte sind sie dahin verzogen, als es so plötzlich zum Bruche der Verlobung, man weiß noch nicht, aus welchem Grunde — —

Der Schluß der Rede des gefälligen Auskunftgebers blieb darum in dessen Kehle, weil ihm in Mitte derselben sein Hörer entgangen war. Bei dem Worte „Verlobung" hatte sich Ferdinand rasch in das Haus, die Treppe nach seinem Zimmer hinauf gewandt.

Ei, ei, murmelte der Gastwirth ihm nach; — von Melwitz? war das nicht auch der Name des Bräutigams?

Es fiel unserem Freunde schwer, sich nicht nur so viel weiter, als er gewähnt hatte, von Marien entfernt zu wissen, sondern auch durch die weitere

Ferne, in Verbindung mit den Verzögerungen und Unsicherheiten, die bei der Briefübermachung sowohl hin als zurück zu besorgen standen, fast ganz die Hoffnung schwinden zu sehen, daß ihm noch vor Aufbruch des Regimentes eine Antwort zugehe. Doch gab er es darum nicht auf, sich an diese Hoffnung zu klammern.

Wirklich wurde ihm noch am Vorabende des Abmarsches ein Brief zugestellt, in dessen Aufschrift er die Hand der Gräfin erkannte und welchen er hastig erbrach, aber ohne (wonach sein Blick zunächst suchend irrte) auch nur auf den kleinsten Zug, auf die kleinste Randbemerkung von der Hand Mariens zu treffen.

Ich habe keinen Haß, lautete der Brief, ich habe nur Gebete für das Glück der Waffen meines Volkes. Es soll mir eine Freude sein, wenn ich höre, daß Sie sich in dem edlen Berufe, dem Sie sich weihen, so tapfer und hochherzig bewährt haben, wie ich erwarte, daß Sie sich bewähren werden. Das Blut, das Ihr preußisches Herz für das Vaterland hinzugeben bereit ist, kann mir als Preußin nur theuer und von Werthe sein; aber ich darf darum nicht vergessen, was ich dem Blute eines Andern, der mich nahe anging, verschulde, und gehöre nicht zu denen, die in ihren Entschlüssen von leichtfertigem Wankelmuth sind. Lassen Sie sich damit begnügen, daß

mir in Ihrer Theilnahme an dem heldenmüthigen Aufschwunge Preußens eine Stätte eröffnet ist, an welcher ich Ihnen mit Begeisterung, mit Anerkennung, mit — Liebe begegnen kann und — sei Gott mein Zeuge — begegne; ohne daß Sie darum den kaum erst wiedererlangten Frieden eines schuldlosen Kindes auf's neue zu stören suchen. — Aus aufrichtigem Gemüthe wiederhole ich: möge der Segen Gottes mit Ihrem tapfern Vorhaben sein! mögen Sie als Sieger, von neuem für das Leben (auch nach seinen freudigen Gaben hin) erfrischt und zugänglich gemacht, zu Ihrem Herde zurückkehren und jeden reichen Ersatz für das Verlorene finden. Sie haben die Christin in mir angerufen; auch ich fühle mich gedrungen, eine Mahnung an den Christen in Ihnen zu richten, indem ich Sie daran erinnere, daß es diesem nicht geziemt, den Tod zu suchen. Im Vertrauen, daß Sie dieser Mahnung nachkommen werden, stehe ich nicht an, Ihnen ein Versprechen zu geben. Sollte der Himmel es anders als ich wünsche, über Sie beschlossen haben und Ihnen die Heimkehr aus dem Kampfe nicht beschieden sein, — nun wohl, in diesem Falle glaube ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung verheißen zu dürfen, daß Ihre Zeilen Marien als ein letztes Andenken zugestellt werden sollen. Dann

wäre an das, was ich nun einmal verweigern muß, nicht weiter zu denken; dann würde es sich für Marien nicht mehr von der Gefahr einer neuen Aufregung des Herzens — vielleicht zu thörigem Beginnen — handeln, sondern nur von der Verinnigung und zugleich Linderung eines Schmerzes, deren erstere ich Ihnen, die andere ihr nicht versagen will.

Wie schmerzlich auch Ferdinand anfangs davon betroffen worden war, daß ihm nichts von Marien zukam, fühlte er sich doch, je öfter er das Schreiben der Gräfin las, mehr und mehr im Tiefsten erquickt. War nicht dadurch im Wesentlichen erreicht, wonach sich seine Seele gesehnt hatte? Ging er nicht in den Kampf mit dem Gefühle, daß er keinen Groll, auch von Seiten der gekränkten Mutter, hinter sich lasse? Und nun gar die Zusage am Schlusse beseligte ihn. Um solchen Preis zu sterben, wie süß! Er möchte sich in Gefahr der Versuchung gesehen haben, die damit verbundene Warnung, daß der Christ den Tod nicht suchen dürfe, zu überhören, wäre der Drang nach dem lockenden Preise bloß durch diese fromme Warnung bekämpft worden und ihm nicht, neben dem Reize zum Tode, eine heimliche Aussicht des Lebens aus dem ganzen Tone des Briefes — trotz aller Unbeugsamkeit, die sich darin aussprach —

entgegengeblüht; wenn auch noch so weitab in leisem, ungewissem, verschwebendem Schimmer, daß er sie sich nicht zu gestehen wagte.

Er ahnte nicht, daß die Gräfin sich eben damals, als ihn dieses Vorgefühl einer glücklichen Zukunft aus ihren Zeilen anwehte, nahe daran befand, seinen Brief, trotz der ihm ertheilten Zusage, den Flammen zu übergeben. Es war ihr, als sie nach Absendung ihres Schreibens wieder zu ruhigerem und kälterem Besinnen gelangt war, leid oder doch bedenklich geworden, daß sie das Versprechen ertheilt habe. Auch wenn Melwitz, ihrer Ermahnung folgsam, den Tod nicht suchte, blieb ja der Fall, daß er unter den Säbelstreichen eines Reitergefechtes oder von feindlicher Kugel getroffen erliege, eines der gewöhnlichsten, oft in wenigen Stunden über ganze Massen einbrechenden Ereignisse des Krieges. Tauchte doch sogar ein stiller Gedanke in ihr auf, daß es recht gut sein dürfte, das verwirrende Verhältniß auf eine so würdig abschließende Weise gelöst zu sehen; ein Gedanke, dem, als er zum Wunsche werden wollte, ihr (jetzt vielleicht stärker als je angeregtes) Interesse für Ferdinand sofort widersprach. Aber ihr Bedenken wegen des gegebenen Versprechens wurde dadurch nicht gehoben. Ob ich es wünsche oder nicht,

es bleibt im Bereiche der Möglichkeit, daß er nicht zurückkehrt, und ich fürchte, ich habe ihm nur einen Sporn mehr, sich verwegen zu exponiren, in meinem Briefe eingedrückt. Wäre es aber meiner Mutterpflicht gemäß, wenn ich alsdann das Herz meines Kindes durch Uebergabe seines Briefes noch innig schmerzlicher als nöthig aufwühlte?

Doch sie hatte ihr Wort gegeben, und der Rechtssinn bildete zu sehr den eigentlichen Kern und Halt ihres Wesens, als daß sie sich so leicht zu einem Wortbruche hätte bringen können. Auch bestätigte sich ihr bei weiterem Nachsinnen ihr erstes Gefühl — jene schon im Briefe an Ferdinand angedeutete Hoffnung, daß die Erschütterung des Herzens und Vertiefung des Schmerzes, die aus der Zustellung seines Schreibens an Marien für diese zu besorgen stehe, sich im endlichen Erfolge als eine wohlthätige bewähren, ihrem Verhältnisse zu Ferdinand einen sanfteren, befriedigenderen Schluß geben werde.

So legte sie denn den Brief in eine Chatoulle von Ebenholz, worin sie außer den Schmucksachen, die sie von der Tante in Kundorf zugleich mit dem Kästchen geerbt hatte, einige ihr besonders werthvolle Briefe verstorbener Freunde und Freundinnen zu verwahren pflegte.

## Drittes Kapitel.

Der Zug der verbündeten Truppen nach der sächsischen Grenze glich einem Triumph- und Freudenzuge. Mit welcher Bereitwilligkeit, Herzlichkeit, Gastlichkeit, mit welchen Heils- und Segenswünschen wurden die Vorrückenden überall in den Quartieren begrüßt, bewillkommt, bewirthet! Auch in den sächsischen Landen war der Empfang wohl kaum minder herzlich, die Stimmung kaum minder freudig und hoffnungserregt. War doch auch hier die große Mehrzahl der Bewohner der französischen Obergewalt müde und dagegen (besonders wider die Person Napoleons) feindlich erbittert. Der Verfasser dieses Buches, der damals als zwölfjähriger Knabe in Dresden lebte, kann den Haß, der in seiner Umgebung gegen Napoleon herrschte, bezeugen, da er ihn selbst schon als Knabe getheilt hat. Er hat es im Volkshaufen mit angesehen, als die Einwohner Dresdens zu einer Zeit, wo sich noch Alles unter der Macht Napoleons

beugte und König Friedrich Wilhelm in anspruchslos schlichter Haltung wie zur Vasallenhuldigung bei der Fürstenversammlung in Dresden erschien, keine Scheu trugen, ihrerseits dem Gedemüthigten ihre Huldigung zu weihen, sich vor seiner Wohnung in einem Flügel des Schlosses zu sammeln und ihm, wenn er sich am Fenster zeigte, ein Hoch zu bringen. Wie hätte, als nun auf die verfallenen, in Elend verkommenen französischen Rückzügler die stattlichen kampfesmuthigen Reihen der Russen und Preußen folgten, nicht die freudigste Theilnahme herrschen sollen? O es waren schöne Tage von hoffnungslichter Herrlichkeit, die auch in das Herz des Knaben einstrahlte! Die jungen Vaterlandsvertheidiger in ihren neuen schmucken Uniformen, mit ihren malerisch trotzig aufgekrämpten Hüten, die blanke Büchse im Arme; die ernste männliche Gestalt des preußischen Königs, die jugendliche des Kronprinzen, die hohe, im heitern Stolze seines Weltbefreierbewußtseins leuchtende des russischen Kaisers: — — es war wie der Beginn eines neuen goldenen Weltalters, von dessen aufgehendem Glanze alle Mühsal der Kämpfe, die noch zu durchringen waren, blendend verdeckt wurde; wie eine Erhebung des Ormuzd an der Spitze seiner lichten Amschaspands gegen Ahriman, den Fürsten der Finsterniß!

O der traurigen Enttäuschung, als nach der Schlacht bei Lützen die Wagen mit Verwundeten auf der Wiese an der Elbbrücke abgeladen wurden und sich die ersten Gerüchte von verlorener Schlacht und Rückzug verbreiteten; als der Knabe, nachdem er noch am Abende vorher den russischen General St. Priest, der bei seinen Eltern einquartiert war, im friedlichen Gespräche mit seiner Mutter auf dem Sopha ihres Zimmers gesehen, am nächsten Tage wieder die Bärenmützen und rothen Federbüsche der französischen Garde die Plätze der sächsischen Hauptstadt erfüllen und an der Ecke der engen Zwischengasse den einziehenden verhaßten Franzosenkaiser (in dessen, wie es ihm vorkam, höhnisch herablächelndes Antlitz nahe hinaufstarrend) an sich vorbeireiten sah.

Doch unsere Geschichte ist noch nicht bis zu diesem zum Glücke nur vorübergehenden Siegesaufglanze der französischen Waffen gelangt. Noch sind wir in der Vorzeit vor jenem blutigen Maitage, der, welche Opfer er auch gefordert hat und was auch seine nächsten Folgen gewesen, doch unter den großen Schlachttagen jenes denkwürdigen Jahres eine besondere Weihe behält. Es gereicht zu tiefer Wehmuth, die Heldenjugend Preußens im hartnäckigen Ringen um eine Aufgabe, die dessen nicht werth

war, unnütz mit ihren Leichen den blutgedüngten Boden bedecken zu sehen. Und dennoch — nach dem Walten einer höheren Macht — nicht unnütz. Denn strahlt nicht der Tag von Lützen, an welchem die erste, frischeste Begeisterung der preußischen Jugend mit einer hingebenden Todeswilligkeit rang, die uns durch den elegischen Eindruck des für den Augenblick ungünstigen Erfolges nur um so erhebend rührender trifft, strahlt dieser Tag nicht, wie kaum irgend einer der späteren Siege, als ein glorreiches Läuterungsbad und herrlich beglaubigtes Ehrenzeugniß des preußischen Ruhmes!

Man weiß, wie schon vor dem Zusammenstoße mit dem Feinde der Mangel an geschickter, einheitlicher, das Ganze mit Sicherheit überblickender und zweckmäßig ordnender Leitung dadurch zu Tage trat, daß sich in Folge an ihn ergangener Marschordre Blücher am Morgen des zweiten Mai auf dem Marsche in die unmittelbar bevorstehende Schlacht bei Audigast mit York hinderlich kreuzte und sich für beide Armeecorps ein widerwärtiger, nachtheiliger Aufenthalt ergab. Das Blücher'sche Corps (darunter das Dragonerregiment, bei welchem Ferdinand diente) mußte warten, bis das Corps von York vorübergezogen war. Aus allen Gliedern der sich begegnenden

Truppen, so erzählt ein Augenzeuge, sprangen Brüder und Freunde hervor und umarmten sich nach jahrelanger Trennung. Ferdinand konnte, obwohl auch er den einen und andern näheren Bekannten in den vorüberziehenden Bataillonen und Geschwadern des York'schen Corps wußte, die Begegnung nur aus der Ferne mit ansehen, da die Dragoner eine Strecke ab von der querüber kreuzenden Straße hielten. Doch als die westpreußischen Musketiere heran- und vorüberzogen, bei welchen Wilmuth, wie ihm dieser geschrieben, eingetreten war, litt es ihn nicht länger. Er erbat sich Erlaubniß, näher zu reiten, um den Freund, den er seit dessen Verheirathung nicht wiedergesehen, zu begrüßen. Als er im schnellen Ritte an die Stelle, wo die Kreuzung stattfand, gelangte, war Wilmuth eben im Vorbeimarsche begriffen, aber an der entgegengesetzten Seite der Colonne und ohne daß sich sein starr vorwärts gehender Blick nach der Seite, woher Ferdinand ankam, kehrte und diesen gewahr wurde. Seine Wangen waren bleich; stramm in sich zusammengenommen zog er vorüber, das wie verglaste Auge weder nach rechts noch links aus der Richtung des Zuges bringend, unachtsam der Nähe des Freundes. Dagegen hatte der Hauptmann der Compagnie, ein alter Schulkamerad Ferdinands

von der Schule zu Brandenburg her, diesen wahrgenommen. Mit den Worten: „guten Morgen, Freundchen“ fühlte sich Melwitz am Arme ergriffen und wacker geschüttelt. Der Infanteriecapitän, jetzt auf dem Marsche noch zu Pferde, war dicht an ihn, dessen Blick auf Wilmuth haftete, herangeritten und bog sich zu ihm, um sich ihm fühlbar bemerklich zu machen, hinüber. Ferdinand mußte, so kräftig herzlich begrüßt und für die wenigen Minuten, die noch vergönnt blieben, durch die Erkundigungen und Eröffnungen des alten Bekannten über seither Erlebtes in Beschlag genommen, es aufgeben, noch einen Versuch zu machen, ob er nicht zu Wilmuth gelangen könne. Doch benutzte er die Gelegenheit, dem ehemaligen Schulgenossen zu sagen, wie nahe er mit Wilmuth befreundet sei und ihm denselben zu bester Behandlung und Fürsorge dringlich an's Herz zu legen. Hast das nicht nöthig, Freundchen, erwiederte der Hauptmann. Er ist mir schon mit zwei wackern Jungen, seinen Schülern, die mit ihm zugleichkamen, von unserem Obristen empfohlen, und ich glaube nicht, daß er sich über mich zu beklagen hat. Nur muß ich dir offen bekennen, den beiden Jungen trau' ich mehr zu als ihm. Doch es ist Zeit, daß ich meiner Compagnie nachkomme — leb' wohl!

Ein paar Stunden später tobte bereits die Schlacht. Wir vermögen noch jetzt keine treuere Schilderung in gedrängter Kürze von ihr zu entwerfen, als die schon früher von uns im „Ehrenspiegel des deutschen Volkes“ dichterisch versucht worden ist:

Vier Dörfer dort in Lützens Ebnen liegen
Als Preis, um den im wildsten Schlachtgraun kriegen
Die jungen Helden Preußens todbereit,
Als wär' die Welt
In dieser Hütten armer Niedrigkeit
Zum Lohn gestellt.

Kanonenknall, Gewehrgeknattern, Schimmern
Und Rauch des Brandes, der Bewohner Wimmern
Erfüllt die Luft. Im Blute glitscht der Tritt,
Das strömend rann
Und rinnt. Das Bajonett im Sturmesschritt
Reißt Mann an Mann.

Drei Dörfer hält bereits die Hand der Preußen;
Da öffnet die verderbenschwangern Schleußen
Der Feind zu neuem heftigern Erguß.
Zu stark beschwert
Weicht Preußen; doch mit oftgehemmtem Fuß
Und bald gekehrt.

Die Dörfer wechseln im gedehnten Kampfe
Mehrmals den Herrn, ein Trümmerhauf' in Dampfe. —

Der Morgen wird den Feind in Uebermacht
Anwogen sehn;
Dies drängt, zu meiden hier die zweite Schlacht
Und rückzugehn.

Zwar weicht man in festgliedrigen Colonnen;
Allein wer weicht, hat nie die Schlacht gewonnen,
Ob er auch rühmt, daß ihm der Sieg gestrahlt.
Wie? sind so viel'
Und theure Opfer nur darum gezahlt?
Ist dies das Ziel?

Und fängst du wieder, Preußen, an mit Weichen,
Zurückebebend vor des Corsen Streichen?
Hast du den Helm nur darum aufgedrückt,
Dich, weh'! umsonst
Mit strengster Todesweihe Kraft geschmückt?
Ist's nur wie sonst?

Nein, nicht wie sonst ist's. Die als Ueberwinder
Laut prahlen, schaun die Leichen deiner Kinder
Voll staunender Bewunderung. Du stehst
Im Glorienschein
Getilgter Schmach. Auch wenn du untergehst,
Dein Nam' ist rein.

Der Tod hatte „einen gierigen Erntetag" gehalten. Doch so viele Tausende von ihm gemäht wurden, andere Tausende, die sich darum nicht weniger tapfer preisgegeben hatten, kamen (auch an

dem blutigen Heldentage von Lützen) unverletzt aus dem wilden Gewühle. Ferdinand hatte sich wahrlich nicht geschont, ohne etwas mehr als eine leichte Streifung, die ihn am weiteren Kampfe nicht hinderte und sich auch nachher kaum des Verbandes bedürftig zeigte, davonzutragen. Und doch waren die Dragoner seines Regimentes recht in den heißesten Drang der Schlacht verwickelt worden und hatten sich darin trefflichst bewährt. Auf den freien Plätzen zwischen den Dörfern oder in den Dorfgassen selber sah man sie erst schwadronenweise, dann (je mehr sie durch das Terrain und das Gewühl des Kampfes auseinandergedrängt wurden) in immer kleineren Haufen, oft nur einen Officier mit wenigen Pferden, gegen die feindlichen Massen ansprengen. Aus Häusern und Gräben, hinter Zäunen, Hecken und Bäumen hervor von den Kugeln des Feindes umpfiffen, ließen sich die kühnen Reiter durch nichts erschrecken und im Ansturze aufhalten. Ferdinand freute sich, zu sehen, mit welchem Geschicke, welchem Eifer, welcher selbstverleugnenden Tapferkeit die Officiere ihre Leute zu sammeln, zu ermuthigen, zu immer neuen Angriffen selbst in kleinster Zahl anzufeuern wußten, und erwies sich, indem er ihnen dabei mit Zuruf und That zur Hand ging, als ihr gelehriger Schüler.

Er war geneigt gewesen, bei dem beginnenden Kriege die Hauptstütze seiner Hoffnungen darin, daß es auf Seite Preußens kein bloßer Soldaten- sondern ein Volkskrieg sei, zu finden, in der Kampf- und Opferwilligkeit des preußischen Volkes und den auf die preußische Heeresrüstung einwirkenden Volkselementen den Hauptbürgen eines endlichen glücklichen Ausganges zu sehen. Auch war die Schlacht bei Lützen am wenigsten geeignet, ihn an dieser Meinung irre zu machen. Doch sah er sich durch die Wahrnehmungen, die er hier machte und welche durch spätere Erfahrungen noch erheblich verstärkt werden sollten, zugleich darauf hingewiesen, daß es höchst ungerecht sein würde, über dem, was das Volk als Volk leiste, das zu verkennen oder gering anzuschlagen, was von der Armee als solcher ausgehe und was in dieser und für diese der Charakter und die Gesinnung des preußischen Officierstandes bedeute.

Schon vor der Schlacht war es zu einem gemüthlich kameradschaftlichen Verkehre zwischen ihm und den Officieren des Regimentes gediehen. Besonders mit einem ehemaligen Gardeofficier, der beim Ausbruche des Krieges von 1809 den Abschied genommen, bei Aspern und Wagram sowie später

in Spanien gegen Napoleon gekämpft hatte, jetzt aber auf die Nachricht von dem Ausgange des russischen Feldzuges und der wahrscheinlichen Erhebung Preußens herbeigeeilt und in das Officiercorps des Dragonerregimentes mit dem Range eines Rittmeisters aufgenommen worden war, hatte der Umgang bereits das Interesse und die Wärme der Freundschaft gewonnen. Es hatte unserem Melwitz überaus wohlgethan, den wilden Mörner, den er bei jenem Feste der Gardeofficiere eine der ausgelassensten Rollen hatte spielen sehen, jetzt mit dem nämlichen Hasse gegen den Unterdrücker, aber durch die Schicksalsprüfungen eines wechselvollen Lebens zur männlichsten Tüchtigkeit und sichern, ruhigen Geistesumsicht gereift und geklärt wieder zu finden. Wie mußte er im Gewirre des Lützener Dorfkampfes dessen heitere Fassung und kaltblütige Besonnenheit, sein unerschüttertes Ausharren, obwohl er schon einen Verband um die Wange trug und ihm das Blut aus einer zweiten, noch offenen Wunde hell am Arme herablief, bewundern! wie durchdrang es ihn mit Schmerze, als er den tapferen Mann, der so viele Gefechte und Schlachten glücklich durchrungen hatte, von einer nahe heranprallenden Flintenkugel mit scharf durchbrochener Stirne vom Rosse gerissen sah;

eben als derselbe an Stelle seines unter ihm erschossenen Pferdes ein frisches Roß erlangt hatte und muthig hinaufgeschwungen und die Sporen einsetzend, unter lautem Zurufe an die Reste seiner Schwadron auf's neue zum Angriffe vorging!

## Viertes Kapitel.

Am Tage nach der Schlacht holten die Dragoner auf der Straße von Pegau nach Borna (auf welcher das Corps von Blücher zurückzog, während das von York hinter ihm den an diesem Tage noch wenig beläſtigten Rückzug deckte) einen Leiterwagen mit Verwundeten ein, der auf der Straße hielt. Es war an den Strängen etwas in Verwirrung gerathen, das wieder in Ordnung gebracht wurde.

Bei euch heißt's: eile mit Weile, wie es ſcheint, rief Major von Stranz nach dem Wagen, der ſich eben wieder in Gang ſetzte, hin.[1]

Ja, wir haben viel Aufenthalt gehabt, war die Antwort eines verwundeten freiwilligen Jägers, der dem Anredenden zunächſt auf dem Wagen hockte. Schon von dem Verbindungsplatze konnten wir wegen des großen Andranges von Verwundeten, der argen

[1] Das Gros der Verwundeten war damals ſchon über Borna hinaus, auf Dresden zu. S. Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten I, 81.

Verwirrung, dem großen Bedarf an Fuhrwerk erst gegen Morgen fortkommen. Und dann brach uns die Achse mitten auf der Landstraße —

Weil unser Unstern wollte, daß wir in die Hände des ungeschicktesten Lümmels gerathen mußten, der je seinen Schindmähren Heu vorgeschüttet hat, murrte die Stimme eines andern auf dem Wagen gestreckten Verwundeten dazwischen.

Ferdinand hatte in dem zuletzt Redenden seinen Freund, den Hauptmann, erkannt, zu dessen Compagnie, wie er wußte, Wilmuth gehörte. Er ritt, nach eingeholter Erlaubniß, eine Strecke neben der Karre, die langsam auf dem weichen Lehmboden hinter dem Regimente fuhr.

Nun, ich werde wohl eine Weile feiern müssen, äußerte der Hauptmann. Aber zu lange, hoff' ich, soll's mich nicht hindern. Das Bein ist zum Glücke noch ganz; wenn nur erst die Kugel heraus wäre!

Weißt du, erkundigte sich Ferdinand, nachdem er noch ein paar theilnehmende Fragen wegen der Wunde seines Schulfreundes gethan hatte, — weißt du, wie es mit Wilmuth steht?

Ich kann dir nur soviel sagen, daß ich ihn, als ich meine Wunde bereits weg hatte, noch rüstig auf den Beinen gesehen.

Wie hat er — sich gehalten, frug Ferdinand zögernd.

Er hat sich als braver Kerl bewährt; obwohl es erst nicht den Anschein nahm. Zu Anfang, als wir über einen breiten, trockenen Graben mußten und die Franzosen hinter dem jenseitigen Damme hervor uns mit einem dichten Kugelregen bewillkommten, wollte es (nicht bloß mit ihm) nicht recht vorwärts. Viele — am auffälligsten dein Professor, der aussah, als ob er schon ein Dutzend Kugeln in Hirn und Herzen habe — stutzten, duckten nieder. Alles drängte sich in den Graben hinein; keiner mochte zuerst wieder heraus. Doch mein Zuruf: Leute, wir brauchen hier keine Memmen; dort steht der Feind! drauf! trieb sie hinauf und hinüber. Als mein Auge eine Weile später, bei einem Bajonettangriff, wieder auf ihn fiel, stand es schon besser mit ihm. Sein Gesicht glühte roth wie Feuer; er war um einen halben Schritt seinen Nebenmännern voraus, was freilich nicht zu loben war, aber doch seinen Eifer zeigte.

Er hielt wie erschöpft ein. Das viele Sprechen reizt deine Wunde, sagte Ferdinand. Laß uns das Weitere, so sehr ich darauf gespannt bin, versparen, bis wir wieder zusammen treffen und ich dich in besserem Zustande finde.

Mit dem Zusammentreffen ist es im Kriege — vollends wenn man bei verschiedenen Truppenarten und Corps dient — eine gar ungewisse Sache. Drum hör' lieber jetzt, was ich noch zu erzählen habe; meine Kraft reicht noch aus. Bald hatte sich in den engen Dorfgassen, im wirren Dorf- und Heckenkampfe alles aufgelöst; alle Bataillone fochten untereinander. Wir Officiere hatten arge Noth, unsre Leute nur trupp-weise beisammen zu halten. Als mir dein Wilmuth wieder vor's Auge kam, stand er einzeln. Seine Gefährten waren vor dem Feinde, der dicht in der ganzen Breite der Dorfstraße anrückte, nach links und rechts hinter Zäune und Buschwerk gewichen. Er allein stand mitten in der Straße, die Colonne des Feindes bis auf kaum fünfzig Schritte an ihn heran, ladete und feuerte emsig weiter, Schuß auf Schuß, — Kinn und Nase ganz geschwärzt vom Patronenabbeißen. Ich sprang zu ihm vor. Zum Teufel, rief ich, wollen Sie's mit ihnen allein aufnehmen? riß ihn hinter den Schutz einer Mauer. Ich brachte dort ein Häuflein zusammen; wir empfingen von dort den Feind in der Flanke. Andere drängten von vornher gegen ihn. Die Franzosen wankten, gaben Raum; noch einmal war das Dorf in unserer Hand.

Wenn ich ihn damals nicht wegriß, fuhr der Verwundete nach einer abermaligen Pause, die er sich zur Erholung vergönnt hatte, fort, war's um ihn geschehen. Aber er hat mir's vergolten. Daß ich in dem Zustande ostwärts und nicht als Gefangener gen Westen geführt werde oder die Franzosen mir vollends das Garaus gemacht haben, dank' ich ihm.

Dankst du ihm? frug Ferdinand, dessen gesteigerte Spannung ihn der früher geäußerten sorglichen Rücksichtsnahme auf die Reizung der Wunde durch das viele Sprechen nicht mehr gedenken ließ.

Es mochte etwa eine Stunde darauf sein; wir waren, den Feind vor uns herdrängend, auf eine offene Stelle zwischen den Dörfern gelangt. Da brach auf einmal ein heftiges Kartätschenfeuer auf uns ein; zugleich entwickelten sich neue Massen des Feindes von hier und von dort. Eine Flinten- oder Büchsenkugel schlug mir in den Schenkel; ich stürzte zusammen. Die Meinen waren auseinandergestäubt, überall Franzosen um mich her, die zum Glücke auf mich am Boden im Drange des Gefechtes nicht achteten. Da hört' ich eine Stimme: Herr Gott, der Hauptmann! Brüder, der Hauptmann —! Es war, wie ich nachher erfuhr, Wilmuth, der es rief und durch seinen Ruf die Andern, die meinen Fall nicht

bemerkt hatten, auf meinen Nothstand aufmerksam machte. Er hatte gesehen, daß ich mich noch regte. Unterofficier Grauert that das Seine, einen Haufen zum Standhalten, zur Umkehr zu bringen; ich sah Wilmuth unter den Vordersten — die Besinnung verließ mich. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befand ich mich auf ein paar Gewehren als Tragbahre auf dem Wege zu den Ambulancen. — Doch ich fühle selber, daß es besser ist, wenn ich für jetzt — des Schwatzens genug sein lasse, sagte er, indem er sich aus der mehr sitzenden Stellung, in die er sich gebracht hatte, auf das Stroh zurückstreckte. Die verfluchte Karre fängt auch an, so zu knarren — und zu stoßen — —

Man war auf eine böse Wegstrecke voll Löcher und Steine gelangt. Ferdinand drückte dem Leidenden, dessen Gesicht wie im Nachstoße der Stöße der Karre zuckte, mit einigen Worten herzlicher Theilnahme die Hand zum Abschiede und ritt, den Kopf noch voll von der vernommenen Erzählung, an seinen Platz im Zuge zurück.

Er war in Erinnerung des Auftrittes mit dem Renommisten nicht ohne Mißtrauen in Beziehung auf das Verhalten des so innig geliebten Freundes während der Schlacht gewesen. Die Auskunft, die

er darüber empfangen, gereichte ihm daher zu lebhafter Befriedigung. Auch hatte sie die Wirkung, das Bild des Freundes mit doppelter Lebendigkeit vor seine Seele zu rufen und sein Herz mit noch dringenderem Wunsche nach einer Begegnung mit ihm zu erfüllen.

Sein Verlangen sollte schon am Abende darauf, wo das Heer in und um Colditz Halt machte, gestillt werden. Die Corps von Blücher und York bivouakirten neben einander in der Umgegend des Städtchens, in welchem beide Generale ihr Hauptquartier hatten. Da wo sich die Bivouaks beider Armeecorps am nächsten berührten, schlängelt ein Bach, dessen hohes, mit Gebüsch verwachsenes Ufer den Zugang, außer an einer kurzen Strecke, erschwert. An der letzteren senkt sich das Ufer so, daß man bequem zum Schöpfen gelangen, auch Pferde zum Tränken an den Bach bringen kann. Auf der andern Seite erhebt sich zwar der felsige Uferrand eher noch höher und steiler, zieht sich aber zugleich um einige Schritte von dem Bette des Baches (davon durch einen kleinen frischgrünen Rasenplatz geschieden) zurück. Ein klarer kühler Brunnen strömt hier zwischen den Steinen hervor auf den Rasen nieder und sendet sein Wasser in einer Vertiefung des Bodens,

die von der Fluth gehöhlt worden ist, an den knorrigen Wurzeln einer alten mächtigen Linde hin zur Vermehrung des Baches. Es ist in der Regel hier einsam und stille; nichts als das Plätschern des Baches und das Rauschen der Quelle läßt sich vernehmen, oder allenfalls das abendliche Geplauder eines Paars von Mädchen aus den nächsten Häusern des Städtchens, die sich am Brunnen treffen. Aber damals drängte sich an Bach und Brunnen ein zahlreiches Leben, entfaltete sich eine Scene bewegten Lagerverkehrs. Von da und von dort her hatten sich Soldaten der in der Nähe lagernden Regimenter des einen und andern Corps von verschiedenen Uniformen und Truppengattungen zusammengefunden, um den erforderlichen Trink- und Kochbedarf an Wasser zu holen oder ihre Pferde aus dem Bache zu tränken; von den zur Aufsicht beorderten Officieren geführt, die man in einer Gruppe unfern der alten Linde im lebhaften Gespräche (wahrscheinlich über die vorgestern durchfochtene Schlacht) sah.

Auch unsern Ferdinand bemerken wir zur Seite der plaudernden Gruppe, an einem rasenbedeckten Vorsprunge des Uferrandes lehnend. Er war zur Beaufsichtigung seiner Schwadron beim Tränken der Pferde commandirt worden und schaute, halb auf

das Gespräch neben ihm hinlauschend, seinen Dragonern bei ihrem Geschäfte zu, als er an einigen Soldaten jenseit des Baches die Uniform des Regimentes, bei welchem Wilmuth diente, erkannte. Er fuhr auf und wandte sich rasch, in der Absicht, bei ihnen wegen Wilmuths nachzufragen, an den plaudernden Officieren vorbei dem Stege, der über den Bach leitet, zu. Da gewahrte er dicht vor sich am Brunnen, bei welchem sein Weg vorbeiging, einen Musketier des nämlichen Regimentes, der schräge von ihm abgekehrt aus seinem Feldgeschirre, wie es schien, in durstigen Zügen trank und an welchem er eine Aehnlichkeit mit der Gestalt und Haltung des Freundes zu entdecken meinte. Einen Augenblick darauf lag Wilmuth an seiner Brust.

Es war ein Moment hoher freudigster Gemüthserregung für beide Freunde. Zumal bei Wilmuth äußerte sich eine tiefe Ergriffenheit, die wohl nicht bloß aus der Freude über die unverhoffte Begegnung und die dadurch erlangte Gewißheit, daß der Freund noch das Licht der Sonne schaue, entsprang, sondern auch aus dem Gefühle des seit ihrer Trennung nach innen und außen Erlebten, all der Erschütterungen des innersten Lebens, die er seitdem zu bestehen gehabt hatte. Gott hat geholfen, flüsterte er aus

bewegter Bruſt, als er das Haupt von der Schulter ſeines Melwitz, auf der er es eine Weile ſtumm hatte ruhen laſſen, erhob.

Ich weiß aus dem Munde deines Hauptmanns, was er dir verdankt; daß er dir ſeine Rettung verſchuldet, äußerte Ferdinand.

Ja, es war wunderbar — wunderbar, ſagte Wilmuth halb vor ſich hin. Wie es mir auf einmal hell vor der Stirn wurde! Weder blinder Taumel noch Furcht mehr. O es war herrlich, als wir ihn nun glücklich heraus hatten!

# Fünftes Kapitel.

Gegen die Mitte des Mai hatte das verbündete Heer eine weitausgedehnte, theilweise verschanzte Stellung auf den Höhen hinter Bautzen bezogen. Die Preußen unter York und Blücher lagerten im Centrum auf der weit vorspringenden zackigen Hügelreihe, den Kreckwitzer Höhen. Auch hier wurde kein förmliches Lager aufgeschlagen, sondern nur ein mehrtägiges Bivouak gehalten. Leichte Strohhütten und Feuerstellen, an denen die Kochgeschirre gereiht standen, waren alles, was an Vorrichtungen und Lagerbequemlichkeiten vorhanden war.

An einer dieser Feuerstellen finden wir einen Haufen Musketiere mit Bereitung eines Gerichtes Klöße unter Leitung eines alten Feldwebels, der ein vortreffliches Recept dafür weiß, beschäftigt. Abseits im Schatten eines maigrünen Buschwerks, das sich am Rande des Compagniebezirkes erhebt, gewahren wir einen Unterofficier noch jugendlichen Aussehens

am Boden ſitzend, welchem es mehr um geiſtige als leibliche Nahrung zu thun ſcheint. Denn er lieſt aufmerkſam in einem kleinen Büchlein, das er aus ſeinem Torniſter neben ſich gezogen hat, bis ihn der Zuruf eines von der Feuerſtelle an ihn heran-ſpringenden Burſchen: Na, Herr Wilmuth, kommen Sie; die Klößel ſeind fertig, zum Mitgenuß einladet.

Ich danke, ich habe noch von heute Mittag ge-nug, war die Antwort des eifrigen Leſers, der nur einen Augenblick freundlich aufſchaute und ſich dann wieder mit nachdenklich ernſter Stirne an's Leſen in dem kleinen griechiſchen Teſtamente, das wir in ſeiner Hand ſehen, gab.

Es war ſonſt nicht ſeine Art, in der Offenbarung Johannis nach einer Verkündigung über die gegen-wärtigen Welthändel zu ſuchen. Aber die Erzählung eines Officiers der Compagnie von einem Gemälde, das derſelbe in der Werkſtatt eines Dresdener Malers geſehen hatte, regte ihn heute an, die Stelle der Offenbarung, die von dem Maler mit beſtimmter Hindeutung auf den corſiſchen Menſchenwürger und die verderblichen, verheerenden, verödenden Wirkungen ſeines Kriegswaltens zur Darſtellung gebracht war, in nähere Betrachtung zu nehmen; die Worte: und ich ſahe ein fahl Pferd, und der darauf ſaß, deß

Name hieß Tod, und die Hölle folgete ihm nach, und ihnen ward Macht gegeben, zu tödten das vierte Theil auf der Erden mit dem Schwert und durch Hunger.[1] — — Die Richtung der Seele, die er dadurch genommen hatte, führte ihn dann weiter, auch jene andere Stelle von den Heuschrecken mit Menschenantlitz und mit Panzern wie eisernen Panzern und von ihrem Könige, dem Engel aus dem Abgrunde, Namens Apollyon, nachzulesen, unter welchem Apollyon und seinem gepanzerten Ungeziefer damals mehr als ein frommes Gemüth niemand anders als Napoleon und seine blankgeharnischten Küraſſiere verstehen zu müssen meinte.

Es drängte sich nun zwar unserem Wilmuth beim Lesen auf, wie viel in beiden Stellen gegen die Deutung, die man hineinlegte, sprach. Dennoch that es ihm wohl, als er beim weitern Blättern wie durch einen höhern Fingerzeig auf die Worte traf: — und der Tod und die Hölle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl.

Er schloß das Buch, blickte eine Weile still in

[1] Das Bild, von dem hier die Rede ist, war von dem bekannten Maler Professor Hartmann, und erinnert sich der Verfasser, es auf der Dresdener Kunstausstellung (wie er meint, von 1814) gesehen zu haben.

die blaue ruhige Tiefe des Himmels hinauf, schob das Buch in den Tornister zurück und summte, während er diesen an seinen Platz im Winkel einer der nächstgelegenen Strohhütten zurücktrug, die Verse Paul Gerhardts vor sich hin:

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Noch fortsummend wandte er sich, da sich doch inzwischen einiger Appetit auch bei ihm gemeldet haben mochte, auf die an der Feuerstelle Schmausenden zu.

Er dürfte, nach der Beflissenheit zu urtheilen, mit welcher diese während seines geistlichen Studiums dem von ihnen betriebenen leiblichen Geschäfte obgelegen hatten, hier schwerlich seinen, obschon sehr bescheidenen Bedarf an Klößen noch disponibel gefunden haben. Doch sollte er jeder etwa drohenden Enttäuschung dadurch überhoben werden, daß eben jetzt sein Sinn und Interesse nach einer andern Seite gezogen ward. Er hörte hinter sich eine bekannte

Stimme nach dem Musketier Wilmuth fragen und sah, als er sich umwandte, vom Eingange des Compagniebezirkes her seinen Freund Melwitz auf sich zukommen.

Die Freunde hatten sich seit der flüchtigen Begrüßung bei Colditz nicht wiedergesehen; besonders Wilmuth hatte seitdem Ernstes erlebt. Sein Bataillon war in das heiße, mehrstündige Rückzugsgefecht von Colditz auf Meißen zu mitverwickelt und dabei fast noch schärfer als bei Lützen auf die Probe gestellt, gefährdet, bedrängt worden. Wilmuth hatte hierbei so gut und tüchtig bestanden, daß das günstige Zeugniß des Officiers, der an Stelle des verwundeten Hauptmanns die Compagnie führte, in Verbindung mit der dankbaren Empfehlung des letzteren sein Avancement zum Unterofficier veranlaßt hatte.

Ferdinand, welcher erst durch eigene Wahrnehmung der höheren Uniformabzeichen von der Beförderung Kenntniß erhielt, sprach seinen Glückwunsch darüber aus.

Wenn ich mir nur nicht sagen müßte, erwiederte Wilmuth, indem eine tiefe Röthe seine Wangen bedeckte, daß dabei mehr meine Bildung und bürgerlichen Verhältnisse wie meine Leistungen als Soldat in Anschlag gekommen sind. Doch hoffe ich, das

Meine zu thun, um in Zukunft mehr an Verdienst dafür einzulegen als es bisher der Fall war.

Sie gingen im traulichen Gespräche in einer Gasse des Compagniebezirkes auf und nieder, von dem lustigen Gesange ungestört, der nach beendigtem Klößelmahle von der Feuerstelle her aus einem Dutzend zum Theil ungefügig rauher Kehlen, zwischen denen sich aber auch eine überaus wohllautende vernehmen ließ, aufstieg.

Wilmuth zeigte sich mehr und mehr in fröhlicher Stimmung, die fast bis zu einer Art von scherzendem Uebermuthe, wie er ihm sonst ganz ungewöhnlich war, stieg. Du wirst dich wundern, sagte er mit lachendem Auge, und ich weiß nicht, ob es recht ist; aber ich kann es manchmal kaum erwarten, bis es wieder zum Gedränge und Gemenge kommt.

Wie sollte das in solch heiligem Kriege nicht recht sein?

Ei nun, es macht wohl einen Unterschied, ob man das im Eifer für die Rettung des Vaterlandes wünscht oder so recht eigentlich aus Lust an der Sache selbst. Habe ich nicht allen Grund, vor solcher Haudegen- und Landsknechtslust, wenn ich sie in mir spüre, zu schaudern? Und denke dir, ich fürchte, es ist mir was davon angeflogen.

Du bist doch nun einmal jetzt Soldat; drum mache dir um Gotteswillen kein Gewissen daraus, daß du Freude an deinem Berufe hast.

So lange die verbündeten Truppen bei Bautzen lagerten, verging seitdem fast kein Tag, daß sich nicht Ferdinand, der sich in seiner Stellung einigermaßen unbeengter als Wilmuth bewegte, Freiheit und Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit dem Freunde zu verschaffen suchte. Eines Morgens traf er ihn über einem Briefe, in welchen sich Wilmuth, obwohl derselbe schon am Abende vorher bei ihm eingegangen war, so vertieft erwies, daß er das Ankommen Ferdinands, bis dieser ihm auf den vorgekrümmten Nacken klopfte, nicht gewahr wurde.

Der Brief kam von Clärchen. Wilmuth hatte in den Wirrnissen des Krieges und weil die Gattin nicht wissen konnte, wohin sie den Brief adressiren solle, auf ein Schreiben von ihr nicht zu hoffen gewagt. Auch war ihm der Brief nicht durch die Post zugekommen, sondern als Beilage zu einem nach dem Heere aus Ostpreußen abgesandten Berichte einer dortigen Behörde, an die sich Clärchen, wie noch einige andere Gattinnen, Bräute und Mütter, mit einer Bitte deshalb gewandt hatte.

Je geringer seine Hoffnung, um so größer war

seine Ueberraschung, seine Freude gewesen; zumal nachdem er einen Blick in das Schreiben gethan und die Nachricht, die ihm darin zuging, erschaut hatte. War es doch eine Kunde, die ihn im innersten Herzen beglückte, — aber auch im innersten Herzen erschütterte.

In hoher Aufregung warf er sich an Ferdinands Brust. Sie schreibt mir — ich habe Aussicht — Vater zu werden — o Gott, und jetzt so ferne, stammelte er.

Sieh' nicht auf das, was deinem Glücke noch mangelt, sieh' nur auf die frohe Seite der schönen Kunde. Du bleibst ja reich an Hoffnung, wenn du auch für den Augenblick manches entbehren mußt.

Für den Augenblick? sprach Wilmuth mit einem Tone, der nicht nach Hoffnung klang. Doch du hast recht, es ist undankbar und unfromm, daß mich etwas, wonach ich mich so herzlich gesehnt habe, worin so viel Anlaß zur Freude ist, solch eine überschwengliche Gnade Gottes mitten in aller Freude so traurig stimmt. Aber ich muß immer denken, was für eine Seligkeit es wäre, wenn ich jetzt dort sein könnte. Ach und müßte ich bloß an Jetzt denken! Doch wie dunkel und ungewiß liegt es, ob ich ihr in ihrem Geburtsringen werde beistehen, das

erſte Anlächeln werde empfangen können. O Gott, wenn mich's überkommt, daß ich mein Kind — vielleicht nie ſehen werde!

Auch wenn du daheim wäreſt, bliebe noch Gefahr und Ungewißheit, ehe ſich deine Hoffnung erfüllte. Was iſt überhaupt ſicher auf Erden? Es iſt ja nicht morgen oder übermorgen, daß die Geburt zu erwarten ſteht. Noch mehrere Monate vergehen bis dahin; vielleicht iſt der Krieg dann zu Ende und du biſt froh und geſund daheim.

Nein, ſo ſieht es mit dieſem Kriege, wenn er zu gutem Ende führen ſoll, nicht aus.

Ferdinand ſchwieg. In der That, ſo ſah es mit dieſem Kriege nicht aus.

Wilmuth blickte trübe vor ſich hin. Wir dürfen das gar nicht wünſchen, ſagte er. Nur ein ſchlechter fauler Friede könnte uns eine baldige Heimkehr ſchaffen.

Er ſchüttelte leiſe und ſchwermüthig das Haupt. Nein, nein; ich werde nicht dabei ſein. Nun, wie Gott will!

# Sechstes Kapitel.

Am Abende stand Ferdinand vor dem Eingange seines Schwadronbezirkes. Die Straße, auf welche der Bezirk sich öffnete, lief über das in flachen Wölbungen ansteigende Hochland am Rande eines terrassenförmigen Absatzes hin und nahm eben hier durch das Terrain einen höheren Aufschwung, so daß man sich von der Stelle einer weiteren Umsicht rings über die Gegend erfreute.

Die Sonne war bereits hinabgesunken; nur noch die letzten Schimmer der Abendröthe verglommen am Horizonte. Die weitausgebreitete Fläche mit grünumbuschten Dörfern, die Hügel und Berge, die dunkeln Massen schwarzgrünen Nadelholzes hüllten sich mehr und mehr in die Schatten des Abends. In demselben Maße, in welchem die Umrisse und Farben unten auf Erden erblichen und unsicher wurden, funkelten oben am Himmel die Sterne klarer und klarer hervor. Unzählige Rauchsäulen

wirbelten mit weißlichem Dampfe in allen Lagerbezirken, nach denen sich das Auge wandte, auf. Wie im Wettstreite mit den Sternen erglimmte weithin ein Wachfeuer nach und neben dem andern, bis zuletzt das ganze Lager gleich einer irdischen Milchstraße von Flammen dicht und endlos leuchtend vor den Blicken des Umschauenden lag.

Da erscholl vielfaches Trommelwirbeln und Blasen zum Appell aus den Lagerplätzen des Yorkschen Corps her. Lebhafte Bewegung ward dort bemerklich. Ein Officier der Schwadron trat zu Ferdinand heran und theilte ihm, aus der Richtung von dorther kommend, mit, daß daselbst der Befehl ergangen sei, sich zum Aufbruch zu rüsten.

Es war der Aufbruch zu jener Seitenbewegung gegen den von Kalau heranrückenden Marschall Ney, auf der das Corps am nächsten Tage das glorreiche, aber fruchtlos blutige Gefecht bei Königswartha und Weissig zu bestehen hatte.

Wie gern wäre Ferdinand zu dem Freunde hinübergeeilt! Aber ein ihm für die nächste Stunde, bis zu der nur noch wenige Minuten blieben, übertragenes Commando fesselte ihn. So prächtig der Anblick, der vor ihm lag, das Leuchten vom Himmel und auf Erden, von dem er sich umschlossen sah,

war, in seiner Seele war es düster. Ahnte er, daß er heute morgen seinen Wilmuth zum letztenmale auf Erden umarmt habe?

Es schien als ob sich seine ahnende Sorge um den Freund nicht bestätigen solle. Zwar ermüdet von dem schweren Kampfe, in welchem die Truppen Yorks bei Königswartha bis spät am Abend hatten ringen müssen, aber noch unverletzt, als kämpfe er unter Gottes besonderem Schutze, sehen wir Wilmuth mit seinem Bataillon früh an dem Morgen, der auf das standhaft heiße Gefecht folgte, nach Bautzen zurückkehren und in die zur Schlacht geformten Linien des verbündeten Heeres einrücken. Der Gang der mörderischen zweitägigen Schlacht, die um Mittag begann, fügte es, daß er dabei bloß ein zum Mithandeln gerüsteter Zuschauer blieb, und auch von den Geschützkugeln, die am zweiten Tage zuweilen dicht um ihn einschlugen, hatte ihn, als der Rückzug angetreten ward, keine erreicht. Noch unverletzt schloß er sich, seiner festgegliederten Compagnie eingereiht, dem Abmarsche des Heeres an.

Wieder traf sein Bataillon das Loos, den Rückzug zu decken, ja diesmal die Bestimmung, die letzte Hinterhut zu bilden. Dasselbe wurde in einem Dorfe, dessen zu frühe Preisgebung den Rückmarsch bedenklich

zu gefährden drohte, postirt und erhielt Befehl, das Dorf mit äußerster Anstrengung zu behaupten, bis alle Truppen abmarschirt seien, es dann in Brand zu stecken und selbst zu folgen.

Trotz dem heftigen Feuern und dem scharfen Andrängen des Feindes wurde der Auftrag mit der größten Ruhe, Ordnung und Genauigkeit ausgeführt. Schritt vor Schritt zogen sich die tapfern Westpreußen unter steter Abwehr zurück und ließen das Dorf, insoweit sie es nicht mehr halten konnten, in Flammen hinter sich.

Eine feindliche Batterie war ungeachtet des erstickenden Dampfes, den ihr der Brand, zwischen dem sie hindurch mußte, in den Weg wälzte, bis hinter die in lichter Lohe stehende Häusergruppe am Eingange des Dorfes vorgerückt. Von einer freieren, durch den Dampf minder belästigten Stelle sandte sie ihre tödtliche Kugelsaat den Weichenden nach, ohne daß deren Rückgang dadurch beschleunigt wurde. Dunkelroth leckte die Gluth zwischen schwarzen Rauchwolken in den schon abendlichen Himmel hinauf. Jenseit des Dorfes hielt die Reservecavallerie Corswandts, die Weichenden in Empfang zu nehmen und vor einem überwältigenden Nachdrange des Feindes zu schützen.

Aber Wilmuth war nicht unter denen, die in noch wohlbewahrter Gliederung, noch immer sich von Zeit zu Zeit wendend und zurück schießend, aus dem Dampfe und Flammengrause hervortauchten. Als das Bataillon zwischen und hinter den Geschwadern der Reiter Corswandts, unter dem Schutze ihrer Säbel eine sichernde Zuflucht fand, war der Gatte Clärchens, der geliebte Freund unsres Melwitz, von einer Kartätschenkugel zum Tode verwundet, mit zerschmetterter Schulter zwischen den brennenden Häusern des Dorfes zurückgeblieben.

Erst auf der Rückreise aus Frankreich nach siegreich beendigtem Feldzuge gelang es Ferdinand, einige nähere Nachricht über das Ende des Freundes einzuziehen. Doch unsere Theilnahme an dem Gefallenen drängt uns, diese spätere Zeit nicht abzuwarten, sondern schon jetzt von den Umständen, unter denen Melwitz jene Kunde empfing, sowie von ihr selber Bericht zu geben.

Ein heiterer Frühlingsmorgen lachte über der Umgegend von Bautzen wie an den zwei blutigen Tagen des vorigen Jahres, wo hier gegen den neuerstarkten Titanen unerschütterten Muthes noch sieglos gekämpft wurde. Melwitz hatte sich nach mehreren mit Extrapost durchreisten Nächten (denn ein hocherfreulicher

und wichtiger Anlaß, auf den wir später zurückkommen, trieb ihn zur Eile) ein Nachtquartier in Bautzen gestattet und fuhr, von der Labung langentbehrten Schlummers erfrischt, in die grüne, frohblühende Gegend hinein. Die Erinnerung der damaligen Morgenstunden mit den Bildern grimmigen Schlachtringens, welche dieselbe hervorrief, das Andenken an den verlorenen Freund, an das letzte Zusammentreffen mit diesem, das ihm am Abhange der Höhen dort zu Theile geworden war, hob sich lebendig und zu tiefer Rührung in seiner Brust. Er hatte soviel von dem Ausgange Wilmuths erkundet, daß dieser nach aller Wahrscheinlichkeit beim Beginne des Rückzuges in jenem Dorfgefechte, das dem westpreußischen Bataillon übertragen worden, gefallen sei. Denn Gottfried Kermer, bei welchem er darüber während des Waffenstillstandes Erkundigung einzog, hatte den theuern Kampfgenossen und Lehrer noch während des Gefechtes an seiner Seite gesehen, ihn aber dann bei einer Vertheilung der Compagnie zu ihrer Deckung hinter Gemäuer und Hecken aus den Augen verloren und sich später nicht wieder mit ihm zusammengefunden, auch seitdem nichts weiter von seinem Verbleiben in Erfahrung gebracht. Ferdinand fuhr in wehmüthigem Sinnen. Was sollte

es helfen, wenn er auch an Ort und Stelle nach dem Gefallenen forſchte? Wie konnte er hoffen, daß ihm irgend wer Auskunft von dem Einzelnen unter Vielen werde ertheilen können? Wer mochte auf das Aeußere der damals Eingeſcharrten ſo genau geachtet haben, um auf eine Wiedererkennung aus den Angaben darüber hoffen zu dürfen? Und doch — das Dorf mußte hier in der Nähe ſein; ſchon die Gegend, die Umgebung, in welcher der Freund wahrſcheinlich den letzten Odem verhaucht hatte, in nähern Augenſchein zu nehmen, hatte einen ſchmerzlichen Reiz. Trotz der Eile, die ihn trieb, lockte es ihn, zur Feier des Andenkens Wilmuths einen kurzen Aufenthalt auszuſparen und lieber durch verdoppelte Trinkgelder einzubringen. Er befahl dem Poſtillone zu halten, ſtieg aus, wandelte auf einem Raine hin nach dem Dorfe zu, das ſich in einiger Entfernung links von der Straße ausdehnte und deſſen Häuſer meiſtens neuerbaut, wie es nach einem kürzlich erfolgten Brande der Fall iſt, ſchienen, frug nach dem Namen des Dorfes. Man nannte das Dorf, welches zufolge der Mittheilungen Gottfried Kermers wahrſcheinlich die Todes- und Grabesſtätte des geliebten Freundes enthielt.

Ein Landmann, der nahebei im Garten vor

seinem anscheinlich schon älteren, aber den Eindruck von Wohlhabenheit und Sauberkeit, wie er selber, machenden Häuslein am Pflanzen war und sich ihm später als der Schreiner des Ortes zu erkennen gab, hatte ihm die Antwort ertheilt. Der Landmann erzählte von den Schreckenstagen. Die Bewohner des Dorfes hatten sich entweder in ihre Keller verkrochen oder, Haus und Habe im Stiche lassend, mit den Ihren aus dem Bereiche der Schlacht zu retten gesucht. Manche sind, erzählte der Dorfschreiner, in ihrem Verstecke beim Brande umgekommen oder auf ihrer Flucht von den Kugeln ereilt worden. Der Brand hat zum Glücke, da die Häuser des Dorfes nach hiesiger Weise getrennt und zerstreut liegen, auch kein starker Wind wehte, nur einen Theil des Dorfes in Asche gelegt. Unser Haus hier am äußersten Ende war unter denen, die das Feuer nicht erreicht hatte. Er schilderte das freudige Gefühl, als er und sein Eheweib mit den Kindern am Tage darauf zurückgekehrt seien und ihr Haus und Dach schon von fernher unzerstört gesehen hätten; zumal als sie auch im Innern noch Alles, außer einem Stücke Fleisch im Rauchfange, am alten Flecke gefunden. Kaum seien sie hier angelangt gewesen, so sei ihr Söhnlein (er zeigte auf einen hochauf-

geschossenen, noch knabenhaften Burschen, der vor dem Hause an einem Brette hobelte) mit einer Miene voll Schreckens hereingekommen und habe gemeldet, daß im Obstgarten, hinten an der Hecke ein verwundeter Preuße, ganz mit Blut bedeckt, liege und jämmerlich stöhne.

Der Junge, so sprach der Erzähler weiter, war nach Knabenart gleich um das Haus her und durch den Garten gelaufen, hatte hier das Stöhnen gehört und davon näher gelockt, den armen Verwundeten wahrgenommen. Mich schaudert noch immer, wenn ich des traurigen und schrecklichen Anblickes gedenke, den wir, als wir hinausgingen, fanden. Der Unglückliche mochte sich in seiner Noth auf das Haus heran, um Zuflucht und Hülfe zu suchen, geschleppt haben, aber von seiner Kraft verlassen worden sein. Denn das Gefecht schien sonst, nach der Lage der Todten zu urtheilen, an diese Stelle nicht gekommen zu sein. Es war ein noch junger Mensch, wohl nur etwa dreißig Jahre alt, und nicht bloß der jämmerliche Leidenszustand, worin wir ihn trafen, sondern auch das liebe Gesicht, das trotz aller Verzerrung des Schmerzes einem gleich das ganze Herz wegnahm, trieb uns an, Alles was nur in unserer Macht stand, für ihn zu thun; obwohl eben das

Gefunkel französischer Gewehre auf der nahen Landstraße uns mit einer Heimsuchung von dorther und mit schlimmer Störung unsres Liebesdienstes bedrohte. Wir brachten ihm zur Löschung des Durstes, der ihn quälte, frisches Brunnenwasser, trugen ihn sorgsam auf unser Bett in der Kammer, suchten seine Wunde, so gut es gehen wollte, zu verbinden. Denn andere Hülfe hatten wir nicht für ihn, da der Bader des Dorfes in seiner Angst bis tief nach Böhmen hinein gelaufen war, so daß er erst nach mehreren Tagen zurückkehrte. Auch möchte wohl keine Menschenhülfe gefrommt haben.

Ferdinand ließ sich das Aeußere, die Züge des Verwundeten beschreiben, frug, ob sie vielleicht seinen Namen wüßten.

Es fiel ihm schwer, zu sprechen, erwiederte die Frau des Landmanns, welche inzwischen aus dem Hause hinzugetreten war. Deshalb enthielten wir uns, ihn über seine Umstände auszufragen, so gerne wir erfahren hätten, weß Namens und Herkommens er sei.

Die Frau schluchzte: — ach, die Wunde war gar zu gräßlich, klagte sie; und er trug den Jammer mit solcher Geduld; er war so freundlich, so dankbar für das Wenige, was wir ihm erweisen konnten.

Das Auge, womit er mich anschaute, als wir ihn auf das Bett niederlegten und ich ihm ein möglichst bequemes Lager darauf zurecht zu machen suchte, werde ich nie vergessen.

Nach einer starken Stunde schweren Leidens, fuhr der Landmann fort, lag er todt. Doch — auch der Mann weinte — mit was für einem Blicke er gestorben ist!

Es war, als sei mir ein Sohn gestorben, sagte die Frau.

Als läge die irdische Hülle eines Engels in unserer Kammer, sagte der Mann, so war mir's, als er geschieden war. Ich habe ihn bei seinem Leben nicht gekannt, habe nur wenige Worte aus seinem Munde gehört, weiß nicht, woher er gebürtig war und wie er hieß; aber das weiß ich, daß es gewiß eine Seele war, so gut, so lieb, so rein wie nur jemals eine Menschenseele vor Gott getreten ist, daß mir der Tod noch keines Menschen näher gegangen ist, daß er es in der Einen Stunde, die sein Leiden bei uns dauerte, mir wie angethan hat. Ich selber habe ihm einen Sarg, wie ich es für meinen Sohn oder Bruder nicht besser gekonnt hätte, gezimmert; denn ich wollte ihn nicht so schlechtweg mit den andern Gefallenen in die Grube geworfen haben.

Wir haben ihm in unsrem Garten ein Grab bestellt und ihm ein Kreuz errichtet, und es ist mir noch immer als wehte mich was besonderes von Frieden und Segen an, wenn ich vor dem Kreuze stehe.

Habt ihr nichts an Papieren bei ihm gefunden, woraus sich etwas über ihn entnehmen läßt, frug Ferdinand in tiefer Bewegung. Er hatte schon aus der Beschreibung eine dringende Vermuthung, wer der Verwundete gewesen, entnommen, wünschte aber noch untrüglicher versichert zu werden.

In seinem Tornister fand sich diese kleine Brieftasche mit wenigem Gelde, das ihr noch darin finden werdet, antwortete der Schreiner. Denn wir haben sie wie ein Heiligthum gehalten und nichts davon und daraus genommen. Auch ein angefangener Brief liegt darin, an seine Frau oder Geliebte.

Gebt, gebt, sagte Ferdinand. Als er den Brief aufschlug, erkannte er sofort die Handschrift Wilmuths.

Das Schreiben war, wie der Inhalt ergab, aus dem Bivouak bei Bautzen am Abende des Seitenmarsches gegen Marschall Ney an die Gattin gerichtet. Ferdinand las:

Ich habe zwar schon heute morgen durch einen Kameraden einen Brief an dich in Bautzen auf die Post geben lassen und dir darin meine Freude über die Kunde, die mir durch dich zugegangen ist, ausgedrückt; doch weil ich hier im Lager freie Zeit dazu habe und aus übergroßer Sehnsucht nach dir fange ich heute Abend beim letzten Schimmer des Tages gleich einen neuen an.

Ja, mein theures Clärchen, meine Sehnsucht, mein Heimweh nach dir ist groß. Wie könnte es auch anders sein; zumal seitdem ich der höchsten Erfüllung allen Erdenglückes für uns beide durch dich entgegensehen darf. Du brauchst mich dir darum nicht mit bangem Muthe zu denken. Denn wahrlich, trotz des ungünstigen Erfolges, der unsre Waffen bei Lützen betroffen hat, und unsres abermaligen Zurückgehens vor dem Schlachtenglücke des Verderbers, lebt eine steigende helle Siegeszuversicht in mir; — wenn mir auch manchmal, wie eben jetzt, recht schwer und wehmüthig um's Herz ist. — O mein Clärchen, was Gott über uns und das Glück unserer Zukunft, das uns nach deinem letzten Briefe so reich winkt, beschlossen hat, wer kann es sagen? Aber Melwitz hat recht, was ist wohl sicher auf Erden? Wir stehen in Gottes Hand.

Eben ergeht der Befehl, zum Aufbruch in einer Stunde zu rüsten. Ich darf nicht säumen, nach meinen Leuten zu sehen, mich fertig zu machen.

Gott weiß, wenn ich diesen Brief beendigen und absenden werde. — O mein Herzensclärchen, was auch über uns verhängt ist, vergiß nicht, daß es eine große und heilige Sache ist, um die ich mich von dir getrennt habe, — und daß es einen Himmel gibt, in den unsere Liebe, aber nicht unsere Schmerzen hineinreichen.

Die ländlichen Gatten, denen sich der Sohn von seiner Hobelbank her anschloß, führten den fremden Herrn, der sich als den nächsten Freund des Verstorbenen erklärt hatte, vor das Grab im Garten und ließen ihn hier auf einen Wink des Landmanns, als dieser die tiefe Seelenerschütterung Ferdinands wahrnahm, allein. Es war ein gar anmuthendes, heimliches Plätzchen im Winkel des Baumgartens. Ein klares Bächlein rieselte aus dem anschießenden Garten des Nachbarn her an dem Grabhügel hin und machte die Blumen und Gräser am Rande des Grabes noch reicher und frischer sprossen und belebte die Stille, ohne sie zu stören, wie mit einem leisen ununterbrochenen Wiegen- und Schlummerliede, das die Geister der Natur dem Vollendeten sangen.

An der Seite gegenüber sowie zu Häupten des Grabes umzog die dichte, vollbelaubte Hecke, welche den Garten einschloß, den Hügel mit ihrer nahen, grünen, schirmenden Wand. Ihre Blätter hoben und wiegten sich sanft im lauen Frühlingswinde, als wollten auch sie das Ihre nach Kräften beitragen, ein Zeugniß des Lebens an der Stätte des Todes abzulegen. Der blühende Apfelbaum, der seine Zweige von jenseit der Hecke herüberbog, athmete seinen sanften Duft über das Grab hin und bestreute es mit seinen fallenden Blüthen. Ringsum waltete froh und farbig das Weben des Lenzes. Wie ein Kranz von liebender Hand flochten sich die Ranken einer am oberen Rande des Hügels aufgeschossenen Winde mit ihren grünen Blättern und weißen Blumen um das Dunkel des Kreuzes, das sich ernst mit seinem himmlischen Troste am Haupte der stillen Ruhestätte erhob und dem Rieseln, dem Blühen, dem Regen des Laubes umher erst den Charakter einer heiligen Stimme und Regung aus den geheimnißvollen Gnadentiefen des der Menschheit versöhnten Gottes verlieh.

Wohl ging, als er so vor dem Grabe seines geliebten Wilmuth stand, ein Schwert des innigsten Schmerzes durch die Seele Ferdinands. Doch wie so ganz anders war sein Schmerzgefühl als es am

Grabe Emmelinens gewesen! Nicht für den Verstorbenen drängte es ihn zu beten, sondern eher diesen, wie die Katholiken ihre Heiligen, um sein Fürgebet anzugehen. Es drängte ihn zu beten, daß ihm gegeben werde, dereinst wie dieser Fromme im Frieden des ewigen Vaters zu ruhen.

# Wiedersehen.

# Erstes Kapitel.

Unsere Erzählung ist am Schlusse des letzten Abschnittes der Entwickelung der Ereignisse vorgeeilt. Wir wenden uns jetzt zu dem Momente, wo wir diese Entwickelung verließen, in die Zeit der Kämpfe bis nach der Schlacht bei Bautzen zurück.

Immer tiefer nach Schlesien hinein, in der Richtung auf Liegnitz hin, fanden sich die verbündeten Heere gedrängt. Das siegreiche Cavalleriegefecht bei Haynau (welche Bedeutung es auch hatte, die Stimmung und den Geist der Truppen zu heben) konnte den weiteren Rückzug nicht aufhalten.

Nicht eben fernab von dessen Richtung mußte, wie Ferdinand vermuthete, das Gut, wo die Gräfin und Marie jetzt wohnten, gelegen sein. So sah er sich denn durch die Geschicke des Krieges in die Nähe der Geliebten zurückgeführt. Er war entschieden, nichts mehr zu wagen, um einen Verkehr irgend welcher Art mit ihr anzuknüpfen. Aber hatte er

Macht, dem Zufalle zu gebieten, wenn dieser es anders beschlossen haben sollte?

Die Verlegung des Wohnsitzes von jenem Gute, auf welchem Ferdinand einst als Bräutigam seine Braut besucht und später sein Bekenntniß an die Mutter des Erschlagenen abgelegt hatte, war in der Absicht erfolgt, Marien aus dem Kreise der Eindrücke und Erinnerungen zu bringen, welche dort auf sie eindrangen. Jede Stelle des Gartens und des Thalgrundes dahinter mahnte sie ja an irgend eine glückliche Stunde, die sie hier mit dem Geliebten verlebt hatte. Die Tische, die Stühle, die Wände der Zimmer sprachen von ihm. Auf dem Gute, wohin man verzog, war dagegen nichts, was das Bild des Verlorenen hervorzurufen drohte. Nie hatte sein Fuß hier gewandelt, nie Marie hier auf einer der Bänke unter den schattigen Bäumen des Gartens an ihn geschmiegt gesessen. Dagegen saß hier die Freundin aus Breslau, welche die Gräfin mit deren Mutter auf die Dauer des ganzen nächsten Sommers zu sich einlud, an ihrer Seite. Das arme Kind konnte sich an dem Busen der Freundin ausweinen und wiederfinden; so streng sie sich (nicht bloß auf Anweisung der Mutter) enthielt, auch gegen die Freundin im geheimsten Vertrauen auch nur die

leiseste Andeutung des eigentlichen Grundes, warum ihre Verlobung mit Ferdinand zurückgegangen sei, über ihre Lippen schlüpfen zu lassen; so standhaft sie unter heiß ausbrechenden Thränen dabei verblieb, durch eine schwere Schickung mehr als habe sie den furchtbarsten Eid geschworen, hierüber zum Schweigen verbunden zu sein.

Beinahe drei Jahre waren seitdem vergangen, und wir würden höchstens bei der Sentimentalität einiger Leserinnen, nicht aber bei Denen, welche mit der Natur des Menschen und des menschlichen Herzens vertraut sind, der guten Meinung von unserer Heldin einen Vorschub leisten, wenn wir sie von dem Schlage eines finstern Geschickes, der in ihr Leben geschmettert hatte, noch so wie im ersten Augenblicke betäubt oder von dem Gefühle des erlittenen Verlustes in der nämlichen Stärke wie anfangs, als sie aus ihrem ersten Entsetzen zu sich selber gekommen, bewegt und niedergebeugt schildern wollten. Für den, der sie früher nicht gekannt hatte und sie mit so freundlicher Miene am Theetische der Mutter walten und auf die an sie gerichteten Anreden so hold auflächelnde Antwort ertheilen sah, konnte sie wohl ganz geheilt und heiter erscheinen. Nur die Mutter und Amalie oder die Wenigen, denen sich

ihr Bild von früher lebhafter eingeprägt hatte, bemerkten, daß ein gewisser Hintergrund von Trübe noch in ihrer unbefangensten Freundlichkeit blieb und von jenem Auflächeln nicht mit berührt wurde.

Es fehlte, wie man sich denken kann, bei der schönen und dabei reich begüterten Erbin im Verlaufe dieser Jahre nicht an bewerbenden Annäherungen. Doch wenn die Mutter sich darüber hätte täuschen können, ob das Herz ihres Kindes von der erlittenen Wunde wieder völlig genesen sei, das Bezeigen der Tochter, sobald auch nur die Ahnung in ihr aufstieg, daß eine ernstere Absicht bei den ihr erwiesenen Artigkeiten im Spiele sei, hätte sie enttäuschen müssen. Eine scheu abweisende Fremdheit, die auch den Muthigsten zurückzuschrecken geeignet war, ging, als wehe sie plötzlich ein Hauch der Versteinerung an, oder wie eine aufschauernde Eisschicht, welche die noch vor kurzem im Glanze der Sonne flimmernden Wellen mit ihrer starren Rinde überzieht, dann über ihr Wesen, und hatte schon angefangen, das Hervortreten neuer Bewerbungen (außer von Seite des einen und andern tiefer Ergriffenen oder sich selbstgefälliger Vertrauenden) zu verscheuchen. Die Gräfin sah es mit Schmerze und Beunruhigung. Doch müssen wir ihrem Zartgefühle

zur Ehre nachsagen, daß sie sich alles ermunternden Beirathes und Zuspruches, wozu sie sich ein paarmal sehr geneigt fühlte, enthielt und die Abneigung Mariens vor einer neuen Verlobung für jetzt noch mit rücksichtsvollem Gleichmuth gewähren ließ.

Als die Franzosen hinter der zurückgehenden Armee der Alliirten durch die Lausitz gegen Schlesien vorrückten, drang sich für zwei schutzlose Damen auf dem Lande in den dem feindlichen Einmarsche bloßgestellten Distrikten eine gerechte Besorgniß auf. Selbst für eine muthige Frau in der Lage der Gräfin zeigte sich die dringendste Veranlassung, die Gefahren dieser Lage in Erwägung zu ziehen; ob es für sie und ihre Tochter noch räthlich sei, auf dem Gute, wo der Feind bei weiterem Rückzuge der Verbündeten schon in den nächsten Tagen eintreffen konnte, zu bleiben oder (wie andere Gutsbesitzerfamilien der Nachbarschaft und besonders die weiblichen Glieder derselben) ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Doch war aus dem Munde der Gräfin noch nichts von solcher Erwägung und der Aeußerung eines furchtsamen Bedenkens gekommen. Niemand, weder von ihren Untergebenen noch Nachbarn, hatte sich erlaubt oder ihr nahestehend genug gehalten, sie mit einer Warnung oder theilnehmend neugierigen

Erkundigung wegen dessen, was sie vorhabe, anzugehen. Sie schien nur darauf gespannt, ob denn nicht bald etwas für das Aufgebot des Landsturms geschehen werde, und nicht übel geneigt, bei letzterem eine thätige Rolle zu übernehmen. Wenigstens hatte einmal einer der angrenzenden Gutsbesitzer sie im Garten hinter dem Schlosse, wie sie sich im Schießen aus einer Büchse des verstorbenen Burgfels nach einem Ziele übte, getroffen und auf die Aeußerung seiner Verwunderung nur die scharfe Frage zur Antwort bekommen: ob es für ihn denn noch so friedlich im Lande stehe?

Da langte eines Tages, als die Damen eben ihren Nachmittagskaffee einnahmen, der Schwager der Gräfin, ein Stiefbruder ihres zweiten Gemahles an, welcher sich seit dem Verkaufe seines Gutes mit seiner Familie in dem nahen Jauer wohnlich niedergelassen hatte. Er benachrichtigte die Gräfin, daß er sich entschlossen habe, seine Frau nebst Töchtern nach einem Gebirgsflecken an der österreichischen Grenze zu senden, machte ihr den Vorschlag, sich mit Marien ihnen anzuschließen.

Baron Krähheim (so hieß der Schwager) ein schon ältlicher, aber noch rüstiger Mann, hatte eine der Führerstellen bei dem zu organisirenden Land-

ſturme übertragen erhalten. Obwohl die Errichtung, ſagte er, bis jetzt nur noch auf dem Papiere liegt, auch ſchwerlich in den Landestheilen, die dem unmittelbaren Einmarſche des Feindes ausgeſetzt ſind, ſo bald zur Ausführung kommen dürfte, glaube ich doch, mich dazu meinerſeits bereit und fertig ſtellen zu müſſen, und wünſche deshalb, mich der Sorge für Frau und Kinder durch ihre Entſendung an einen ſichern Ort zu entledigen. Er rieth der Gräfin, zu der er deshalb herausgefahren kam, nach ſeiner ungeſtümen, nachdrücklich eifrigen Art ſo dringlich, den Seinigen das Geleit nach dem zu ihrer Zuflucht erwählten Gebirgsorte zu geben, daß er ſich kaum die erforderlichen Pauſen geſtattete, um zwiſchen ſeinem Zureden eine Taſſe Kaffee in raſchen Zügen hinabzuſchlürfen.

Es gedieh darüber zur lebhaften und — wie nicht ſelten zwiſchen ihm und der Frau Schwägerin — in hohem Grade gereizten Verhandlung. War doch Herr von Krähheim ſeiner eigenen Weisheit zu ſicher und zu rechthaberiſch, um ſich geduldig unter das Uebergewicht zu beugen, das die Gräfin auf die mit ihr Verhandelnden zu üben gewohnt war. Vielmehr ſchien es ihm gänzlich am empfindlichen Organe für den imponirenden Eindruck ihrer

Persönlichkeit, von welchem sich andere so störend betroffen und in der freien Entfaltung ihres eigenen Wesens gehindert fanden, zu fehlen. Die Gräfin, durch die Ereiferung des Herrn Schwagers und den anmaßlichen Einfluß, den er wieder einmal auf sie und ihre Handlungsweise durchsetzen zu wollen schien, verletzt, bestärkte sich nur mehr und mehr, je inständiger die Vorstellungen des Barons wurden, in ihrer widerstrebenden Weigerung.

Ich hasse, weiß Gott, Bonaparte und seine Werkzeuge, rief sie. Der Gedanke, mich wehrlos in ihre Macht gegeben zu sehen, ja nur ihren verhaßten Anblick geduldig ertragen zu müssen, ist mir widrig genug. Aber ich muß den Franzosen zugestehen, daß sie noch einen Rest ihrer alten Galanterie bewahrt haben. Eine Frau, die ihrer Sprache vollkommen mächtig ist und ihnen mit gehaltener Würde entgegentritt, hat wohl nicht leicht eine Ungebühr von ihnen zu fürchten, darf sich einem Haufen französischer Soldaten gegenüber am ersten zutrauen, zum Schutze für sich und Andere zu wirken.

Das möchte sein, entgegnete Krähheim in seiner scharf accentuirenden, seine Worte zu gewichtiger Geltung bringenden Weise, wenn wir uns bloß auf einen ruhigen ungestörten Durchmarsch des Feindes

gefaßt zu machen hätten. Doch der Himmel verhüte, daß man sie so ruhig weiter und weiter bis nach Polen hin ziehen läßt; auch wenn es zum Aufgebote des Landsturms nicht käme. Wir müssen hoffen, daß uns noch arger Wirrwarr in hiesiger Gegend bevorsteht. Wenn ein Zusammenstoß hier im Orte, um das Schloß her erfolgte, — Kampf — Brand — Plünderung — bedenken Sie doch!

Wer weiß, was mir hier nach Verhältniß meiner Kraft zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken vergönnt ist. Doch zum mindesten dadurch, daß ich auf der Stelle, die ich für den mir zugewiesenen Posten halten muß, ausharre, denke ich ein Beispiel des Muthes zu geben. Wie kann man es einer armen ländlichen Haushaltung, die durch ihre Armuth an ihre Hütte gefesselt ist, zumuthen, ihren einzigen männlichen Schutz unter die Vertheidiger des Landes zu senden, wenn die Vornehmen und Reichen aus Stadt und Land sich feige zur Flucht wenden. Die an Geburt, an Bildung und Gütern Höhergestellten dürfen in solcher Zeit keinen Vorzug in Anspruch nehmen als den, die Führer in Allem, was edel und groß ist, zu sein.

Sehr schön, sehr heroisch. Es scheint, die Frau Schwägerin halten es für sehr unpassend, sehr

unwürdig, daß ich die Meinen dem Feinde aus dem Wege schaffen will. Doch soll mich das nicht abhalten, fuhr er mit grellem geschärftem Tone fort, für die Sicherheit meiner Frau und Töchter Sorge zu tragen, so arg auch der Schandfleck sein mag, den ich in den Augen der Frau Gräfin Burgfels dadurch in mein Wappen bringe. Freilich, wenn ich das Glück hätte, eine Dame von so resolutem Charakter, wie die Frau Schwägerin, zur Gemahlin zu haben — beiläufig gesagt, bin ich mit der meinen ganz bescheiden zufrieden — doch wäre meine Nichte Marie nicht, um das Schicksal einer so resoluten Dame würde mir allerdings bloß aus Grund der Schwäche der Weiblichkeit nicht sehr bange sein, und sie möchte meinetwegen bleiben, wo sie Lust hätte. Aber —

Herr Schwager, fiel die Gräfin mit funkelndem Blicke ein, ich verbitte mir —

Was ist da zu verbitten? überschrie sie der hitzige, lungenstarke Schwager. Ich gestehe Ihnen ja nur zu, was Ihnen von Gott und Rechtswegen zukommt; daß Sie eine Dame von resolutem Charakter sind. Ich begreife nicht, wie Sie das beleidigen kann. Aber was mein liebes Nichtchen angeht, möcht' ich Sie doch dringend ersuchen, die Sache noch einmal

in ernste Ueberlegung zu nehmen. Die ist, wie meine Frau und Töchter, aus schwächerem Stoffe; auch keine Bauerndirne, die im Nothfalle allein über's Feld, so weit sie ihre Füße tragen, davonläuft und sich in einem Busche verkriecht. So ein liebes, schönes Kind — —! Sie würden es vor Gott verantworten müssen, Frau Schwägerin, wenn ihr was Schreckliches zustieße. Es sind viehische Gelüste im Menschen, die der Krieg entfesselt — ich denke, daß ich nicht nöthig habe, mich deutlicher auszusprechen. Sie sind die Mutter, die Vormünderin und werden wissen, was sie zu thun haben. Aber Sie können es mir, dem Oheim, der das arme Ding wie ein Vater liebt, nicht verargen, wenn ich mein Wörtlein dazu gebe.

Seine scharfe Stimme war vor Rührung ganz weich geworden. Es wäre am besten, schloß er versöhnlich einlenkend, Sie überlegten die Sache auch für sich selber noch einmal.

Wegen meiner kann ich nur bitten, Ihre Lunge und meine Ohren zu schonen, sprach die Gräfin rasch, als müsse sie sich beeilen, die von dem Schwager gutmüthig angebahnte Versöhnung abzuschneiden. Doch verstand sie sich mit verdrießlich kurzer Erklärung dazu, ihm Marien mitzugeben, damit diese die Tante

am nächsten Tage auf ihrer Flucht in's Gebirge begleiten möge.

Der nothwendige Bedarf an Kleidungsstücken und andern Effecten wurde schnell gepackt und am Abende fuhr Marie an der Seite des wohlmeinenden Onkels nach Jauer ab.

Die Gräfin blieb in einem Zustande ihr ungewohnter Ermüdung zurück, den sie sich wohl weniger bei der Besorgung des Einpackens, an dem sie selber auf das thätigste theilnahm, erarbeitet als bei ihren eifrigen Disputationen mit dem Schwager (denn es waren deren noch einige mitten zwischen dem Einpacken aufgelodert und die Gräfin hatte auch ihrerseits ein gesteigertes Maß von Lungenkraft einsetzen zu müssen geglaubt) erschrieen hatte. Sie fühlte sich nach dem Fortrollen des Wagens dermaßen abgespannt, daß sie sich zeitiger als sonst zur Ruhe begab und trotz der ärgerlichen Gemüthsstimmung, die noch über den Eigensinn des fatalen Schwagers in ihr nachwallte, bald in tiefen und festen Schlummer (wie er ihr überhaupt von der Natur gegönnt war) versank.

Doch als sie gegen Morgen frisch und gestärkt aus gesundem Schlafe erwachte und sich eben auf die andere Seite zur Förderung eines kleinen Nach-

genusses von den Gaben des Schlummergottes drehen wollte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: wie, wenn Marie auf dem Wege, den sie zu nehmen hat, mit ihrem ehemaligen Bräutigam zusammenträfe!

Es war nur eine ganz unbestimmte Furcht, wovon sie sich beklemmt fühlte. Denn sie wußte nicht, wie weit das verbündete Heer bereits auf seinem Rückzuge über die Grenze von Schlesien in dieses hinein gekommen sei, wohin sich die Richtung desselben und seiner verschiedenen Abtheilungen gewandt habe. Doch es genügte, um sie in Sorge zu stürzen, daß sich Ferdinand von Melwitz nach aller Wahrscheinlichkeit, wenn er noch lebte, auf schlesischem Boden und wenigstens möglicherweise an einer Stelle, welche Marie zu passiren hatte, — vielleicht gar gleich in Jauer befand. Gerade die Ungewißheit, in der sie sich darüber, wo sie ihn zu denken habe, sah, begünstigte ein wirres Aufsteigen von allerlei Vorstellungen in ihrem Gehirne, wo und wie die ihr so schauerliche Begegnung eintreten könne; die ihr nur um so schauerlicher erschien, weil sie sich der Gefahr bewußt war, dadurch selber in ein neues peinliches Ringen widersprechender Gefühle verstrickt zu werden. Sie glaubte, sich eines unverantwortlichen Mangels an Vorsicht zeihen zu müssen, daß

sie bei solcher Lage der Dinge die Tochter aus ihrer mütterlichen Ueberwachung gelassen, sich von ihr getrennt habe.

Schnell, als gelte es keine Minute zu versäumen, war sie aus dem Bette, befahl anzuspannen, kleidete sich unter häufiger scheltender Zurechtweisung der sich in der Ueberhastung ihres Geschäftes ungeschickt verwirrenden Kammerfrau mit Eilfertigkeit an, nahm in Eile, sich dazu kaum ernstlich niedersetzend, ihr Frühstück ein. Die scharf gespornte Dienerin verlor inzwischen keine Zeit, rasch einige Kleider und Wäsche in einen kleinen Koffer, so gut es in der Geschwindigkeit gehen wollte, mehr zu stopfen und zu drücken als zu packen; wobei sie (wir möchten sagen, sprung- und stoßweise) durch ihre vom Frühstückstische aus beispringende Herrin unterstützt wurde.

Denn diese war entschlossen, wenn sie die Tochter in Jauer nicht mehr antreffe, derselben nachzureisen, um wenigstens (auch wenn es ihr nicht gelinge, das Unheil, vor dem ihr bangte, abzuwenden oder dabei schirmend zugegen zu sein) baldmöglichst zu erfahren, was sich ereignet habe, und nach Erfordern eingreifen zu können. Noch in erster Morgenfrische saß sie in leicht hinrollender Kalesche auf dem Wege nach Jauer.

Sie traf schon unterweges auf truppweise oder einzeln, ihr entgegen oder seitwärts schweifende Kosaken, deren Anblick sie des Herannahens der verbündeten Armeen in diese Gegend versicherte und in der Sorge, die sie ergriffen hatte, bestärkte.

In Jauer fand sie großes Gewühl. Kaiser Alexander war eben angekommen und hatte sein Hauptquartier in dem Städtchen aufgeschlagen. Mit Betroffenheit, obwohl sie sich darauf gefaßt halten mußte, erfuhr sie vor der Wohnung Herrn von Krähheims, daß die schwägerlichen Damen in Begleitung Mariens bereits vor beinahe einer Stunde abgereist seien.

Sie konnte, da in diesem Momente allgemeinen Gewirres und Dranges an Beschaffung eines rascheren Fortkommens als mit ihren eigenen Pferden nicht zu denken war, sich keine Hoffnung machen, die Flüchtigen vor dem Orte, wo dieselben um Mittag anzuhalten vorhatten, einzuholen. Selbst dazu mußte sie sich beeilen. So gestattete sie sich denn kein Aussteigen; um so weniger als, während sie hielt, ihr Freund, Graf Götzen, durch das Gewühl an ihren Wagenschlag begrüßend heranritt und sie in kurzem Gespräche von ihm vernahm, daß das Heer eine Schwenkung südwärts auf Schweidnitz

genommen habe, mithin recht nach der Richtung, durch welche der Weg der fliehenden Damen ging. Sie trieb den Kutscher, sofort umzulenken und auf der Straße, auf welcher die Damen fuhren, so schnell nachzufahren als es nur die Pferde ver=trügen.

## Zweites Kapitel.

Sie war so einige Stunden in raschestem Trabe (nur einmal durch ein Gedränge sich häufender und verwirrender Trainwagen und sich dadurch stopfender Marschhaufen, zum Glück nicht auf lange, behindert) bis weit hinter Striegau gerollt, ohne daß sich der Kutscher erlaubt hatte, einen Aufenthalt zur Stär=kung der Pferde und zu seiner eigenen Erfrischung in Vorschlag zu bringen. Jetzt aber wandte er sich und erklärte, daß es durchaus nöthig sei, im nächsten Dorfe, dessen Kirchthurm über das Gebüsch vor ihnen aufstieg, den Pferden, wie er sich ausdrückte, etwas vorzulegen. Auch war die Gräfin selber für eine sorgliche Rücksicht auf ihre Pferde zu empfänglich, um sich nicht, wenn auch mürrisch, in den Aufschub zu fügen.

Beim Vorfahren vor der Schenke des Dorfes be=merkte sie, daß der hölzerne Zaun an der anderen Seite der Dorfstraße theilweise zerstört und der Gras=

und Obstgarten, der damit eingefaßt gewesen, offengelegt war. Auch sah sie auf einer Stelle unfern der Schenke Spuren eines Feuers von beträchtlichem Umfange, das dort gebrannt zu haben schien. Ein Haufen Dorfbewohner war um die Stelle versammelt, sich besprechend und dazwischen nach dem zerstörten Zaune oder nach den Häusern in der Nähe hindeutend. Während dem Gespanne das erforderliche Heu vorgeschüttet und Wasser im Eimer für dasselbe aus dem nahen Brunnen geschöpft wurde, hörte unsre Reisende auf ihre Erkundigung, daß heute morgen ein Schwarm von Baschkiren und Kirgisen im Dorfe eingetroffen sei und das Feuer so dicht an den Häusern zur größten Gefahr des ganzen Dorfes entzündet habe, um einen Hammel, den sie geschlachtet mit sich geführt hätten, daran zu braten. Sie hätten, um das Feuer in Gang zu bringen und zu nähren, die Planken des Zauns ausgebrochen und Stühle und Bänke rings aus den Häusern geraubt und hineingeworfen, auch sonst gar übel gehaust, bis, dem Himmel sei Dank, eine Schaar preußischer Uhlanen dazugekommen sei und auf das Hülfeflehen der Dorfbewohner dem Unfuge gesteuert und die Ungethüme verscheucht habe.

Die Gräfin, welche nicht anders als voraus-

ſetzen konnte, daß die vor ihr herreiſenden Damen heute morgen hier durchgefahren ſeien, und beſorgen mußte, daß dieſelben vielleicht mitten in das Getümmel hineingerathen, athmete zunächſt auf, daß es Uhlanen und nicht Dragoner geweſen, welche die Rettung gebracht hatten. Sie frug, ob man etwa vor einer Stunde einen Wagen mit vier Damen, einer älteren und drei jüngeren, nebſt Bedienung auf dem Bocke, habe fahren ſehen. Doch wollte niemand ein Fuhrwerk mit dem beſchriebenen Inhalte wahrgenommen haben. Denn die Beſchreibung zweier anderer Wagen, in deren einem ſich ein alter Herr mit einem ältlichen Frauenzimmer, in dem andern eine Dame von mittlerem Alter mit vier oder fünf Kindern befunden, paßte weder hinſichts der darin ſitzenden Perſonen, noch hinſichts der Zeit, wo ſie (der eine ſchon am frühen Morgen, der andere vor mehr als zwei Stunden) durch das Dorf gefahren waren.

Die Gräfin fühlte ſich davon ſehr unangenehm, bis zum Schrecke, überraſcht. Zwar konnte ſie dem in ihr aufſchießenden Verdachte, daß die Flüchtigen, ehe ſie bis hieher gelangt waren, auf Ferdinand geſtoßen ſeien und dieſer in verwegenem Entſchluſſe Marien mitſammt ihren Begleiterinnen links- oder

rechtsab entführt habe, als läppisch nicht Raum geben. Aber wie sollte sie sich das Ausbleiben des Wagens, an dem sie doch, wenn er noch zurück war, hätte vorbeikommen müssen, erklären. Die Sorge, daß eine Begegnung mit Melwitz die Ursache davon sei, obschon sie sich das Wie nicht erklären konnte, war nicht zu beschwichtigen. Doch schien nichts übrig zubleiben, als ihren Weg fortzusetzen und zu versuchen, ob sie, wenn nicht früher, doch im Nachtquartiere oder spätestens in dem als Ziel bestimmten Gebirgsorte Mariens habhaft werden könne. Sie dachte um so weniger an Umkehr, als es überhaupt in ihrer Art lag, sich durch Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines von ihr gefaßten Planes entgegenstemmten, nur zu größerer Hartnäckigkeit der Durchführung antreiben zu lassen.

Doch weder in dem von dem Schwager bezeichneten Nachtquartiere, wo sie wegen Ermüdung der Pferde durch die Länge des Weges erst Abends nach eilf Uhr ankam und die Wirthsleute aus dem Schlafe pochen lassen mußte, noch in dem Gebirgsorte fand sie nur eine Spur von denen, welchen sie nachreiste. Sie weilte an dem letzteren Orte noch ein paar Tage, umsonst auf die nachträgliche Ankunft der Flüchtigen harrend. Zwar fuhr in den nächsten Tagen noch

mehr als ein Wagen voll Fliehender in dem Orte ein und wurde von der Gräfin, wenn sie seiner ansichtig wurde, mit scharfem Blicke durchforscht. Sie trat wohl auch aus Sorge, daß die darin Sitzenden wegen mangelnden Unterkommens ohne Aufenthalt wieder abfahren möchten, mit höflicher Anrede an den Wagen, um sich darüber, ob die Reisenden irgendwo dem Gegenstande ihres Nachspürens begegnet seien, Kunde zu holen. Da sich alles Harren und Erkundigen vergeblich erwies, entschied sie sich, nach dem Gute, woher sie gekommen, zurückzugehen; besonders da sie hoffen durfte, beim Schwager in Jauer auf eine Nachricht, die ihm über das Verbleiben seiner Frau und ihrer Begleitung zugekommen, zu treffen; so unsicher die Hoffnung bei den Störungen des Verkehrs durch den Krieg erschien.

Inzwischen waren die Franzosen weit und weiter in Schlesien, auch über Goldberg gegen Schweidnitz hin, eingedrungen. Nur auf Seiten- und Umwegen ihnen ausweichend, unter Noth und Fährlichkeiten gelangte sie (zuletzt noch mitten durch einen Haufen französischer Nachzügler, durch den sie nur das volle Aufgebot ihrer sprachgewandten Klugheit glücklich hindurchbrachte) nach Jauer. Das feindliche Corps war bereits durch- und weiter gezogen; aber der

Schwager hatte, aus Rücksicht auf seine, wenn auch noch nicht active Stelle im Landsturm, die Stadt verlassen. Von Kunde über Marien fand sich keine Spur. — Wohlbehalten, aber tiefunmuthig kam die beherzte Frau nach dem Gute zurück.

Sie wurde hier von einer Nachricht empfangen, durch welche ihr sogar die Sorge um die Tochter für den Augenblick aus dem Kopfe geschreckt wurde. Es war keine Verwüstung durch Feindes- oder Kosakenhand, die ihr gemeldet ward. Denn weder der Marsch der Hauptmacht Napoleons über Liegnitz auf Breslau, noch der des französischen Corps von Goldberg herüber, hatte den Feind in das Dorf geführt. Das Corps war eine gute Strecke abseits am andern Ufer der wüthenden Neisse gezogen und hatte die Hochebene, auf der das Dorf hinter den Abhängen und Schluchten der steilen Uferränder liegt, unberührt gelassen. Zumal das Kabinet der Gräfin war von dem treuen zuverlässigen Hausverwalter stets ungestört unter sorgfältigem Verschlusse gehalten worden. Und doch hatte dieser, wie er seiner Herrin bei ihrer Ankunft mit betrübter Miene berichtete, heute morgen in dem Kabinete, als er es durch Oeffnung des Fensters lüften wollte, einen argen Frevel begangen gefunden.

Das Fenster des kleinen Gemaches hatte, als er eintrat, zu seiner betroffenen Verwunderung schon offen gestanden. Deutliche Spuren des Einsteigens und Einbruches waren, wie sich die Gräfin durch eigene Anschauung überzeugte, an dem Fenster so wie sonst im Kabinete bemerklich. Die Klappe an dem Secretär der Thüre gegenüber war niedergelassen; die Fächer darunter befanden sich zum Theile halb ausgezogen; das eine derselben lag leer an den Boden gestürzt. An dem Schlosse, welches die Klappe befestigt hatte, wie an den Schlössern der einzelnen Fächer, überall traten dem Auge nur zu klar die daran begangenen Gewaltsamkeiten entgegen. Der Secretär zeigte sich fast völlig entleert, der Verlust, welcher die Bestohlene betroffen, als sehr beträchtlich. Als der erheblichste, der Gräfin am schmerzlichsten fallende Theil dieses Verlustes ergab sich jene Chatoulle, worin sie, wie wir uns erinnern, außer den von der Tante ererbten sehr werthvollen Schmucksachen, auch eine Auswahl von Briefen verstorbener Lieben und Freunde — darunter, als gehöre er für sie schon unter die Todten, den von Ferdinand vor seinem Abgange in den Krieg an sie gerichteten Brief — aufbewahrte. Die Diebe hatten, wahrscheinlich weil die Mitnahme des ganzen kleinen

Käſtchens keine Schwierigkeit bot und ſie ſich bei ihrem verbrecheriſchen Geſchäfte nicht länger als nöthig aufhalten wollten, daſſelbe, ſtatt es an Ort und Stelle zu erbrechen, mitſammt ſeines Inhaltes entführt. Selbſt der Verluſt eines koſtbaren Armbandes, das ſich darin befand und woran ein über tauſend Thaler geſchätzter Rubin ſtrahlte, traf die Gräfin nicht ſo empfindlich als der des einen und andern ihr theuern und wichtigen Briefes, den ſie in dem Käſtchen verwahrt hatte. Es waren darunter einige, von denen wir annehmen müſſen, daß ſie ihr ungleich höher als jener Brief Ferdinands wogen oder vielmehr keiner, zu deſſen Schreiber oder Schreiberin ihr Gefühl eine ſo geſtörte und getrübte Beziehung trug. Dennoch war vielleicht nichts in der ganzen häßlichen Begebenheit, was ſie ſo unangenehm als gerade das Abhandenkommen dieſes Briefes berührte. Außer dem Zuge geheimen Antheils, den ihr Herz noch immer für den ehemaligen Bräutigam ihrer Tochter empfand, hegte ſie (auch in ihrem und der Tochter Intereſſe) die höchſte Scheu davor, die öffentliche Aufmerkſamkeit noch einmal auf jenes frühere Verhältniß Mariens gelenkt zu ſehen. Wie ſehr ſie auch dieſe Aufmerkſamkeit im gegenwärtigen Momente von ganz andern Dingen

in Anspruch genommen sah, sie konnte sich darum doch der Besorgniß nicht entschlagen, daß jener mitgeraubte Brief auf die eine oder andere Weise durch eine Fügung des Zufalls vor Augen kommen könne, von denen aus er früher oder später zur Anregung neuen Schwatzens und Spürens über den räthselhaften Bruch der Verlobung diene. Sie hatte recht wohl durchdrungen, wie bald und stark sich die Liebe zu Ferdinand in Marien nach Ueberwindung des ersten Schauders über die schreckliche Entdeckung wieder geregt habe; daß diese Liebe auch jetzt noch keineswegs so am Verlöschen sei, um nicht bei irgend welcher Aufstörung wieder in helle Flamme aufzuschlagen. So viel Antheil an der geduldigen Ergebung Mariens in die ihr aufgelegte Trennung sie dem schüchternen Gehorsam der Tochter gegen ihren, der Mutter, Willen zuschreiben zu müssen glaubte, sah sie doch ein, wie stark auch die Meinung, daß Ferdinand die Geliebte seinerseits völlig aufgegeben habe, dabei von Einfluß gewesen sei. Was konnte, was mußte, wenn Marie je davon Kenntniß erhielt, daß ein solcher Brief geschrieben worden, ohne daß sie zugleich den Briefsteller als einen ihr durch den Tod unwiederbringlich Entzogenen zu betrauern hatte, die Folge sein?

Nach allen Umständen und sich ergebenden Anzeigen waren mehrere Personen bei dem Verbrechen thätig gewesen. Auch setzte die Begehung desselben eine gewisse Kenntniß der Localität und innern Wohnungsverhältnisse des Schlosses voraus; was alles darauf hinwies, daß der Diebstahl von einer Bande einheimischen Gesindels, wahrscheinlich aus Bewohnern des Dorfes oder doch unter Leitung und Mitwirkung eines im Schlosse einigermaßen bekannten Individuums, verübt worden. Der Hauptverdacht fiel auf einen früheren, wegen Verdachtes der Untreue entlassenen Bedienten, welcher zwar nicht im Dorfe wohnte, aber noch in jüngster Zeit hier in auffälligem Verkehre mit einem daselbst wohnhaften verrufenen Gesellen beobachtet worden. Es schien, daß die Bande gemeint hatte, sich die Verwirrung der Kriegszeit, wodurch sie sich vor einer umsichtigen geordneten Nachforschung gesichert halten durfte, und die Entfernung der Gräfin zu Nutze machen zu müssen. Wäre letztere, die in dem Zimmer dicht neben jenem Kabinete schlief und nur an der Schelle über ihrem Bette zu ziehen brauchte, um das Haus in Alarm zu bringen, daheim gewesen, so würden bei der allgemein verbreiteten Kenntniß ihres kühnen entschlossenen Muthes, die Diebe schwerlich gewagt haben,

in ihre Nähe zu dringen; um so weniger, weil schon das Anlegen der Leiter, das Aufsteigen nach dem Fenster sowie das mit den Gewaltthätigkeiten an diesem verbundene Geräusch die Schlummernde zu erwecken gedroht hätte.

Wie verwünschte die Gräfin, daß sie sich von der Zudringlichkeit des lästigen Schwagers hatte beschwatzen lassen, Marien der Tante auf ihrer Flucht mitzugeben. Legte sie doch dem aufgedrungenen Rathe des Herrn Schwagers nicht bloß ihre auf der Rückfahrt so beschwerliche Nachreise und den unangenehmen Verlust, den sie in Folge ihrer Abwesenheit erlitten, mit grollendem Herzen zur Last, sondern auch daß sie sich ganz ohne Noth in schwere Sorge über das Verbleiben und Ergehen der Tochter (statt der von ihm in Aussicht gestellten Beruhigung) gestürzt finde.

Denn so nahe ihr der Raub der Chatoulle und der darin verwahrten Briefschaften ging, so angestrengt eifrig sich ihre forschende und handelnde Thätigkeit auf die Ermittelung der Verbrecher und Wiedererlangung des Gestohlenen, insoweit die unruhigen Verhältnisse des Augenblicks es gestatteten, kehrte, so lebhaft anderseits ihr Interesse von der großen Kriegsfrage des Tages erregt und beschäftigt wurde, die Sorge um das Verbleiben Mariens hörte darum

nicht auf, sie ernstlich zu beunruhigen. Doch erst nach mehreren Tagen, als vermöge der vereinbarten Waffenruhe wieder etwas mehr Ordnung und Sicherheit in den Verkehr des Lebens gekommen war, wurde ihr durch den Schwager aus Jauer ein Brief der Tochter, datirt von Neisse, gesandt, der in einem Schreiben der Tante eingeschlossen gewesen und nach dem schon älteren Datum unterweges einen längeren Aufenthalt zu erleiden gehabt hatte.

Es gereichte der Gräfin zum Troste, daß sich in dem Briefe (so mancherlei schreckhafte Begegnisse danach den Reisenden zugestoßen waren) von einer Begegnung mit Melwitz nichts vorfand. Wir haben eine recht böse Fahrt gehabt, schrieb Marie, und wurden, nachdem wir glücklich, doch von dem Kriegswesen um uns her schwer beängstigt bis hinter Striegau gekommen, durch ein arges Schreckniß ganz von der Straße ab und auf einen anderen Weg getrieben. Sie erzählte, wie ihnen bei der Einfahrt in ein Dorf aus demselben ein wildes Getöse, ein Durcheinander von Geschrei, Gekrache, Geheule entgegen geschollen sei. Eine Bauernfrau, die von der Stelle des Lärmes her in der Richtung auf sie zu wie fliehend geeilt sei, habe ihnen auf ihre Anfrage kurze angstvolle Auskunft über den wüsten Unfug gegeben, den ein Haufe Baschkiren

im Dorfe verübe. Die Tante sei vor Schreck über den Lärm und den Bericht der Frau und über die Vorstellung, bei der tobenden Horde vorbei, ja geradezu unter sie hinein fahren zu sollen, in ihr nervöses Zittern verfallen, so daß man dem Vorschlage des Kutschers gefolgt und eine Strecke zurückgefahren sei, von wo aus man dann eine andere Richtung, mehr nach rechts durch Feld- und Dorfwege, die dem Kutscher bekannt gewesen, eingeschlagen habe. — Die Gräfin ersah hieraus, warum es ihr bei ihrer Nachfrage in jenem Dorfe nicht mehr möglich gewesen, auf eine Kunde über das Vorüberfahren eines Wagens wie der von ihr beschriebene zu treffen.

Am Nachmittage, fuhr der Brief fort, kam es aber noch schlimmer, wenn es auch mehr ein Unfall war, wie er einem auf jeder Reise zustoßen kann. Schon lange waren pechschwarze Wolken von hier und von dort aufgestiegen. Doch meinte der Kutscher, daß wir, ehe das Unwetter herauf sei, noch gut bis Bertelwitz kommen könnten. Der Weg, den wir fuhren, ging nämlich dort am Schlosse vorbei, und wir wollten im Vorbeifahren bei Vetter Scheliha und den Seinen unsern Besuch machen und ein Obdach vor dem aufsteigenden Wetter suchen. Aber als wir schon das Schloß nahe vor Augen hatten, brach es los. Blitz

auf Blitz flammte, die Donner rollten. Ein Blitz, unmittelbar von entsetzlichem Krachen gefolgt, schlug dicht vor dem Wagen nieder. Die Pferde wurden scheu, so daß der Kutscher ihrer nur mit Mühe Herr werden konnte. Sie kennen die Aengstlichkeit der Tante im Fahren. Obwohl sie vor Schreck halb ohnmächtig war, wollte sie doch durchaus im Wagen nicht aushalten, sondern stieg, soviel wir ihr vorstellen mochten, in das wilde Gewirbel von Wind und Staub, das draußen tobte, hinaus; wir andern natürlich mit ihr. Zum Glücke waren es kaum hundert Schritte bis zum Schlosse; aber was die arme Tante sich in dem Wirrsal von Sturm und Staubwolken und Donnergeprassel, worin wir uns mühsam vorwärts rangen, abängstigte, läßt sich nicht beschreiben. Und doch hatten wir von Glück zu sagen, daß wir noch trocken an's Ziel kamen. Denn unmittelbar nach unserer Ankunft stürzte es wie aus Kannen herab. Wir fanden von Seiten der lieben Schelihas — Vater, Mutter und Töchtern — die herzlichste Aufnahme. Die drei Söhne dienen alle im Heere; die Anderen wollen, wie der alte Herr von Scheliha mit seiner freundlichen frommen Miene sagte, vorerst auf ihrer Scholle abwarten, was Gott ihnen senden wird. Für den Abend war an Weiterreisen nicht zu denken, auch wenn unsre

Wirthe uns nicht mit so liebevoller Gastfreundlichkeit zum Bleiben gedrängt hätten. Denn die Tante fühlte sich von den schreckhaften Erlebnissen so unwohl, daß sie sich zu Bette legen mußte und auch am nächsten Tage das Bett nicht verlassen konnte. Erst am dritten Tage reisten wir weiter. Herr von Scheliha hatte uns den Rath ertheilt, zunächst lieber hieher nach Neisse zu gehen, da es überall im Gebirge schon sehr überfüllt von Flüchtigen sein solle. Von Neisse aus hätten wir ja auch gar nicht weit zur Grenze, die wir, sobald es noth thue, leicht erreichen könnten. Er hat aus der Zeit eines früheren Garnisondienstes noch allerlei Verbindungen hier, durch die er uns manche Bequemlichkeiten und Vortheile in Aussicht stellte; auch machte er geltend, daß es der Tante in Neisse nicht an ärztlichem Beistande mangeln werde, wogegen wir in dem kleinen Gebirgsorte darauf so gut wie ganz würden verzichten müssen. Zumal der letztere Grund hat die Tante, die sich noch immer sehr angegriffen fühlt, bewogen, nach dem Rathe des Vetters zu thun.

Wir sind hier, Dank den freundlichen Empfehlungen Schelihas, bestens aufgehoben, haben an ein paar Berliner Damen, die sich ebenfalls hier als Flüchtige aufhalten, einen gar angenehmen Umgang

gefunden.[1] Auch ist die Tante mit dem persönlichen Eindrucke und den Manieren des Arztes, den sie zu Rathe gezogen hat, überaus zufrieden. Leider scheinen die Pulver, die sie seit gestern von ihm einnimmt, noch nicht recht helfen zu wollen.

[1] Wir vermuthen, daß die bekannte, damals wegen der Kriegsunruhen nach Neisse geflüchtete Hofräthin Herz eine dieser Damen war.

# Drittes Kapitel.

Der Aufenthalt unserer Flüchtigen in Neisse, wohin wir uns ihnen nachwenden, sollte nicht von langer Dauer sein. Wenige Tage nach ihrer Ankunft erging ein Befehl des Festungscommandanten, daß Alle, die nicht an den Aufenthalt in Neisse durch Amt oder Gewerbe gebunden seien oder daselbst ihren dauernden Wohnsitz hätten, die Stadt räumen müßten. Es blieb unsern Damen nichts übrig, als der Verordnung Folge zu leisten. Doch wohin jetzt ihren Weg richten?

Man war noch in banger Ueberlegung hierüber, als der Arzt, in dessen Behandlung sich die Tante gegeben hatte, mit den Worten hereintrat: gehen Sie nach Hause, meine gnädige Frau; das ist das letzte Recept, das ich Ihnen zu verschreiben habe. Er erzählte mit der Miene eines Unglücksboten (denn auch er theilte die Ungunst und Niedergeschlagenheit, womit die Kunde des Abschlusses eines Waffenstill-

standes von allen Vaterlandsfreunden aufgenommen wurde), daß der Abschluß eines solchen heute morgen an den Commandanten gemeldet worden. Auf mehrere Wochen hin, sagte er, ist kein feindlicher Zusammenstoß zu befürchten. Warum sollten Sie sich also für's Nächste noch weiter fliehend herumtreiben und von Haus und Lieben entfernt halten?

Man entschied sich für die Rückkehr; besonders da man erfuhr, daß zwischen der Armee Napoleons und denen der Alliirten ein neutrales Gebiet, welches von keinem der feindlichen Heere betreten werden dürfe, abgegrenzt sei, und daß sowohl Jauer als das Gut der Gräfin in diesem für die Dauer des Waffenstillstandes einer vollen Friedensruhe geweihten Terrain liege. Auch sehnte sich die noch kränkelnde Tante nach den Bequemlichkeiten ihres häuslichen Lebens und der besseren Pflege ihres leidenden Zustandes, die sie sich dadurch verschaffen konnte, zurück.

Ohne Hinderniß oder neue schreckhafte Störungen gelangte man heim nach Jauer. Marie verweilte hier nicht länger, als zur Erholung der Pferde und zu kurzer Begrüßung des Onkels erforderlich war und fuhr noch am nämlichen Abende im Wagen des letzteren zur froh überraschten Mutter hinaus, die sie mit ungewöhnlicher Innigkeit an ihre Brust drückte,

sich aber nicht enthalten konnte, noch im Momente des ersten Grußes die verdrießliche Bemerkung zu murmeln: der Herr Schwager soll mich nicht wieder so schwach finden! Er hätte besser gethan, auch seine kranke Frau in Jauer zu lassen. Nun, es ist nur gut, daß ich dich zurück habe!

Am Tage nach ihrer Rückkehr machte Marie, wie sie wohl pflegte, einen Spaziergang im Dorfe, wo sich unter den unregelmäßig entlang der Dorfstraße bald einzeln, bald in kürzeren Reihen verstreuten Linden, Weiden und Pappeln hin, zwischen den Baum-, Gras- und Kohlgärten, durch welche die Gehöfte und Hütten mit allerlei Grün von Gebüsch, Gezweig, Gemüse und Wiesenflecken von einander geschieden wurden, ein ganz anmuthiger, schattiger Weg zum Lustwandeln bot. Der laue, heitere Abend, so wie die in der Gegend in Folge des Waffenstillstandes herrschende Friedensstille lockte sie, ihren Weg seitab durch das Feld bis zu einem kleinen, in die Hochebene eingesenkten waldigen Thalgrunde auszudehnen, der auch sonst ein häufiges Ziel ihres einsamen Wandelns war. Nur ein selten betretener, hier und da wegen des überwuchernden Grases kaum erkennbarer Fußpfad schlängelte sich in dasselbe hinein, von welchem Pfade sie auch heute, als sie bis etwa in die

Mitte des kleinen Thales gelangt war, nach links in das dichteste Gebüsch und Tannendunkel abbog und sich auf ihrem Lieblingssitze, einem wie von der Natur zum Sitzen geformten, mit Gras und Kräutern weich und einladend überzogenen Erdrande träumerisch niederließ. Der Sitz und seine Umgebungen hatten einige, wenn auch nur ferne Aehnlichkeit mit dem Thale, das an den Garten des früher bewohnten Gutes anstieß; mit dem moosgrünen Felsensitze, wo sie einst überselig an Seite ihres Ferdinand gesessen hatte. Diese Aehnlichkeit und die Erinnerungen, die daraus aufstiegen, waren es, was ihr den hinter Dickicht verborgenen, abgelegenen Ruheplatz über jeden anderen lieb machte. Die Umgebungen hier trugen mehr als dort den Charakter des Düsteren, Dunkelverwachsenen, Schaurigen. Aber auch das wurde zur Bedeutung und melancholischen Anziehung. Sie pflegte sonst wohl irgend eine weibliche Arbeit hierher mitzunehmen. Doch heute, wo sie sich nicht so auf ein längeres Bleiben eingerichtet hatte, sondern erst unterweges von plötzlichem Verlangen nach der ihr lieben Einsamkeit gelockt worden war, saß sie mit unthätig im Schooße gefalteten Händen, bloß ihrem wehmüthigen Sinnen nachhängend, immer tiefer darein versinkend. Eine immer bangere Wehmuth säuselte aus den Wipfeln

der hohen Tannen in ihre Seele. Das Andenken jener glücklichen Stunden kam heute so deutlich, so traulich, so schmerzlich über sie. Und daß sie nicht einmal wußte, ob der Geliebte noch lebe, ob er nicht im Kampfe für das Vaterland bereits gefallen sei. Sie konnte nicht zweifeln, daß er in diesem heiligen Kriege, wenn er ihn erlebt habe (denn auch nicht einmal darüber hatte sie ja Gewißheit), in die Reihen der Kämpfer getreten — und welche blutige Schlachten waren seitdem geschlagen worden!

Ihre Augen hatten sich mit jenem starren und anscheinend festeingebohrten und doch auf nichts in der Außenwelt achtenden Blicke des inneren Sinnens quer nach dem Buschwerke ihr gegenüber auf den Boden, der sich voll üppigen Grases daran hinzog, gerichtet. Erst nach einer Weile wurde sie durch ihre Träume hindurch dort zwischen den Kräutern etwas Weißes und weiterhin zwischen dem Buschwerk wieder etwas Weißes gewahr. Es schienen Papiere, die man dorthin weggeworfen hatte — der Form und Faltung nach Briefe, — eine Vermuthung dämmerte in ihr Sinnen; ihre Augen spannten sich aufmerksam; sie erhob sich, ging. Da stieß ihr Fuß an etwas im Grase; sie bückte sich, faßte ein offenes Kästchen, erkannte die Chatoulle der Mutter, obwohl mit

zerbrochenem Deckel und auch sonst beim Erbrechen, welches die Diebe, wie es schien, hier bewerkstelligt hatten, arg beschädigt; weshalb wohl die Räuber, nach erfolgter Erbrechung, das verunzierte Behältniß nicht mehr werth befunden haben mochten, sich damit weiter zu belasten.

Sie erbebte, an der Stelle, wo die Verbrecher mit ihrer Beute gewesen, zu stehen, wollte fliehen. Doch das Weiße unter dem Gebüsche hielt sie noch fest. Ebenso Neugier als die Wahrscheinlichkeit, daß es die mitentwendeten Briefe seien, trieb sie, es näher in Augenschein zu nehmen.

Es waren die Briefe, die von den Dieben, welche ihren Raub hier in dem abgelegenen Dickicht getheilt hatten, als für sie ohne Werth zurückgelassen worden. Ein Brief, nach dem sich Marie zunächst niederbog, lag vereinzelt von den übrigen ab. Die Züge der Adresse, auf die ihr Blick beim Aufraffen fiel, — diese theuern Züge waren ihr zu tief in die Seele geprägt, um nicht (trotz aller Störung des Blickes durch den freudigen Schreck, der sie überkam) sofort auf das sicherste zu wissen, wessen Hand dieses „Gräfin Burgfels“ gezogen habe.

Sie schlug mit fieberhafter Hast, ohne sich zu besinnen, ohne nur daran zu denken, ob es ihr

erlaubt sei, ob es sich gezieme, den Brief auf, las ihn, starrte noch lange hinein, als sie ihn gelesen hatte. O was bewegte ihr Herz, während sie so blickte! Welchen Beweis, welche urkundliche Bescheinigung seiner noch in erster Frische und Wärme treu ausdauernden, durch den gräßlichen Blitzstrahl, der in ihren Bund geschmettert, ungeschwächten Liebe hatte sie vor sich! Ja, er hatte sie nur aufgegeben, weil die Strenge der Mutter ihn gezwungen, sie aufzugeben. Nicht einmal sein Flehen um ein kleines Zeichen der Versöhnung war zu ihr gelassen worden; nicht einmal dieses Flehen hatte bei ihr, der von ihm grausam Abgesperrten, Gehör finden können. Und jetzt, wo sie davon Einsicht hatte, was sollte, was konnte sie thun, ihn ihrer Versöhnung — — doch das war zu wenig, das paßte nicht. Hatte sie ihm doch nie — auch im ersten, heftigsten Entsetzen über die schreckliche Entdeckung — ernstlich zu zürnen vermocht. Was sie ihm so gern, auf Kosten ihres besten Herzblutes hätte zukommen lassen, reichte weit — weit über das, wozu sich seine Bitte zu erheben wagte, hinaus. O wie sollte sie es zu seiner Kunde bringen, daß sie ihn so treu, so zärtlich, so unaussprechlich zärtlich als je liebe? — Weh', vielleicht lebte er nicht mehr!

Nur Ein tröstlicher Stern schimmerte in das Dunkel, in dem sie hülflos tappte, Ein lindernder Balsamtropfen fiel in ihr schmerzlich gespanntes Gemüth. Sagte er nicht selbst in dem Briefe, daß er auch ohne ihre Versicherung wisse, wie reich ihre Thränen um ihn geflossen seien?

Auf's neue brachen diese Thränen, als wolle ihre Seele in der stillen Wildniß, gleich einer jener Verwandelten der Fabel, in einen Quell zerfließen, hervor.

Sie preßte den Brief — das erste, einzige Lebensmerkmal von Ihm seit dem Morgen, wo sie sich zum letztenmale an den Scheidenden geschmiegt hatte, — krampfhaft an ihre Brust. Nein, sie konnte sich nicht wieder davon trennen.

Mit scheuem Blicke um sich her schauend, als fürchte sie einen Lauscher, verbarg sie den Brief an ihrem Busen, eilte wie ein gescheuchtes Reh von dannen, hielt plötzlich den Schritt ein. Was sollte aus der Chatoulle, aus den andern Briefen werden? Konnte sie es gegen die Mutter verantworten, sie hier im Dickicht zurückzulassen? Hatte sie nicht die Pflicht, der Mutter, für die sie die Briefe von so hohem Werthe wußte, den Fund zu bewahren? Durfte sie sich vermessen, ihn ihr zu verheimlichen?

Doch so leicht das Kästchen an Gewicht war, so

gering die Unbequemlichkeit, womit es sie beim Tragen bedrohte, sie kam nicht zum Entschlusse, dasselbe und die andern Briefe aufzuraffen, mit sich zu nehmen. Wenn die Mutter von dem Funde erfuhr, dann — ihre Finger drückten sich angstvoll gegen den Brief an ihrer Brust — dann war vorauszusehen, daß sie nachfragen, errathen werde, zu wem der Eine Brief sich verirrt habe.

Die Versuchung, den Fund zu verschweigen, rang sich zu immer größerer Macht in ihr auf. Schon sehen wir sie auf einem Umwege außerhalb des Dorfes hin, als wolle sie ihre heutige Anwesenheit in dem Thalgrunde möglichst vor dem Auge der Welt verdeckt halten, nach dem Schlosse eilen. Das Kästchen aber, die Briefe liegen nach wie vor, bis auf Einen, in dem Dickicht verstreut. Der Kampf, den sie beim Heimgehen mit ihrem Gewissen zu bestehen hatte, war schwer. Doch siegte, als sie beim Eintritte in das Schloß auf den Kammerdiener traf, das Bessere in ihr. Sie sagte ihm, daß draußen im Dickicht des Thalgrundes die Chatoulle der Mutter und die gestohlenen Briefe lägen, hieß ihn, sie an die Mutter herein besorgen.

Sie verschloß sich in ihr Zimmer, den entwendeten, jetzt von ihr entwendeten Brief hervorziehend,

küssend, in der Unruhe ihres Gemüthes kaum genug Fassung findend, um die theuern Zeilen nochmals zu lesen. Sie las voll Schmerz, voll Entzücken, voll verzweifelnder Sehnsuchtsqual, horchte, sich im Lesen unterbrechend, mit ängstlichem Herzklopfen nach jedem Geräusche, das sie draußen zu erlauschen meinte. Was sollte sie beginnen, wie sich benehmen, wenn die Mutter nun komme, ihr den Brief abzufordern? Eine Viertelstunde, eine zweite verging; immer näher rückte der Moment, wo sie mit Rücksicht auf die Entfernung des Gehölzes annehmen mußte, daß das Kästchen mit den Briefen an die Mutter gelangt sei. — Der Moment war vorüber; mit jedem Odemzuge steigerte sich ihre Bangigkeit, ihr Herzklopfen, ihr ängstliches Lauschen. Horch, Tritte im Gange! Es klinkte an der Thüre, klopfte, rief: Marie. Eine Weile hielt sie sich stille, den Odem anziehend, welcher ihr heftig schlagendes Herz fast zu sprengen drohte. Noch einmal rief es — lauter, strenger, gebietender als vorher: Marie! — Sie öffnete, die Mutter stand vor ihr.

Man hat mir die Chatoulle und die Briefe gebracht, die du draußen im Gehölze gefunden, sprach die hohe Gestalt mit scharfem Blicke auf die Beängstigte; einer fehlt. Hast du ihn zu dir genommen?

Unfähig zu lügen, und noch minder einer dreisten Bejahung mächtig, antwortete die Arme nur durch einen fast unvernehmlichen jammernden Laut.

Gieb, was du hast, befahl die Gräfin mit ruhigem, aber festem und ernstem Tone.

Es war ein Ton, der auch von Seiten eines muthigern Herzens als sich das Mariens der Mutter gegenüber fühlte, allen Widerstand abzuschneiden geeignet war. Zögernd, zitternd zog diese den Brief aus seinem Verstecke an ihrem Busen hervor.

Die Gräfin entriß ihn ihr mit rascher Handbewegung. Doch der Zornausbruch, welchen Marie wegen ihres Unterfangens gewärtigte, erfolgte nicht. Ein langer, trauernder Blick heftete sich aus den großen, in schwermüthiger Hoheit ruhenden, und doch ausdrucksvoll erregten Augen der Mutter auf sie. Wäre doch Alles lieber draußen in Regen und Unwetter verkommen, flüsterte diese und verließ, den Brief in der Hand, das Zimmer.

## Viertes Kapitel.

Während der Dauer des Waffenstillstandes blieben die Damen auf dem Gute, das, wie bereits bemerkt worden, auf dem neutralen Bezirke zwischen den kriegführenden Armeen lag, welcher von den beiderseitigen Truppen nicht betreten werden durfte. Es war dies der Gräfin bei ihrer Scheu vor einer Begegnung Mariens mit Ferdinand um so willkommener, weil sich diese Scheu durch den Vorfall mit dem Briefe noch bedeutend erhöht hatte. Gern wäre sie in der patriotischen Spannung dieser Tage einmal nach Reichenbach gefahren, wo sie mehrere ihrer militärischen und politischen Freunde beisammen wußte. Auch wurde der Trieb, den sie dorthin fühlte, so stark, daß sie ihm endlich (schon gegen den Ablauf des Waffenstillstandes hin) nachgab und während dessen Marien bei dem Schwager in Jauer, das sich ja ebenfalls innerhalb der Grenzmarken jenes neutralen Terrains befand, in Hut und Pflege ließ.

Als sie von ihrem Ausfluge heimkehrte, wies der Schwager, bei welchem sie auf dem Rückwege in Jauer zu Mittag aß, im Gespräche darauf hin, daß der Waffenstillestand seinem Ende nahe sei. Man habe deshalb in's Auge zu fassen, wie man sich, wenn es zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten komme, zu verhalten denke.

Haben Sie Lust, schon wieder eine Flucht in Vorschlag zu bringen, frug die Gräfin verdrießlich. Ich sollte meinen, daß auch Sie an den Erfahrungen bei der ersten, von denen ich leider die stärkere Hälfte habe verschlucken müssen, genug haben könnten. Die Schwägerin kann ja die Folgen noch nicht verwinden.

Ich denke auch nicht an Flucht, erwiederte Baron Krähheim mit greller Schärfe; was die Meinen betrifft, gar nicht. Die Umstände sind auch für mich ganz anders als damals, wo ich meine Charge als Landsturmsführer noch nicht niedergelegt hatte; wie ich neulich nach reifer Ueberlegung gethan, weil doch nichts Gescheidtes bei der Sache herauskommt und meine sechzig Jahre mich freisprachen. — Aber Ihnen möcht' ich, wär's auch nur im Interesse meines armen Nichtgens, den Rath geben, bei uns in Jauer zu bleiben; zumal da Sie, wie ich weiß, mit dem

Gasthofe zur schwarzen Ente hier ganz zufrieden sind und Ihr Aufenthalt also weder für Sie noch für wen sonst mit besondern Ungelegenheiten verbunden sein würde.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen lästig fallen werde, Herr Schwager, äußerte die Gräfin mit empfindlichem Lächeln.

Er meint wohl nur, weil wir im Raume beschränkt sind, fiel die Schwägerin begütigend ein.

Nun, für Mariechen allein, wenn Sie schlechterdings hinaus wollen, sollte es auch ferner an Raum zur Aufnahme und Unterbringung nicht fehlen, fuhr der Schwager, durch die von der Gräfin kundgethane Empfindlichkeit ungestört, fort. Aber auch Ihnen kann ich nur meinen Rath wiederholen. Es ist freilich auch hier nichts weniger als volle Sicherheit. Aber Plünderung und andere Kriegsgreuel kommen doch in einer Stadt immer seltener und ausnahmsweiser als auf dem Lande vor; während das Anstecken der Dörfer und die hier begangenen Excesse gewissermaßen zur Tagesordnung des Krieges gehören.

Die Schwägerin machte zusätzlich geltend, daß es in einer solchen Zeit schon eine Beruhigung sei, sich einander nahe zu haben.

Vielleicht würde die Gräfin (trotz des Aergers,

den sie noch von ihrer früheren Lenksamkeit durch den Rath des Schwagers her empfand) wenigstens in Beziehung auf Marien nachgegeben haben. Doch erschien ihr die Trennung von dieser schon aus Furcht vor einem Zusammentreffen derselben mit Ferdinand, ohne daß sie zur Stelle sei, um abzuwenden oder nach Erforderniß der Umstände einzuwirken, unthunlich.

Als sie mit Marien nach dem Gute zurückkam, blieben bis zum Schlusse des Waffenstillestandes noch einige Tage. Aber schon am nächsten Morgen erfüllte sich die Gegend mit den Truppen der Verbündeten, auch das Dorf und Schloß mit Durchzug und Einquartierung. Es ist bekannt, daß Blücher, obwohl der Waffenstillestand noch lief, zum Einmarsche in das neutrale Gebiet vorging, dessen Verletzung durch Streifereien der Franzosen er als einen Bruch des Stillstandes dafür zum Vorwande nahm.

Wir müssen uns begnügen, auf die kriegerischen Vorgänge der nächsten Tage, da sie das Schloß und dessen Umgebungen durch nichts als durch den Hin- oder Herzug eines Theils der verbündeten Truppen berührten, nur hinzudeuten. Aus Anlaß des Aufeinanderstoßes mit weit überlegener feindlicher Uebermacht unter der eignen Führung Napoleons war eine rückgängige Bewegung eingetreten, in deren

Verfolgung der Feind nach einigem lebhaftern Nachdrängen zögernd einhielt. Der französische Kaiser hatte sich mit seiner Hauptmacht auf Dresden zurückgewendet, um dieses gegen die von Böhmen her vordringende große Armee der Verbündeten zu beschützen. Das französische Corps unter Macdonald, das er in Schlesien wider Blücher zurückließ, hatte im Nachrücken hinter den Weichenden die Katzbach noch nicht überschritten. Ihrerseits waren die Preußen und Russen — mit Ausnahme einiger vorgeschobenen Truppen, die sie zur Beobachtung und Aufhaltung des Feindes jenseit der Katzbach ließen — bis hinter Striegau zurückgegangen, so daß in der Umgegend des Schlosses eine augenblickliche Stille, als sei es tiefe Friedenszeit, herrschte. — Es sollte nur die Windstille vor dem Ausbruche eines furchtbaren Sturmes sein.

Gegen Mittag des nächstfolgenden Tages wurde durch einen Bauer, der aus Brechelshof, einem in der Richtung auf Striegau und Jauer zu gelegenen Dorfe kam, die Nachricht gebracht, daß die Preußen und Russen wieder im Vorrücken seien; daß dort in der Umgegend Alles voll Preußen liege, die heute morgen dort Halt gemacht hätten; daß in Brechelshof das Schloß voll Generale und Officiere sei und

der alte Blücher dort sein Hauptquartier habe. Zugleich hörte man von der entgegengesetzten Seite her immer stärkeres und sich näherndes Schießen, das sich (obwohl man den Anlaß und Zusammenhang nicht kannte) als ein schon im Gange befindliches lebhaftes Gefecht zu erkennen gab und von dem Angriffe des Feindes auf jene vorgeschobenen Truppen der Verbündeten herrührte. Durch die seit heute morgen, ohne Ahnung von dem Vorrücken Blüchers, ebenfalls vorgehenden Franzosen in überlegenen Massen bestürmt, fand sich diese Vorhut auf das härteste bedrängt und über die Katzbach und wüthende Neiße unter zähem Widerstande zurückgedrängt.

Schon die Hin- und Hermärsche des von Blücher befehligten russisch-preußischen Heeres, welche in den letzten Tagen stattgefunden hatten, so wie die heftige Kanonade, die man wenige Tage vorher aus der Richtung von Goldberg vernommen, waren dazu angethan gewesen, der Gräfin den Gedanken an die Möglichkeit, daß es in dieser Gegend zum Gefechte, zur Schlacht komme, sehr nahe zu bringen und sie in Beziehung darauf in Besorgniß zu setzen. Aber selbst heute, wo die Gefahr immer näher trat, konnte sie sich nicht entschließen, sich ihr durch die Flucht zu entziehen oder Marien von sich zu lassen.

Man hatte sich im Eßsaale, der vorn nach dem Wirthschaftshofe ging, in erwartungsvoll unruhiger Stimmung zu Tische gesetzt. Das Schießen hatte nachgelassen; eine Pause, die dadurch entstand, daß die Gewehre in Folge des niederströmenden Regens zu versagen anfingen und der Vortrab der Verbündeten, nachdem er den Feind eine Stunde lang in den Defileen aufgehalten, sich (unter zeitweiligem Wenden und Frontemachen) zurückzog; während die Franzosen, für den Augenblick in ihrem Vordringen nicht weiter gehindert und noch völlig der Nähe des verbündeten Heeres unkundig, sich unvorsichtig aus den Hohlwegen von der wüthenden Neisse herauf am Rande der Hochebene und weiter in das Plateau hinein zu entwickeln begannen.

Aber schon war die Hauptmacht des Blücher'schen Heeres — eine Abtheilung hier, die andere dort ihren Weg in der ihr verordneten Richtung nehmend — im vollen Anmarsche, dem Feinde zu begegnen. Die eine der hierbei eingeschlagenen Straßen oder doch ein die eigentliche Straße abkürzender Nebenfahrweg läuft quer durch den Wirthschaftshof am Schlosse vorüber. Ein Geräusch vom Hofe her zog die Gräfin an's Fenster; die minder kühne Tochter, dadurch ebenfalls zum Aufstehen erregt, hielt sich erschrocken, den ängst-

lichen Blick nach dem Fenster gewendet, an ihrem Platze. Schweres Geschütz rasselte über den Hof; Colonnen preußischer Infanterie folgten. Die Gräfin riß das Fenster, durch den mächtig strömenden Regen mit dem Schnupftuche hinauswinkend, auf. Der Gruß galt einem alten Bekannten von ihrem einstigen Winteraufenthalte in Glatz her. Eben marschirte dessen Bataillon, ihn zu Pferde an der Spitze, auf das breitaufstehende Thor zu, das sich dem Fenster schräge gegenüber zwischen dem Verwalterhause und einer Scheune nach einer Allee von alten Linden hin aufthat, welche in die Hochebene hinein dem sich am Rande derselben entwickelnden Feinde entgegenführte.

Der Major, der den Gruß durch den Regennebel wahrgenommen und die Grüßende erkannt hatte, rief ihr, mit dem Degen gegensalutirend, zu: wie? noch hier, meine Gnädige?

Mit dem Pferde rasch zu ihr ablenkend, sagte er ihr in schnellen Worten zu dem Fenster des hochgelegenen Erdgeschosses hinauf, aus dem sie sich, die auf ihren Nacken niederströmende Nässe nicht achtend, zu ihm hinausneigte, um seine Worte durch das Geklatsch des Regens und den Hall des Vorbeimarsches hindurch besser vernehmen zu können, daß sie auf dem Wege seien, dem Feinde einen blutigen Gruß

zu geben. Ich hoffe, wir werden Ihnen mit Gottes Hülfe die Hallunken vom Leibe halten; aber wer kann mit Gewißheit vorhersagen, wie weit hin sich eine Schlacht ausdehnen kann. Es schiene mir doch besser, wenn Sie sich in Sicherheit brächten.

Plötzlich, indem er noch redete, donnerte Kanonendonner von nahe und ferne her in rascher Folge; die Batterien der feindlichen Armeen begannen gegen einander zu spielen.

Vorwärts, Kinder, befahl der Major, gegen die Spitze der Colonne hin sprengend. Er wandte sich noch einmal nach der Gräfin. Machen Sie, daß Sie fortkommen, rief er. Wenige Augenblicke darauf war er mit seinen Leuten auf die Allee hinaus verschwunden.

## Fünftes Kapitel.

Die Gräfin hielt sich noch eine Weile wie gebannt am Fenster, als wolle sie von hier aus den weiteren Hergang mit anschauen und abwarten; indessen die Schüsse (auch vereinzeltes kleines Gewehrfeuer) immer häufiger knallten und Haufen hinter Haufen preußischer Truppen aller Waffengattungen auf die Allee zu bei dem Fenster vorbeizogen. Erst als sie die ihr bekannte Uniform des Dragonerregimentes, das sich, wie sie wußte, der verstoßene Bräutigam ihrer Tochter zum Eintritt gewählt hatte, an einer auf den Hof einrückenden Reiterschaar wahrnahm, schloß sie eiligst das Fenster und riß Marien, die von dem Knallen der Schüsse mit einem Gesichte voll Schrecken hinter die Mutter, wie bei ihr Zuflucht suchend, gescheucht worden war, mit sich davon fort. Auf einen kräftigen Ruck ihrer Hand an dem Schellenzuge neben der Thüre erschien der Kammerdiener, dem sie befahl, den Wagen ungesäumt anspannen und hinten

an dem Gartenpförtchen vorfahren zu lassen. — Er hat recht; es ist Zeit, daß wir an unsre Sicherheit denken, sprach sie nach dem Abgange des Kammerdieners, mehr vor sich hin murmelnd, als zu der sie mit ängstlich fragendem Auge anblickenden Tochter gewandt.

Einige Minuten später traten beide Damen, mit den nöthigen Ueberwürfen und Regenschirmen gegen die Ungunst des Wetters versehen, aus der hinteren Schloßthüre, um sich durch den Garten nach dem Wagen, den sie außen an der Gartenpforte ihrer wartend meinten, zu begeben. Die dicken, schweren Regenwolken, welche in einförmiges Grau aufgelöst, den Himmel bedeckten, fuhren, während sie zwischen den Buchenhecken des Gartens hinwandelten, unabläßig fort, sich in jener stark, aber ruhig und gleichmäßig strömenden Weise, wie sie dem lange anhaltenden Landregen gewöhnlich ist, auf ihre prasselnden Schirme zu entleeren. Selbst die festeren Gartenwege erwiesen sich davon zu Schlamme, worin fast ihr Schuh stecken blieb, erweicht. Nur mit Beschwerde strebten sie, unbequem sorgsam gehobenen Rockes, voran, von dem fort und fort knallenden Gekrache aus den Erzschlünden einer russischen Batterie begleitet, welche eine nicht eben weite Strecke von ihnen

ab auf der Anhöhe links vom Garten aufgefahren war und von welcher der Wind den Schall in ungewöhnlicher Stärke herantrug.

Marie, der ein paarmal ihr aufgehobenes Kleid vor Schreck über die in einander krachenden Schüsse aus der Hand glitt, klammerte sich mit der anderen furchtsam an den Kammerdiener, schwer die Schritte des Alten hemmend. Nicht ohne Anstrengung und Mühe zog er sie der rüstig voranschreitenden Mutter nach. Leider sehen wir in dem guten Kinde jenen heroischen Aufschwung, den sie einstmals zu Gunsten Schills genommen, jenen Muth der Phantasie, der sie einst sich in die Bannerführung einer Johanna d'Arc hineinträumen machen, heute, wo es die erste ernstliche Bewährung galt, nicht die Probe bestehen.

Draußen vor dem Pförtchen fanden sie den Wagen, doch ohne Pferde. Der Kutscher stand an der leeren Deichsel in großer Bestürzung. Aus seinem hervorgestotterten Berichte ergab sich, daß bei seiner Ankunft ein russischer Munitionstrain hier vorbeigekommen sei; daß, als er dort um die Ecke gebogen, schon der letzte Pulverkarren am Pförtchen vorüber gewesen und er die Straße wieder frei und offen zum Vorfahren vor sich gehabt habe; daß aber auf einmal, eben als er

hier umlenken und vorfahren wollen, ein Halbdutzend von der Mannschaft des Zuges, wie aus dem Boden heraus, um ihn her gewesen, ihn in ihrem russischen Kauderwelsch angeschrieen, die Pferde ergriffen, abgespannt und mit sich genommen hätten.

Gut, gut, fiel ihm die Gräfin in's Wort; wahrscheinlich, weil es irgendwo des Vorspannes in dem lehmigen Schlamme und den steinigen Kothlachen bedurfte. Sie haben nach ihrem Rechte in solcher Zeit gethan.

Zurück in's Schloß, gebot sie. — Fasse dich, herrschte sie der Tochter, deren Arm in den ihrigen nehmend, zu. Sie ordnete, als man wieder im Schlosse war, an, daß die Thüren, welche (sowohl vom Hofe als von der Gartenseite) herein führten, verschlossen, verriegelt und auch sonst gegen einen ersten Anlauf, so gut es sich in der Eile bewerkstelligen ließ, verrammelt würden, sorgte für möglichste Sperrung der beiden Fenster, die neben der Hauptthüre auf die Rampe sich öffneten und daher leichter zu ersteigen waren, legte bei dem einen wie dem andern selber mit Hand an. Marien und deren Zofe, sowie ihre eigene bejahrte Kammerfrau hatte sie bereits in ein gewölbtes Zimmer, dessen Fenster nach entgegenstehender Richtung wie der beginnende

Kampf gingen, gewiesen; wohin sie sich ebenfalls in Begleitung der übrigen Dienerschaft, nachdem jene Vorrichtungen beendigt waren, begab.

Zwar hatte sich, während sie an den veranstalteten Sperrungen war, in der enthusiastisch patriotischen Frau eine Empfindung des Bedenkens und Vorwurfes geregt, weil sie dadurch vielleicht eine Schaar Preußen oder Russen, die sich gegen das Schloß hin gedrängt finde, an der Deckung darin verhindere, sich vielleicht die Gelegenheit zu eigener heroischer Beihülfe und Mitthat bei dieser Deckung versperre. Doch beschwichtigte sie sich mit der Vorstellung, daß dadurch die Möglichkeit, sich hier festzusetzen, auch dem Feinde erschwert werde.

Eine Art Vorwurf blieb; doch blieb es (schon aus Sorge um Marien) beim Sperren.

Man stand oder saß in der gewählten Zuflucht Stunde auf Stunde in dumpfer Spannung. Ein Bedienter war draußen im Vorsaale an geschützter Stelle als Wächter gelassen, um erforderlichen Falles, wenn er was Bedrohliches merke, Nachricht zu geben. Stunde auf Stunde hallten Kanonenschüsse und kleines Gewehrfeuer, wenn auch letzteres wegen des Versagens der Gewehre mehr in verstreutem Knallen, als in gesammelten Pelotonsalven zu dem Ohre der ihres

Geschickes wehrlos Harrenden; denn die Gräfin hatte sich dafür entschieden, die Büchse des seligen Burgfels mit den anderen Waffenstücken oben friedlich im Waffenschranke zu lassen. Man vernahm Schüsse, Geschrei der Kämpfenden von jenseit des Schlosses her wie ganz in der Nähe, nur durch die dazwischen aufsteigenden Mauern gedämpft. Wirklich war der Kampf bis in jene Lindenallee gedrungen, die von dem Hofe aus in die Ebene hinein, schräg auf einen jener Hohlwege zuführt, welche von der wüthenden Neisse herauf nach der Hochebene steigen. Kaum vermochten die in der Allee dem Anstürmen der feindlichen Reiter standhaltenden Musketiere und Schützen, ungeachtet der Vortheile, welche Terrain und Umgebungen boten, die Heftigkeit des Angriffes zu bestehen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es, die Feinde zum Weichen zu bringen und sie unter dem Beistande anderer darauf einschwenkender Infanteriecolonnen und der von der Seite her einhauenden Schwadronen Katzelers gegen den Rand des Plateaus hin, jenes Defilee hinab, in die breit angeschwollene wüthende Neisse zu treiben.

Der Abend war herangekommen. Noch einmal donnerte ein heftiges Kanonenfeuer, von einer Fülle und in einander rollenden Gedrängtheit der Schüsse,

wie kaum im Laufe des ganzen Tages. Es war der Moment, wo die Geschütze der Verbündeten vom Rande der Hochebene auf die in den Hohlwegen sich fliehend wirrenden und nach ihrem Grabe in den wilden Wassern, die unten reißend dahinschossen, hinabdrängenden Feinde mörderisch einschlugen.

Dann wurde es stiller; die seltneren Schüsse hallten ferner und ferner. Man wagte sich — die Gräfin voran, die sich nur eine Weile von der flehend besorgten Tochter zurückhalten ließ und dieser, als sie sich ihr anschließen wollte, zu bleiben gebot — in die nach Seite des Kampfes gehenden Gemächer hervor. Das Schloß fand sich, soweit man sich umsah, unbeschädigt, mit Ausnahme eines Zimmers, in dessen Fenster eine Haubitzenkugel geschlagen war und einige Verwüstungen angerichtet hatte. Auch auf dem Schloßhofe, auf den die Gräfin durch die Scheiben eines Fensters im Erdgeschosse hinauslugte, war, da die Feinde in der Allee zurückgeworfen worden und die Schlacht bis in den Hof nicht gekommen war, nichts zu bemerken.

Eine Weile darauf wurde man durch ein Schellen und Pochen an der Hausthüre von der Rampe her erschreckt. Doch löste sich der Schreck, als man auf Anfrage, wer da sei, vernahm, daß es der Inspektor

des Gutes sei, der von drüben aus dem Verwalterhause komme, um nachzusehen, wie es mit der gnädigen Herrschaft stehe. Derselbe hatte sich, wie er nach erfolgter Einlassung erzählte, mit den Seinen drüben im Keller verkrochen und wegen Nähe der Allee und des darin stattfindenden Kampfes, bei dem er zum Theile die Commandoworte der Officiere durch die Kellerluken deutlich verstehen können, ein paar angstvolle Stunden zu verleben gehabt. Die Schüsse hätten zuweilen ganz dicht vor den Luken zu knallen geschienen. Bald kam auch ein Knecht, der muthig neugierig schon weiter in der Umgegend gespäht hatte, mit der Meldung, daß draußen die Allee wie besäet mit Gefallenen liege.

Die Gräfin beschloß, auf den Boden zu steigen, um von dort aus einen weiteren Umblick zu gewinnen. Doch war, als sie hinauf kam, die Dämmerung schon zu tief hereingebrochen, als daß sie, so fernsichtig sie war, außer den allgemeinsten Umrissen der massenhaftesten Dinge etwas in der Ferne zu erkennen und mit Sicherheit zu unterscheiden vermocht hätte. Aber das immer dumpfere Verhallen der Schüsse und die Richtung, nach der sie verhallten, schienen es unzweifelhaft zu machen, daß der Sieg auf Seite der Verbündeten sei. In gehobener

Stimmung, voll Verlangen, etwas Näheres über die Wendung und den Ausgang des Kampfes zu wissen, aber schon die Brust von dem stolzen freudigen Bewußtsein eines Sieges der preußischen Waffen, nicht bloß von Hoffnung geschwellt, stieg die Gräfin wieder die Treppe hinab.

# Sechstes Kapitel.

Wir müssen jetzt noch einen Blick in das heißeste Gewühl der Schlacht, zu dem bedenklichsten Momente und kritischen Entscheidungspunkte derselben zurückwerfen. Wir sehen die Wage des Geschickes bedenklich schwanken. Schon war der Feind im Weichen gewesen, mit lautem Jubel war es vorwärts gegangen, als neue feindliche Reitermassen von Weinberg herauf kamen, geschlossen vorwärts trabten, die siegreich vorgedrungenen Dragoner, die sich in lose Schwärme aufgelöst hatten, zurücktrieben. Sie drangen, heftig verfolgend, bis in die preußischen Batterieen, nahmen die nächste, bedrohten die anderen, die kaum noch Zeit fanden, zurückzugehen, warfen sich in die Lücke zwischen den Bataillonen Borckes und Horns. Doch ein muthiges Vorgehen der ostpreußischen Infanterie, eine geschickte Schwenkung der Bataillone Hillers, das unerschrockene Standhalten der in jene Allee gedrängten Musketiere und Schützen, sowie eine

Folge von glänzenden Cavallerieangriffen unter Katzeler, unter Platen und Blücher selbst stellten die Schlacht wieder her und entschieden den Sieg.

Bei einem dieser Reiterangriffe war es, wo Ferdinand von einem französischen Lanzenreiter einen Stich in die Seite empfing, der einen halben Zoll tiefer hinein oder nur wenig höher hinauf den sofortigen Tod zur Folge gehabt hätte.

Eine kurze Weile hielt er sich noch auf dem Pferde, saß und wankte, als auch dieses, von einer Kugel getroffen, unter ihm zusammenstürzte und bald, nachdem es noch einigemal am Boden krampfig mit Vorder- und Hinterbeinen gezuckt und ausgeschlagen hatte, verendet lag. Auch er lag, von dem todten Rosse gequetscht, mit durchbohrter, blutender Seite, ohne Besinnung.

Erst nach längerer Zeit, als sich die Schlacht bereits weitab von dieser Stelle nach dem Thalrande hin gezogen hatte, kam er soweit zu sich und trieb soviel Kraft in seinen wieder zur Lebensregung gelangten Gliedern auf, daß er einen Versuch machte, sich unter dem Pferde hervorzuwinden. Zum Glücke fügte es eine günstige Schickung, daß in diesem Augenblicke ein anderer Officier seines Regimentes, der bei der Verfolgung des Feindes von einer Kugel am

Schienbein nur leicht aber empfindlich gestreift wor=den, auf einen Dragoner, welcher ihn führte, ge=stützt, nahe vorbei kam. Er wurde des sich mühsam Hervorringenden gewahr, stand stille, erkannte mit dem lauten Ausrufe: Melwitz, du hier —! den Kameraden und guten Bekannten, befahl dem Dra=goner, sich selber auf seinen Säbel stemmend, jenem vollends unter dem Pferde hervorzuhelfen, erklärte, daß er nicht vom Flecke wolle, bis auch für Melwitz Hülfe zur Fortbringung geschafft sei, sandte den Dra=goner, sich danach umzusehen und solche herbeizu=schaffen.

Auch dauerte es nicht lange, bis letzterer in Be=gleitung von einigen Füsilieren zurückkehrte, die von der Mühle, welche zum Verbindungsplatze bestimmt worden und wohin sie ihren verwundeten Obristen gebracht hatten, zurückkamen und denen er in der Nähe begegnet war. Auf das Bedenken des dieselben begleitenden Unterofficiers, daß ihr Commando darauf nicht gerichtet sei, bemerkte der Dragonerrittmeister, daß er alles auf sich nehme und sie bei ihrem Haupt=mann vertreten werde; worauf der Unterofficier nicht weiter anstand, seine Leute zur Hülfleistung anzu=weisen.

Das letzte Licht des Tages war bereits erloschen

und der Regen stürzte fort und fort in unerschöpflicher, rings rauschender Strömung nieder, als die beiden Verwundeten mit Hülfe der sie unterstützenden und, was unsern Ferdinand anging, tragenden Mannschaft vor jener Mühle anlangten.

Hier trafen sie bei ihrer Ankunft alle Räume im Innern wegen Menge der Verwundeten, die sich hieher gewendet hatten, um einen ersten Verband für ihre Wunden und zugleich eine schirmende Zuflucht gegen das Unwetter draußen zu suchen, bereits bis zum Boden hinauf besetzt. Ein paar Leiterwagen voll leicht Verwundeter waren schon nach Reichenbach, wo sich die eigentlichen Lazarethanstalten befanden, in die regnerische kalte Augustnacht hinein abgefahren; so wenig räthlich eine solche Fahrt auch für sie, trotz der leichteren Beschaffenheit ihrer Wunden, schien. Die dadurch in der Mühle erlangte Lücke zeigte sich aber schon wieder mehr als ausgefüllt. In und vor der Thüre, in Schmutz und Nässe, drängte es sich von wunden Kriegern, die herangeschlichen, herangehinkt, herangeführt, herangetragen kamen, ohne daß ihnen die so hochbenöthigte Unterbringung unter Dach und Fach und ein trockenes Lager gewährt werden konnte. In jedem Augenblicke langten neue an; mehr als einer war schon

rechts und links von der Thüre mit erschöpfter Kraft in den weichen Schlamm, sich obdachlos dem nieder=plätschernden Regen preisgebend, gesunken. Ein wüstes Durcheinander von klagenden, scheltenden, flehenden Stimmen, von Fluchwörtern, Gestöhn und Schmerzensgeschrei (letzteres auch aus dem Innern der Mühle her) betäubte das Ohr.

Auch für Ferdinand und seinen wunden Gefähr=ten schien nichts übrig zu bleiben, als sich in ein Harren draußen in Schmutz und Nässe, bis drinnen durch fernere Absendung eines Transportes von Ver=wundeten Raum geschafft werde, zu ergeben oder irgendwo in der Nähe ein Obdach zu suchen. Aber noch war, theils wegen der Schwierigkeiten, die Finsterniß und Wetter entgegenstellten, theils weil man von der Schlacht an der Stelle, wo sie statt=fand, überrascht worden, kein weiteres Fuhrwerk auf=zutreiben gewesen. Und auch die nahe Lehmhütte, vor welche Ferdinand von seinen Trägern gebracht wurde, in der Hoffnung, dort eine trockene Stätte für ihn zu finden, traf man bereits durch Verwun=dete eingenommen.

Die Mühle lag nur etwa hundert Schritte von dem Schlosse, wo Gräfin Burgfels hauste, entfernt; weiter ab vom Schlachtfelde als dieses und als die

Masse des Dorfes jenseit des Schlosses; auch war sie durch hohe Bäume und dichtes Buschwerk, sowie eine sich vorziehende Erderhöhung nach Seite des Kampfes gedeckt; was ihre Wahl zum Verbindungsplatze bestimmt hatte. Unerachtet dieser gedeckteren Lage hatte der Müller — furchtsam und dabei zärtlicher Gatte und Vater wie er war — gleich bei den ersten näheren Schüssen mit seinen vier kleinen Kindern und seiner in der fünften Schwangerschaft befindlichen Frau die Flucht ergriffen und (die Mühle in der Hut der Knechte lassend) einen noch entfernteren und sichreren Versteck aufgesucht. Als er sich am späten Abende aus seinem Verstecke wieder heranwagte und die unterdessen erfolgte Besitznahme aller Räume, Stuben und Kammern der Mühle zur Pflege der Verwundeten gewahrte, fand er sich durch die halb bittende, halb befehlende Erklärung des obersten Wundarztes, daß er aus Rücksicht auf den obwaltenden Nothstand für die Nacht mit seiner Familie ein anderweitiges Unterkommen suchen möge, zu dem Entschlusse gedrängt, nach dem Schlosse zu flüchten, wo er bei seinem Schwager, dem Inspektor, eine verwandtschaftlich freundliche Aufnahme hoffen durfte. Er meinte, sich der dringlichen Aufforderung um so ungesäumter fügen zu müssen, weil seine schwangere Frau, die

Schwester des Inspektors, von den Schrecken des Tages, dem Wirrwarr, der in und vor der Mühle herrschte, dem Geschrei und Gestöhne, Fluchen und Schelten, das ihr um's Ohr scholl, sich so erregt und angegriffen zeigte, daß er bei längerem Verweilen einen Unfall befürchtete.

Im Augenblicke seiner Flucht war der Andrang schon übermäßig, schon über das, was die Mühle an Räumlichkeiten bot, besorglich hinausgehend; schon mußte er und die Seinen sich draußen durch das Gewühl der immer zahlreicher Anlangenden und umsonst nach Einlaß Strebenden, umsonst Aufnahme Begehrenden durchdrängen, schon an dem einen und andern unter herzzerreißendem Jammern in den Koth Gesunkenen vorüber. So war es zur Kenntniß der Gräfin gekommen, welch eine Noth an der Mühle walte, und die patriotisch begeisterte, entschlußrasche Frau hatte sofort die nöthigen Anordnungen zur Aufnahme der in der Mühle nicht unterzubringenden Verwundeten im Schlosse getroffen, hatte sich, trotz Finsterniß und Unwetter selbst auf den Weg nach der Mühle, ohne Scheu vor den Schreckniſſen, auf die sie in Folge der kaum beendigten Schlacht zu treffen Gefahr lief (eine große Laterne in der Hand eines Bedienten vor ihr her), gemacht.

Als sie vor der Mühle ankam, traf sie draußen auf einen der Wundärzte, der in Ueberlegung mit einem Lazarethgehülfen, wie sich Rath schaffen lasse, begriffen war. Sie drängte sich mit Hülfe des vor ihr Raum machenden Bedienten an ihn heran, erklärte ihm, daß sie bereit sei, die Verwundeten, die sonst hier in Schmutz und Naßkälte verkommen müßten, bei sich aufzunehmen; daß sie für Herfendung einiger Tragbahren, soviele sich deren zum Wirthschaftgebrauche auf dem Hofe fänden, gesorgt, daß sie nach dem Wundarzte des Dorfes, der ein geschickter Mann sei, gesandt habe, daß sie bitte, auch von hier aus, was an Wundärzten entbehrlich sei, mit den Verwundeten nach dem Schlosse zu senden.

Sie wandte sich gegen die Verwundeten um sie her. Sein Sie versichert, meine Herren und Freunde, sprach sie, daß Alles, was in meiner Macht steht, geschehen soll, Ihnen eine Pflege, wie Sie es verdienen, zu schaffen. Sie sehen in mir eine Preußin, die zum Besten des Vaterlandes ein schwereres Opfer, eine ganz andere Beläftigung, als sie sich heute um Ihretwillen auflegt, nicht scheuen würde.

Während sie sprach, wurde Ferdinand von der Lehmhütte her, die man schon besetzt gefunden, vor die Mühle zurückgebracht. Ein Lichtschein aus dem

inneren Hause fiel auf die bleichen Wangen, auf das bewußtlos gegen den einen Träger gesunkene Haupt. Ein heftiger Schreck durchfuhr, als sie ihn erkannte, das Herz der Gräfin; mit raschem Tritte zog sie sich auf eine dunklere Stelle zurück. Diesen Herrn, sagte sie zu dem Wundarzte stockend mit gedämpfter Stimme, möchte ich — nicht gern — — Sie schwieg. Doch nein, unterbrach sie sich nach kurzem schwerem innerem Ringen, mit so gepreßtem Tone vor sich hin, daß an ein Verstehen vom Ohre des Wundarztes vor dem Getöse um ihn her nicht zu denken war; ich will keine Ausnahme machen.

Sie sprach noch einige Worte, die als ein unverständliches Gemurmel verhallten. Erst bei den Worten, mit denen sich ihre Rede schloß: ich bitte, mir Alle zu schicken, Alle, wo es noththut, hatte sich ihre Stimme wieder zur erforderlichen Stärke, um von dem Wundarzte verstanden zu werden, gekräftigt.

Dieser erklärte, daß das Anerbieten der gnädigen Frau sehr gelegen komme. Ich muß gleich wieder hinein, sagte er; wir haben drinnen noch alle Hände voll zu thun. Doch sobald einer von uns frei wird, soll er sogleich nach dem Schlosse. Ihr, sprach er zu dem Lazarethgehülfen, übernehmt die Leitung und Aufsicht bei der Hinbringung der Verwundeten.

Auf dem Wege nach dem Schlosse zurück ging die Gräfin in unruhigem Nachsinnen, wie sie sich in Beziehung auf den unerwünschten Pflegling, den ihr die Pflicht der Vaterlandsliebe und Menschlichkeit zuführte, gegen Marien zu benehmen habe. Noch war sie, als sie heimkam, zu keinem ihr zusagenden Entschlusse gediehen.

Sie hatte die Tochter mit Besorgung der häuslichen Vorrichtungen zur Aufnahme der Verwundeten während ihrer Abwesenheit beauftragt, traf dieselbe mitten darin schaffend, wie sie eben unter dem Beistande ihrer Kammerjungfer und zweier Bedienten die Zurechtstellung einiger Lagerstätten in den Zimmern rechts vom Eingange unten, die zur Aufnahme der anlangenden verwundeten Officiere bestimmt waren (während die übrige Mannschaft in den andern Hofgebäuden untergebracht werden sollte), betrieb.

Gehe auf deine Stube, sagte sie mit dringlichem Flüstern zu ihr; erwarte mich oben mit Lisetten. Ich selbst werde hier das Weitere — — ich komme gleich zu dir.

Halt, warte, rief sie der sich betroffen Hinauswendenden nach; hast du schon alte Leinwand zum Bindezeug ausgesucht?

Dort liegt es, erwiederte Marie, indem sie nach einem Bündel, das auf einem Tische lag, deutete.

Das wird nicht genug sein, entgegnete die Gräfin. Gieb den Schlüssel zum Leinwandschranke — und geh' nun! — Auch du! wandte sie sich gegen Lisetten, welche den Befehl, der auch sie hinaufwies, überhört zu haben schien.

Die Unruhe, das Gespannte im Bezeigen der Mutter, die Verweisung nach oben, die von derselben an die Tochter erging, die Abforderung des Schlüssels anstatt des Auftrages, noch mehr Leinwand zu holen, konnte nicht anders als auffällig auf Marien wirken. Auch in den Zügen der von Seite der Neugier nur zu leicht erregbaren Lisette war die verwunderte Frage: warum sollen wir hinauf? deutlich zu lesen.

Nach einer Weile erschien die Gräfin, ein Gebund weiter ausgesuchter Leinwand im Arme. Die Zwischenzeit, die sie auf diese Aussuchung und die schließliche Fertigstellung der Betten verwandt hatte, war von ihr zugleich benutzt worden, über den von ihr zu fassenden Entschluß ferner nachzudenken. Doch war ihr noch immer nicht geglückt, zu einem ganz befriedigenden Resultate zu kommen.

Was hier im Hause vorgeht, ist nicht für dich, sprach sie doppeldeutig, als ob sie der Tochter bloß den Schmerzensanblick der Verwundeten zu entziehen,

ihr die Nähe der mit Aufnahme derselben verbundenen Schrecken — der schmerzlichen Operationen, die zu besorgen standen, der Amputationen, des Todes, worauf man sich bei den Schwerverwundeten gefaßt machen mußte — zu ersparen wünsche.

Halten Sie mich für so weichlich? frug schüchtern Marie.

Du hast dich heute nicht als Eine, der ich starke Nerven zutrauen darf, gezeigt, erwiederte die Gräfin.

Marie verstummte vor dem, wie sie fühlte, nicht unverdienten Vorwurfe in den Worten der Mutter.

Glaube mir, es ist besser, sagte diese mit scharfer Entschiedenheit. Lisette wird bei dir bleiben.

In der Thüre noch einmal umkehrend, rief sie mit Nachdruck zurück: ihr verlaßt das Zimmer nicht, bis ich wiederkomme!

## Siebentes Kapitel.

Gleich mit der Gräfin und im Anschlusse an diese waren einige leicht Verwundete, welche durch ihre Wunden an eigner Bewegung nicht gehindert oder der Kraft dazu beraubt waren, eingetroffen. Auch der Wundarzt des Dorfes, dessen chirurgischer Ruf über den eines gewöhnlichen Dorfbaders erheblich und verdientermaßen hinausging, hatte sich eingefunden, war auch, als die Gräfin aus dem Zimmer der Tochter zurückkehrte, bereits emsig mit Verbinden beschäftigt.

Bald darauf, als die thätig ab- und zugehende Frau gerade einiges zu Beschaffende mit dem Wundarzte, der sich dadurch in seinem Geschäfte nicht stören ließ, besprach, langte der Haupttrupp der Verwundeten unter förderlicher Hülfeleistung der aus dem Schlosse und Hofe nach der Mühle entsandten Träger und Führer an. Auch Ferdinand wurde, wieder zum Bewußtsein gekommen, hereingetragen

und in dem ersten Zimmer links vom Eingange unten auf einem bequem bereiteten Bette niedergelegt. O hätte er ahnen können, daß es Marie war, unter deren Auge und Anordnung das ihn empfangende Lager so liebevoll sorglich zu Aufnahme und Pflege in Bereitschaft gestellt worden!

Sobald nur der Dorfwundarzt mit dem Verbande, den er unter den Händen hatte, fertig war, eilte er zunächst an das Lager Ferdinands, diesen in Behandlung zu nehmen; sei es weil ihm derselbe als der dem Anschein nach des Verbandes Bedürftigste erschien, oder weil er, wie wir einigen Grund zu vermuthen haben, einen Wink deshalb von der Gräfin erhalten hatte. Als eine Weile nachher ein Militärwundarzt aus der Mühle nachkam, lag unser Melwitz bereits mit wohlangelegtem Verbande auf die weichen Kissen des Bettes (wenn auch mit fieberhaft klopfenden Pulsen wegen des am späteren Abende heftiger ausbrechenden Wundfiebers) gestreckt.

Die Gräfin hatte sich beim Hereintragen Ferdinands, um nicht von ihm bemerkt zu werden, abseits an die Treppe gestellt und blieb, statt ihm in das Zimmer zu folgen, im Hausflure. Sie stand noch an dem Platze, von wo sie dem Hereinbringen

zugesehen hatte, als ein Geräusch von oben ihre Aufmerksamkeit nach dorthin rief und sie Marien, mit Lisetten hinter ihr, eiligen, fast stürzenden Schrittes die Treppe herabkommen sah.

Die betroffene Verwunderung, mit welcher Marie schon ihre erste Verweisung nach oben empfangen hatte, war durch das nachherige Gespräch mit der Mutter und je mehr sie sich über das Befremdliche in dem Verhalten und den Aeußerungen der letzteren klar wurde, von Minute zu Minute gestiegen. Paßte es doch so gar nicht zu den sonst befolgten Grundsätzen der Mutter, zu der ganzen Erziehungs- und Behandlungsweise, die sie gewohnt war von dieser an ihr geübt zu sehen, daß dieselbe so nachsichtig schonend mit ihrer Schwäche verfuhr, statt sie im Gegentheile durch strenge Prüfung und Abhärtung stärken zu wollen. Und wär' es auch denkbar gewesen, daß die Mutter einmal ausnahmsweise ihre Schwachheit berücksichtigen und sie mit der Anschauung von Blut und gräßlichen Wunden als für sie zu überwältigend schreckhaft verschonen wolle, warum wurde auch Lisette oben gehalten? in einem Augenblicke oben gehalten, wo es des dienenden Zurhandgehens von weiblichen Händen in Herbeiholung und Zurechtstellung von so mancherlei, was bei solcher

Gelegenheit nöthig war oder nöthig werden konnte, bedurfte? Etwa nur, damit ihr Lisette nicht schon durch die bloße Schilderung einen unangenehmen Eindruck verursache? Sollte die verzärtelnde Vorsorge der Mutter sich bis zu so ängstlicher Uebertriebenheit steigern?

Es mußte, wenn sie das annehmen sollte, etwas Furchtbares, das die Mutter selber kaum ertragen zu können glaubte, vorgehen. Die Vorstellung von etwas Ungeheurem, Entsetzlichem, Räthselhaftschauerigem dunstete unbestimmt in ihr auf; doch zugleich regte sich ein Reiz, das Räthsel zu lösen. Es mußte etwas schauerlich Gräßliches sein oder — etwas, das die Mutter aus andern Gründen der Wahrnehmung der Tochter zu verhehlen wünschte. Und was konnte es dann sein? Ha, wenn es — —!

Eine Ahnung blitzte in ihr auf, die ihr Auge mit einem Ausdrucke, einer Schärfe, als schaue sie wie eine Seherin durch die Wand, blicken machte, ihren Schritt nach der Thüre zog. Die Liebe ist scharfsichtig.

Schon war ihr Lisette (wir wissen nicht, ob von ähnlichem Verdachte wie ihre Herrin bewegt) an der Thüre zuvorgekommen. Doch bedürfen wir bei der Zofe kaum einer weitern Erklärung für eine prickelnde

Neugier als daß sich was Ungewöhnliches im Hause begab und sie dabei die Anweisung empfangen hatte, sich abgesperrt in einem abgelegenen Zimmer zu halten.

Marie zögerte noch, ein paar Schritte von der Thüre ab, mit weiterem Vordringen, während Lisette bereits wie mit versuchenden Fingern am Schlosse klinkte. Sie öffnete die Thüre ein wenig, lauschte durch die Spalte, öffnete weiter, steckte das Köpfchen hinaus. Und da ihre Herrin noch immer kein Verbot, keine Warnung vernehmen ließ, war die Lauscherin plötzlich, mit aalgewandter Wendung in ganzer Person nach dem Gange hinausschlüpfend, verschwunden. Sie schlich auf leisesten Sohlen bis zur Treppe, guckte über das Geländer in die Hausflur hinab, in welche eben Ferdinand hereingebracht wurde.

Bestürzt, erschrocken, von der großen Neuigkeit, die sie erspäht hatte, und dem Bedürfnisse, sich derselben gegen ihr Fräulein zu entladen, beflügelt, schnellte sie, kann man sagen, in das Zimmer, wo sich Marie befand, zurück, trotz aller Liebe für ihre Herrin von dem Umstande, daß ihre Kunde eine weit mehr schlimme als frohe war, eher gespornt als gehindert.

Er ist es — Herr von Melwitz! Ich glaube nicht, daß ich mich versehen habe, — obschon er bleich wie ein Leintuch schaut. Sie tragen ihn eben in's Haus — todsterbenswund, wie es scheint, lallte sie ohne jeden Uebergang, jede sorgliche Vorbereitung in das entsetzte Antlitz Mariens.

Diese stand eine Weile wie versteinert; kein Laut ging aus ihrem Munde. Dann stürzte sie mit leidenschaftlicher Hast, Lisetten bei Seite drängend, aus der Thüre, den Gang entlang, die Treppe wie im Fluge hinab. Auf den untersten Stufen trat ihr die Gräfin entgegen.

Was soll das? frug diese. Hatte ich dir nicht befohlen, auf deinem Zimmer zu bleiben?

Lisette sagte — — ich konnte es nicht aushalten. Um des barmherzigen Gottes willen, ist Er es? ist die Wunde gefährlich? ich muß es wissen.

Halt! welch ein Benehmen! Hier die Treppe ist nicht der Ort zu solchem Auftritte.

Sie ergriff mit Heftigkeit die Hand der Tochter, die ihr nach oben in ihr Zimmer folgte.

Ja, sagte sie mit raschem Entschlusse, als sie sich hier mit Marien allein sah (denn Lisette hatte es aus eigenem Antriebe räthlich gefunden, sich für jetzt ihrem Blicke nicht vorwitzig aufzudrängen); er

ist unter den Verwundeten. Ich habe gemeint, ihm die Aufnahme nicht verweigern zu dürfen, und hoffe, daß du mich das nicht bereuen lassen wirst.

Nur Eines — ich vergehe sonst — — ist die Wunde gefährlich?

Es scheint keine leichte Wunde.

Oh! — — (mit dem Tone flehender Angst) lassen Sie mich zu ihm!

Willst du ihm den Tod bringen?

Steht es so mit ihm? Oh!

Noch weiß ich nicht, wie es mit ihm steht. Doch brauche ich dich wohl nicht erst aufmerksam zu machen, daß eine unzeitige Aufregung auch eine leichte Wunde bedenklich verschlimmern kann.

Er ist unter den Händen unsres Bremer, den wir noch erst neulich bei dem Beinbruche des Gärtners als geschickt und sorgsam erprobt haben, fuhr sie mit einem Blicke mütterlicher Theilnahme auf die angstvoll bekümmerte Tochter fort. Du sollst erfahren, wie es sich mit Melwitz verhält, sobald ich selbst etwas Verlässiges weiß. Ich gehe, mich deshalb zu erkundigen.

Wenige Minuten nachher klopfte es an der Thüre; Bremer, der Wundarzt, blickte herein. Die Frau Gräfin schickt mich, sagte er mit devoter Verneigung,

nachdem er die Thüre ehrerbietig leise hinter sich eingeklinkt hatte. Ich soll der gnädigen Comtesse Bericht geben, wie es mit dem Befinden des Herrn Officiers unten, der den argen Stich zwischen den Rippen hat — die Frau Gräfin sagte, daß er die Ehre hat, ein Vetter der gnädigen Comtesse zu sein —

Argen Stich! — — doch nicht tödtlich?

Eigentlich tödtlich wohl nicht; aber die Stelle, die Tiefe der Wunde macht doch Bedenken. Nun, ich hoffe bei alledem, daß ich den Herrn Leutnant mit Gottes Hülfe durchbringen werde. Aber Schonung, große Schonung thut noth. Die Frau Gräfin befahl mir, Ihnen das mitzutheilen.

Marie sah ein, daß sie sich in Geduld fassen müsse; daß, wenn sie sich jetzt zu dem Geliebten dränge, ihm ein solcher, Herz und Seele erschütternder Auftritt sehr nachtheilig werden könne.

Unsre Erzählung mag sich enthalten, die Nacht, die sie nach dem wirren schreckensreichen Tage und dem von den heftigsten Gemüthsbewegungen aufgeregten Abende verbrachte, näher zu schildern. Auch ohne solche Schilderung wird man errathen, daß ihr kein viel sanfterer Schlummer zu Theil wurde, als dem unten in Wundenschmerz und Wundfieber liegenden Freunde, um den sie sich quälte.

Gegen Morgen war sie erschöpft in festeren Schlaf gesunken. Da fühlte sie sich wach gerüttelt. Noch matt und erst leise dämmernd leuchtete der Schimmer der aufgehenden Sonne durch die Gardinen. Die Mutter stand an ihrem Bette.

Mache dich fertig, sprach die Gräfin, in einer Stunde nach Jauer zu fahren. Joseph und Christian sollen dich begleiten.

Wie verstehe ich —? was bedeutet das? frug Marie, die sich von ihrer Ueberraschung, ihrer Ueberstürzung durch das Geheiß der Mutter und dem wenn auch unklaren Schrecke, der sie dabei ergriff, schnell zu voller Besinnung wach gerissen sah. Es geht doch nicht schlechter mit ihm?

Der Wundarzt fährt fort, Hoffnung zu hegen. Aber um so mehr ist es nöthig, daß du wegkommst. Mache dich fertig!

Marie gab sich wie betäubt an's Aufstehen, trat aus dem Bette in die Schuhe, faßte nach den Kleidungsstücken auf dem Stuhle am Bette. Doch auf einmal, wie außer sich, mit einem Ausdrucke des Trotzes auf der Stirne, im Auge, im Tone, der das Ohr und stolze Auge der Mutter so unerwartet, als drohe eine Taube mit Kratzen und Beißen, traf, rief sie: nein, ich gehe nicht, ich verlasse ihn nicht!

Es war ein Trotz, eine verzweiflungsvolle Entschiedenheit, wodurch sich die Wirkung der Ueberraschung und fast eines Schreckes jetzt gegen die Gräfin zurückwandte. — Von solcher Energie der Leidenschaft hatte sie die Liebe ihres Kindes doch nicht befürchtet.

Eine geheime Freude mischte sich in die Betroffenheit, in den Aerger und Kummer, welche sie über das Verhalten der Tochter empfand, ein geheimes Wohlgefallen an der Kraft des Charakters, die sie ihr nicht zugetraut hatte. Man kann sagen, daß der Eindruck auf sie ein wohlthuend imponirender war.

Nur so wissen wir es zu erklären, daß an Stelle einer zornigen Zurechtweisung die Worte aus ihrem Munde gingen:

So — bleibe! — doch versprich mir, nichts ohne mein Wissen und gegen meinen Willen zu thun!

Versprich mir's, wiederholte sie mit wieder zur Strenge geschärfter und verdunkelter Miene.

Doch die Macht dieser scharfen, dunkeln Züge um Nase und Mund her, des drohenden Herrscherblickes, den sie auf die Tochter heftete, schien vor der Macht der Verzweiflung und Liebe gefallen. Ich kann nicht, erwiederte Marie, obwohl sie wie ein Espenlaub bebte, mit hervorgepreßter, doch wie

Schild an Schild gedrungener Festigkeit; ich würde mich der Gefahr aussetzen, mein Wort zu brechen.

Ich warne dich, drohte die Gräfin, keine Unschicklichkeit zu begehen. Vergiß nicht, daß er nicht mehr dein Bräutigam ist!

Er ist noch mein Bräutigam; wenigstens soll es nie ein anderer werden.

Die Gräfin schwieg eine Weile. Dann sagte sie mit einer Milde des Tones, die man nach so offenem Trotze der Tochter selbst von einer Mutter weicheren Sinnes kaum hätte erwarten mögen. Du scheinst leider geneigt, aus den Augen zu setzen, was du mir, was du dir schuldig bist. Halte mindestens im Auge, daß du ihn zu schonen hast. — Vor der Hand mag mir das genug sein.

## Achtes Kapitel.

Marie fühlte, von der Mutter sich selber überlassen, bei einsam ruhigerem Nachsinnen, daß sie für heute noch nicht daran denken dürfe, ihrem Ferdinand nahe zu treten. Ueberhaupt zeigte sich einer persönlichen Begegnung der Umstand hinderlich, daß, wie sie durch Lisetten wußte, außer Ferdinand noch ein zweiter Officier in dem nämlichen Zimmer lag. Doch drängte sich ihr von der andern Seite die Sorge auf, daß, wenn Ferdinand ihr Hiersein erfahre und zugleich den Eindruck habe, als ob sie sich ihm untheilnehmend und gleichgültig fern halte, dieß auf sein Befinden noch schädlicher wirken müsse.

Nein, er durfte in den Irrthum nicht fallen. — Hatte er nicht in jenem Briefe an die Mutter, welchen Marie im Dickicht des Thalgrundes gefunden, um ein Zeichen der Versöhnung, mindestens um ein armes kleines Zeichen gefleht? Sollte sie anstehen, zögern, ihm wenigstens dieses zukommen zu lassen? jetzt, wo es in ihrer Macht stand, wo ihn vielleicht,

während sie sich zaudernd besann, ihr der Tod auf immer rauben, es vielleicht zu spät dazu werden konnte? Doch was konnte sie schicken, ohne ihn durch Freude und Hoffnung zu stark zu erschüttern?

Nach längerem Nachdenken schien es ihr am besten, ihm nicht bloß ein andeutendes Zeichen, über dessen Sinn er erst mit angegriffenem Kopfe zu grübeln habe, sondern ein klares Brieflein zugehen zu lassen. Nur wenige Worte, nur so viele, als der Verwundete sonder Anstrengung zu lesen vertrage, recht groß und deutlich wollte sie schreiben. Wie es auch, vom bangen Herzen aus, in ihrer Hand, ihren Fingern wallte, rasch in deutlich lesbaren Schriftzügen warf sie die Worte auf das Papier hin:

Deine Marie ist dir nahe; sie bleibt deine Marie. Wenn es Zeit ist, wirst du sie sehen. Bis dahin halte dich ruhig, recht ruhig, Geliebter! Meine nicht etwa, daß es einer Antwort bedürfe. Ich habe die Antwort schon in dem Briefe, den du vor deinem Ausmarsche an die Mutter geschrieben hast und den eine wundersame Fügung zu meiner Einsicht gebracht hat. Ich weiß, daß du mich noch liebst. Was bedarf es mehr? — außer daß du dich recht ruhig hältst, recht schonst. Nur darum bittet, fleht

deine für dich betende Treue.

Es ging doch nicht ohne heftige, wenn auch selige Aufregung, die einen heißeren Fieberanfall am Abende zur Folge hatte, für Ferdinand vorüber, als er die Zeilen seiner Marie empfing. Aber im weiteren Erfolge, in der nachhaltigen Einwirkung schien er dennoch eine Kraft des Lebens und der Genesung daraus gesogen zu haben. Auf die heiße Erregung hatte ihn, nachdem sie sich beruhigt hatte, ein linder, bis spät in den Morgen andauernder Schlummer erquickt. Er fühlte sich, als er daraus erwachte, muntrer und gestärkter wie am Tage vorher und wurde von dem Wundarzte für entschieden auf dem Wege der Besserung befindlich erklärt.

In den nächsten Tagen enthielt sich Marie noch vorsichtig jeden Schrittes oder Versuches einer persönlichen Annäherung, begnügte sich damit, dem Wundarzte aufzulauschen, ihn über das Ergehen Ferdinands (mochte der Eifer ihrer Sorge dem guten Manne auffällig werden oder nicht) auszufragen, dem Kranken allerhand Labendes, Erfrischendes, Kühlendes, allerhand von ihr ausgefundene und zurechtgestellte kleine Bequemlichkeiten durch die Zofe zukommen zu lassen. Gerade das unerwartete Nachgeben, die duldsame Nachsicht der Mutter bewirkte, daß sich Marie mehr als vielleicht sonst geschehen wäre, zurückhielt.

Die Mutter nahm diese Zurückhaltung mit Befriedigung wahr. Sie bewachte mit Hülfe ihrer in's Vertrauen gezogenen Kammerfrau Marien zu sorgfältig, um sich nicht darüber beruhigt zu finden, daß es noch zu keiner persönlichen Begegnung zwischen Ferdinand und dieser gekommen sei.

Sie ließ die Tochter gewähren, griff mit keinem Verbote ein, zog sich aber zugleich (trotz jener von ihr gefühlten Befriedigung) ihrerseits in eine starre Abgemessenheit des Betragens Marien gegenüber zurück. Nicht die kleinste Freundlichkeit gegen die Tochter ging von ihren Lippen oder blickte aus ihrem Auge. Etwas Steinernes, allen vertrauten Verkehr Ablehnendes war in ihrem Wesen und wurde für Marien höchst unbehaglich, ja unheimlich, auch durch alle Sorglichkeiten der Liebe, deren sich diese gegen die Mutter, wenn auch meistens nur stumm und scheu und halb verstohlen befleißigte, nicht gelöst. Das Verhalten der Gräfin war so, wie es da zu erwarten steht, wo eine stolze Natur innerlich selbst nicht entschieden ist, wie sie sich zu etwas, das in ihrem Lebenskreise vorgeht, zu stellen habe, sich aber das Recht der Billigung oder Mißbilligung nach den Umständen und nach Maßgabe der weitern Entwickelung der Sache frei halten will.

Baron Krähheim hatte gleich am Tage nach der Schlacht einen Boten aus Jauer mit der Erkundigung, ob man noch lebe, gesandt. Auch wurde einige Tage darauf durch den Jäger eines Gutsnachbarn ein Brieflein des Schwagers, das der Nachbar am Abende vorher mit aus der Stadt gebracht hatte, abgegeben, dessen Zustellung zur Folge hatte, die Gräfin in der Morgenstunde, wo sie es empfing, reizbarer als gewöhnlich zu stimmen. Sie fühlte sich, als sie dasselbe gelesen, zu starkem Aerger erregt. Er hoffe, schrieb der Schwager, daß sie künftig seinen Rath etwas besser beachten und nicht wieder so schnöde von der Hand weisen werde. Auch in seinem eigenen Interesse müsse er das auf das dringlichste wünschen. Seine arme Frau würde schon ohnedieß durch die nahe Schlacht mehr als genug auszustehen gehabt haben; aber nun sei noch die Sorge und Angst um die Frau Schwägerin oder, genauer gesprochen, um Mariechen dazugekommen, so daß sie in Krämpfe über Krämpfe verfallen sei, und auch er sei nur durch die Rücksicht auf die Seinigen abgehalten worden, sich mitten in das Getümmel hinein aufzumachen, um zu sehen, wie es dem armen lieben Kinde ergehe.

Die Empfängerin des Schreibens war durch dessen

Inhalt, einer nicht eben edlen und liebenswürdigen Eigenheit der menschlichen Natur gemäß, in einen gewissen Drang des Bedürfnisses versetzt worden, den in ihr brodelnden Aerger, in Ermangelung des eigentlichen Schuldigen, an irgend wen und bei irgend welcher Gelegenheit auszulassen; so daß ihr die erste beste, die sich dazu bot, fast willkommen kam.

Auch haben wir es leider unter die Eigenheiten unserer Freundin zu zählen, daß sie, wenn sie sich einmal von einer weicheren nachgiebigen Gemüthsregung in ungewohntem Grade beschleichen und zu einem Verhalten, das ihrer Vorstellung von Stärke und Consequenz des Charakters als eine Schwäche erschien, hatte verleiten lassen, gerade am meisten in Gefahr stand, sich von irgend welcher sie überkommenden Verstimmung und Mißlaune plötzlich zu dem Gegensatze einer herben leidenschaftlichen Härte hinüberreißen zu lassen.

An jenem Morgen befand sich Ferdinand, bei fortgeschrittener Besserung auf dem Sopha ruhend, in seinem Zimmer allein. Sein Stubengenosse, sowie ein paar andere leichtverwundete Officiere, welche in dem Nebenzimmer Aufnahme gefunden hatten, luftwandelten, schon fast völlig wiederhergestellt und des schönen Morgens genießend, im Garten.

Da vermißte die Gräfin Marien. Ihr Argwohn führte sie unten vor Ferdinands Thüre. Sie meinte, in der weiblichen Stimme, welche sie drinnen vernahm, die Stimme der Tochter zu erkennen, öffnete, blickte hinein. Sie sah die Tochter an dem Sopha, auf welchem ihr wunder Geliebter lag, unter Thränen und Schluchzen, ihr Antlitz auf seiner Hand bergend, hingesunken.

Wohl hatte sie sich gefaßt halten müssen, daß es zu dergleichen zwischen den Liebenden kommen werde. Sie mußte sich sagen, daß sie durch ihr eignes Verhalten und Geschehenlassen die Tochter dazu ermuthigt habe. Und doch krampfte sich der strengen, stolzen Frau, als sie nun den Anblick mit leiblichen Augen vor sich hatte, ihr innerstes Herz zusammen.

Es war ihr nicht unerwünscht gewesen, ihre schüchterne Marie sich einmal zu einem Widerspruche, einer Geltendmachung eignen Willens gegen sie ermannen zu sehen. Aber der Schaum sollte aufperlen, nicht überlaufen. Sie müßte schon ganz mit sich einig gewesen sein, ihre Genehmigung zu dem Bunde zu geben, müßte sich, statt der Gereiztheit durch die Impertinenzen des Schwagers, in der günstigsten Stimmung befunden haben, wenn sie jenes Gefühl nicht hätte empfinden sollen. Selbst

dann möchte ihr das, was hier vor ihren Augen, bevor sie ihre Erlaubniß ertheilt hatte, ja wider ihren erklärten Willen, ihre Warnung vor allem Unziemlichen geschah, zuviel gewesen sein. Und wie weit empfand sie sich eben jetzt von der Ertheilung ihrer Einwilligung!

Denn noch etwas ganz anderes als Aerger und Zorn durchkrampfte bei dem Anblicke, auf den ihr Auge stieß, ihre Brust. Indem sie das Antlitz der Tochter auf die Hand Ferdinands gebeugt und zärtlich gedrückt sah, traf sie der Eindruck, wer von dieser Hand gefallen sei, wie mit erster Stärke. Es war als ob dadurch aller Mutterschmerz, aller Schauder an der blutigen Leiche des einstigen Lieblings, alles Grauen vor der Unnatur eines Herzens- und Lebensbundes zwischen dem Todtschläger und der Schwester des Todten in ihr aufgerührt werde, als fluthe dieses Grauen, dieser Schmerz und Schauder mit dem Verdrusse zu Einem Gefühle, in das sie für den Augenblick wie völlig versank, zusammen. Selbst die Freude über den Sieg der preußischen Waffen, die Rücksicht darauf, daß der Verwundete dort auf dem Sopha diesen Sieg mit seinem Blute erkaufen helfen, die bisher so stark auf sie eingewirkt hatte, hielt nicht aus vor dem widrigen Eindrucke.

Sie ſtarrte eine Weile durch die nur zu einer Spalte geöffnete Thüre, wie ihren Blick in die Gruppe, die ihre Nähe nicht wahrnahm, bohrend. Unſre Liebenden, in den Schmerz, die Wonne, die Verzweiflung und Seligkeit ihres Wiederſehens verſunken, merkten es nicht, als die Thüre ſich auf=that und die Störerin ihres grambeſchwerten Glückes hereinſchritt. Unvernommen, obſchon ſie in der Heftigkeit des Affectes, dem ſie zum Raube war, eher laut als leiſe auftrat, war ſie neben Marien, riß dieſe, ihren Arm ergreifend, vom Boden auf. Das iſt kein Platz für dich; komm! ſprach ſie ſtreng und ſcharf.

Marie ließ ſich geduldig, ohne Gegenſtreben, von ihr hinweg und nach ihrem Zimmer hinauf führen. Es dunkelte ein Ausdruck in den Zügen der Mutter, der ſie wie der unumſtößliche Spruch der Richter des Tartarus den am Fuße ihrer Richterthrone ſchauernden Schatten traf. Ihre Seele war zu aufgelöst in ſchmerzliche Wehmuth, zu erſtarrt vor Schreck über den gewaltſamen Einſchnitt und Einbruch in die Schmerzens= und Seligkeitsentfaltung ihres innerſten Lebens, den ſie durch die unerwartete Erſcheinung der Mutter erlitt, um ſich zu einem Ringen mit der ſtolzen Lenkerin ihres Schickſals,

wie sie es neulich in der ersten Aufregung vermocht hatte, spannen zu können.

So ergab sie sich denn, still weinend, darein, als bald darauf Lisette mit der Meldung im Namen der Gräfin erschien, daß diese noch heute Vormittag, spätestens bis zwölf Uhr, mit der gnädigen Comtesse abzureisen denke. Wohin, habe die gnädige Gräfin nicht gesagt, sondern bloß, daß es wahrscheinlich auf längere Zeit sei und sich die Comtesse wegen des Mitzunehmenden danach einzurichten habe. Doch könne, was sich nicht rasch packen lasse, auch nachgesandt werden. Die gnädige Gräfin habe ihr den Befehl ertheilt, der Comtesse beim Einpacken und Ankleiden emsig zur Hand zu gehen, damit die Abreise keinen Aufschub leide.

Nachdem die Gräfin ihrerseits alles Erforderliche besorgt, die nöthigen Anordnungen wegen der weiteren Pflege der Verwundeten getroffen und deshalb mit dem Wundarzte sowie dem Koche und der Frau des Gutsinspectors eine gründlich eingehende Besprechung, als befinde sie sich in einem Zustande ganz freien, durch nichts in den Functionen eines klaren ruhigen Ueberdenkens gestörten Geistes, gehabt hatte, ging sie, die Tochter abzurufen. Denn der Wagen war, wie man ihr meldete, vorgefahren.

Von den Bildern ihres Kummers, ihres grausam zerrissenen Glückes traumhaft umwoben, wie nur halb wissend, was sie äußerlich that, nahm Marie den Hut aus den Händen Lisettens, ließ sich den Shawl umlegen, stieg (der Mutter auf deren Wink voran) die Treppe nach dem Wagen hinab. Doch als sie unten im Hausflure an der Thüre des Zimmers, in welchem sie den Geliebten wußte, vorbeikam, wandte sie sich plötzlich. Eine fieberhafte Gluth flog über ihre Wange; sie riß sich von der Mutter, die sie zurückhalten wollte, los, die Thüre auf, eilte hinein, ohne vor den Stimmen der Officiere, die unterdessen aus dem Garten zurückgekehrt und drinnen am Plaudern und Lachen waren, zurückzuschrecken, ohne in dem Paroxysmus der Liebe und Leidenschaft, welcher ihre Sinne band, diese Stimmen wohl auch nur zu hören. Sie mußte ihm Abschied sagen.

Von dem einen Officiere, der sich auf dem Rückwege aus dem Garten in der Küche Feuer für seine ausgegangene Cigarre geholt und bei dieser Gelegenheit vernommen hatte, daß die Damen abreisen wollten, war die Nachricht an Ferdinand gelangt. Er hatte durch das Scherzen und Lachen der Kameraden hindurch gehört, wie der Wagen vorfuhr, hatte mit

lauschendem Ohre Tritte die Treppe herabkommen hören, erhob sich vom Sopha, that ein paar Schritte auf die Thüre zu. Aber die Scheu vor der Gräfin, die Gegenwart der andern Officiere sowie die Mattigkeit, deren er beim Gehen noch an sich inne ward, hemmte seinen Fuß. Da ging die Thüre auf und Marie hing, laut weinend, an seinem Halse.

Doch schon war die Gräfin in höchster Entrüstung, wie loderndes Feuer im Auge, dazwischen. Im Zorne über das „Erfrechen" Mariens war sie ganz die Furchtbare, die sie sein konnte. Die Löwin, die der alte Gutsbesitzer in ihr, selbst in ihren ruhigeren, gefaßteren Stimmungen, zu spüren gemeint hatte, brach, als sie hinter der Tochter her mehr sprang als lief, offen hervor. Ein Blick wie der gereizten Löwin schoß aus ihrem Auge, wie das Packen der Löwin war in dem Griffe, den sie um den Arm der zitternden Tochter schlug. Meinen Sie, Fräulein, sprach sie, mich durch eine solche Aufführung Ihren Wünschen günstig zu stimmen?

Auf das Sopha mit unter ihm brechenden Knieen zurückgewankt, hörte Ferdinand einige Minuten darauf den Wagen hinwegrollen.

# Kampf, Sieg und Friede.

# Erstes Kapitel.

Beim Einsteigen in den Wagen befahl die Gräfin dem Kutscher, die Richtung auf Breslau zu nehmen. Sie hatte erst vorgehabt, mit der Tochter zunächst in das benachbarte Jauer zu fahren, aber sich überlegt, daß sie von dem Schwager, wenn er den Schmerz Mariens bemerke, eine zudringliche Einmischung zu besorgen habe. Und alle Wege Schlesiens lagen ja jetzt frei vom Feinde.

Im Anfange der Fahrt wechselte bei der Gräfin ein ingrimmiges Schweigen mit einzelnen stachligen Scheltworten, die sie über die von Marien verübte Ungebühr ausstieß. Erst nach und nach trat ein minder aufgebrachtes Verhalten ein. Der bald hervorsprudelnde, bald sich stumm verstockende Zorn schien sich allmälig zu beschwichtigen. Die Anrede war wieder milder geworden, gab sich (wenn auch nur noch kurz und selten ergehend) wieder mehr als geselliger Verkehr mit der Tochter kund. Wieder die eine und andere

Bemerkung, die sich nicht auf das Vorgefallene bezog, meistens über gleichgültige Dinge wurde (allerdings mit noch schmal gefugten Lippen) an die Tochter gerichtet. Hatte es doch in der heftigen, aber edlen Frau angefangen, zum Bewußtsein zu kommen, daß sie an dem anstößigen Vorfalle durch ihr anfängliches Zusehen und Geschehenlassen, ihre Nachsicht gegen den ersten von Marien erhobenen Widerspruch einen guten Antheil von Schuld habe; daß in einem so grellen, unvorbereiteten, unabgestuften Uebergange von schwächlicher Nachsicht zu tobender Härte eine Ungerechtigkeit liege. Schon begann sich etwas wie Vorwurf über die schmähenden Aeußerungen, die sie sich ihrerseits gegen die Tochter in Gegenwart der Officiere erlaubt hatte, und wodurch der ärgerlichen Begebenheit erst recht der Stempel des Unschicklichen aufgedrückt worden, zu regen.

Und mit dem Auftauchen dieses Vorwurfes mischte sich ein anderer, fast noch stärkerer Vorwurf, den ihr patriotisches Gefühl ihr wegen der feindlichen Schroffheit und lieblosen Rücksichtslosigkeit zu machen begann, welche sie in der Person Ferdinands gegen einen in der Schlacht an der Katzbach verwundeten Preußen bewiesen.

Die letztere Empfindung wurde besonders durch

eine Nachricht verstärkt und lebhafter angeregt, welche den Damen in dem Wirthshause, in dem sie zum Mittagessen Halt machten, zuging und von der sich die Gräfin aus der wolkentrüben beklemmenden Atmosphäre ihres persönlichen Lebenskreises mitten in die großen volksthümlichen Interessen der Zeit und zwar zu freudigster Durchleuchtung emporgehoben fand. Es war die Nachricht von dem Siege der Verbündeten bei Kulm, der Gefangennehmung Vandamme's, wodurch die bei Dresden erlittene Niederlage so bald und glorreich wieder aufgewogen worden. Im Verlaufe weniger Tage drang mit dieser Nachricht nun schon die dritte Siegeskunde zu ihrem Ohre. Denn bereits am Tage nach der Schlacht an der Katzbach hatte sie von dem Siege bei Großbeeren, dieser ewig denkwürdigen Rettungsthat des stets siegreichen Bülow gehört und war auch dadurch mit zu jener Stimmung des Zusehens, Abwartens und Geschehenlassens erweicht worden, in der sie sich zu einem hemmenden Eingriffe in die sorgliche Pflege, welche Marie ihrem für die Sache Preußens und Deutschlands blutenden Geliebten — ihn wie mit der Hut eines Schutzengels unsichtbar umschwebend — erwies, nicht zu bringen vermochte.

Diese Stimmung war allerdings für den Augen-

blick unter der Macht anderweitig auf sie andringender Eindrücke einer gehäſſigen und ergrimmten gewichen. Aber die neue, dritte Siegesnachricht, die in ſo raſcher Folge auf die erſt kürzlich vernommenen, erſt kürzlich erlebten Siege einlief, regte in der Bruſt unſerer Patriotin eine Begeiſterung, eine Freude an den Thaten ihres Volkes auf, mit der ſolche Gehäſſigkeit nicht beſtehen konnte. Wie hätte ſie jetzt, wo ſich ihr Herz und Sinn, ihre innere Anſchauung und Vorſtellung mit nichts als dieſen Thaten erfüllte, auf nichts als dieſe Thaten hin richtete, noch geneigt bleiben ſollen, etwas andres als den Antheil an ihnen zum Maßſtabe des Werthes eines Preußen zu nehmen? Wie hätte ſie noch in der Hand, auf die ſie die Tochter gebeugt gefunden, vorzugsweiſe das mörderiſche Werkzeug, durch das ihr Carl gefallen, und nicht vor allem die Schwingerin eines Preußenſchwertes wider den ſeinem Unterliegen Stoß auf Stoß entgegengedrängten Tyrannen erblicken ſollen?

Es kam nicht zu einer Erklärung darüber gegen Marien. Nur aus dem leuchtenden Auge, aus den, wenn die Mutter zu ihr ſprach, freundlicher und freundlicher auf ſie fallenden Mienen konnte dieſe ahnen, was in dem Herzen der Mutter vorgehe, und

eine leise aufgrünende Hoffnung gewinnen. Sie konnte das — oder hätt' es vielmehr gekonnt, wenn ihre eigene Seelenlage von der Art gewesen wäre, ihr einen Blick ruhiger Beobachtung zu gestatten. Doch so wohlthätig sie sich von der rückkehrenden Freundlichkeit der Mutter berührt fühlte, ihr Gemüth blieb zu schwer belastet, als daß sie die Ruhe, die Klarheit solchen Blickes und durch ihn den Trost einer Hoffnung erlangt hätte.

Und würde sie in der That, wenn sie klarer geblickt hätte, einen sichern Grund zur Hoffnung erspäht haben? Die Freundlichkeit der Mutter war größer als in den Tagen vorher, wo sich die Gräfin während der Unentschlossenheit, in der sie sich befangen sah, wie eine Wolke, von der man noch nicht weiß, ob sie sich in träufelndem Segen oder in zerschmetterndem Hagel entladen werde, gegen die Tochter verschlossen hielt und jede Aeußerung eines Gefühles, eben so eines weichen wie herben, versagte. Aber durfte Marie aus der Lösung des Bannes, der damals über der Mutter gelegen hatte, was Frohes herausdeuten? War diese Lösung nicht bloß eine Folge davon, daß der Hagel niedergeschmettert, sich die Wolke ihrer Bürde entleert hatte? War es nicht bloß, weil die fatale Angelegenheit

auf's neue für gerichtet und abgethan gelten mußte, daß die Mutter sich auch in ihren mildern und wohlwollendern Gefühlen wieder freieren Lauf ließ? War die Freundlichkeit nicht bloß wie eine Blume, die der Todtengräber auf das Grab pflanzt, das er selber geschaufelt hat?

Und doch war ein Anlaß zur Hoffnung. Die Parzenschere des mütterlichen Zornes hatte den sich wieder anknüpfenden Bund auf's neue durchschnitten. Aber der Schnitt hatte einen Nachschmack von Vorwurf, von Gefühl des Unrechtes in dieser zurückgelassen. Wir dürfen vorschauend schon hier darauf hinweisen, daß wohl nichts so sehr auf die Erschütterung des Entschlusses der Versagung, zu dem sich die Gräfin verhärtet hatte und der, wie jeder ernst gefaßte Entschluß, in der charakterfesten Frau nicht leicht zu erschüttern war, als das Zuviel an Gewaltsamkeit und Schroffheit hingewirkt habe, das ihr selber in ihrer Aufführung fühlbar wurde. Hätte sie sich immer mit ruhiger Festigkeit und maßvoller Strenge, unter der erforderlichen Beimischung von Liebe und Güte gegen die Liebenden gehalten, sie wäre wahrscheinlich für immer bei ihrem Veto beharrt.

Die Damen blieben von da an in Breslau, obwohl es noch weit bis zum Winter war und sie

sonst erst während der Wintermonate einen städtischen Aufenthalt zu suchen pflegten. Nicht bloß die Unordnung war hieran schuld, in die eine Menge von Räumen in Schloß und Hofgebäuden durch die Aufnahme der Verwundeten gebracht worden war; nicht bloß, daß mehr als eine schreckhafte und traurige Erinnerung an Tod und Leiden in diesen Räumen webte und sich erst durch die Zeit abschwächen mußte, ehe man dort wieder mit Behagen verkehren konnte. Vor allem bestimmte der Wunsch, das Andenken an das Wiedersehen und die Scheidescene mit Ferdinand in der Tochter fernab verdämmern zu lassen, die Mutter dazu.

Das freundliche Bezeigen der letzteren gegen Marien dauerte (mit Ausnahme vorübergehender Störungen, wie sie Laune und augenblickliche Verstimmung bei irgend einem geringfügigen Anlaß herbeiführten) als der Grundton, den sie im Verkehre mit der Tochter anschlug, fort. Keine rügende Anspielung auf das Anstößige jener Abschiedsumarmung kam aus ihrem Munde, aber freilich auch nichts, woraus sich eine eingehendere Auffassung, eine mildere Beurtheilung hätte entnehmen lassen. Der Name Melwitz wurde nicht wieder erwähnt, als sei nie ein Mensch dieses Namens ihr nur von ferne nahe

gekommen; die ganze kürzlich erfolgte schicksalsschwere Begegnung mit Ferdinand schien wie in einen stummen Abgrund versunken zu sein. Nur durch Vermittlung Lisettens, die deshalb bei dem Inspector, als er einmal nach Breslau kam, Erkundigung einzog, erfuhr Marie von der völligen Genesung des Geliebten und seinem Abgange zum Heere.

Mögen wir uns wundern, daß diese, einer so absichtlichen Enthaltung gegenüber, es ihrerseits nicht wagte, den ihr neu Entrissenen vor der Mutter auch nur in leisester Andeutung zu berühren. Ja, die Enthaltung der Mutter von jeder Erwähnung desselben war ihr eher willkommen, da die Erwähnung schwerlich in einem Sinne, wie ihr Herz ihn forderte, zu erwarten stand.

Der Umgang mit ihrer geliebten Amalie, die wie bisher unverheirathet bei ihrer Mutter wohnte, würde ihr noch reichere Früchte der Erquickung und des Trostes gebracht haben, hätte sie sich gestatten dürfen, die Freundin in Beziehung auf ihre Wiederbegegnung mit dem Geliebten und das in Folge seiner Aufnahme im Schlosse Erlebte in's Vertrauen zu ziehen. Aber der nur zu nahe Zusammenhang zwischen den letzten Ereignissen und jenem früheren schrecklichen, das einst den Bruch der Verlobung

veranlaßt hatte, hielt sie davon ab. Sie mußte sich auf die Aeußerung einer neugierigen Verwunderung von Seite Amaliens über ein so hartnäckiges und heftiges Widerstreben der Mutter gegen die Erneuerung ihres Bundes mit Ferdinand gefaßt machen und fühlte, daß sie, wenn sie jenes frühere Ereigniß als die Ursache dieser Hartnäckigkeit nicht berühren solle, besser thue, zu schweigen. Sie würde nur die theilnehmende Neugier der Freundin, unter der sie schon früher gelitten hatte, stärker als je angefacht, sich nur abermals in die Nothwendigkeit versetzt haben, sich gegen diese neugierige Theilnahme hinter ein auffällig ablehnendes: ich darf nicht, verhüllen zu müssen.

## Zweites Kapitel.

Man hatte in Breslau nur eine kleine Wohnung bezogen, die sich gerade offen und durch eine Gunst des Zufalls (denn die Sitte des Vermiethens möblirter Wohnungen von größerem Umfange war damals noch nicht aufgekommen) mit ganz annehmlichen Möbeln versehen fand. An die Versammlung eines größern geselligen Kreises war daher schon wegen Enge des Raumes (auch abgesehen von den kriegerischen, zur Veranstaltung eines geräuschvolleren Gesellschaftstreibens wenig paßlichen Zeitumständen) nicht zu denken, noch ging die Neigung der Gräfin dahin; vollends in der Stimmung, in der sie diesmal nach Breslau gekommen war. Außer mit Amalien und ihrer Mutter fand so gut wie kein Umgang mit Frauen statt, da sich der männliche Geist der Gräfin im Allgemeinen mehr im Verkehre mit Männern befriedigte, und auch Marie außer Amalien keine so nahe Freundin in Breslau besaß,

daß deren Gegenwart und Umgang ihr ein Seelenbedürfniß und nicht eher eine Beschwerung als Erleichterung ihres bedrängten Herzens gewesen wäre. Dagegen nahm an jedem Abende eine kleine Auswahl männlicher, meistens schon bejahrterer Freunde (da die besten unter den Jüngeren beim Heere dienten) ihren Platz am Theetische ein.

Den einen dieser bejahrteren Freunde kennen wir bereits, jenen alten schlesischen Gutsbesitzer von Haugwitz, der einst in so arglofer Weise, ohne Vorsatz und Wissen, den Schleier von dem furchtbaren Geheimnisse — das zum Glücke für ihn selber ein Geheimniß blieb — vor den Augen seines unter dem Schrecke der Entdeckung fast erliegenden Gastes gehoben hatte. Er war, wie er seit Jahren pflegte, im Spätherbste nach Breslau, um hier seinen Winteraufenthalt zu nehmen, verzogen, wohnte nur wenige Häuser von der Gräfin entfernt und erschien als einer der regelmäßigsten Besucher in dem kleinen Abendkreise. Auch sah er sich stets mit gewogener Huld aufgenommen, wenn auch mehr um der mancherlei Erinnerungen aus alter Zeit willen, die den Jugendbekannten mit der Wirthin verknüpften, und wegen der wohlwollenden Gemüthlichkeit seines Wesens als weil die Gräfin für die Erörterung der

kriegerisch politischen Interessen, in deren Höhen ihr Geist unabläßig die kühnen Schwingen schlug, auf einen förderlichen Beitrag in seinen Ansichten und Bemerkungen zu hoffen gehabt hätte.

Die gutmüthige Theilnahme, die der wackere Alte für den Kummer, der über Marien lag, ohne unzartes Andrängen und Einmischen bewies, war für diese nur wohlthuend und wurde durch eine stille Sorge für die Bedürfnisse und das Behagen des Hausfreundes erwiedert, die ihr dessen Herz immer mehr gewann. Er kannte den Grund, warum die Verlobung Mariens mit Ferdinand zurückgegangen war, nicht, argwöhnte auch nichts davon, obwohl ein minder arglos blickender Menschenkenner aus der auffälligen Bestürzung Ferdinands nach jenem verhängnißvollen Gespräche in Verbindung mit dem bald darauf erfolgenden Rückgange der Verlobung und dem Inhalte des von Ferdinand ausgestellten Scheines, den ihm die Gräfin gezeigt hatte, wohl einen Verdacht über den Zusammenhang hätte herausspinnen mögen. Er wußte nur, daß beide (Marie und der Bräutigam) sich über die Trennung in Kummer und Trübsinn verfallen zeigten. Er hatte diesen Trübsinn an Ferdinand bei einem zufälligen Zusammentreffen in Berlin kurz nach dessen Heimkehr

von seiner irren Wanderung wahrgenommen, hatte den Kummer noch jetzt in Marien vor Augen. Dabei war etwas von der Aufnahme des verwundeten Melwitz nach der Schlacht an der Katzbach und den Scenen im Schlosse, die darauf gefolgt waren, zu seinem Ohre erschollen. Die gute Meinung, die er von dem vormaligen Bräutigam aus dem Eindrucke, den er persönlich von ihm empfangen, hegte, hatte noch in jüngster Zeit aus den Briefen eines Neffen, der in einer Schwadron des Dragonerregiments unter der Führung des zum Rittmeister aufgestiegenen Ferdinand diente und von Liebe und Bewunderung für ihn überfloß, eine erhebliche Steigerung erfahren. Er fühlte sich daher nicht geneigt, die Schuld, zu der sich Melwitz in jenem Scheine bekannte, als so gar schlimm anzunehmen, sondern ungleich williger, seiner verehrten Jugendfreundin eine übertriebene Strenge bei Schätzung derselben und eine eigensinnige Versteifung in passionirter Herzenshärtigkeit zuzutrauen.

Er hätte gern einmal offen darüber gegen die Gräfin und zu Gunsten der jungen Leute gesprochen. Aber wir kennen die Scheu vor dem „Majestätischen“ in ihr, die ihn im Gebrauche seiner Zunge beengte und ihn zu einer so unbefangenen Offenheit gegen

die imperatorische Frau, wie sie die Lungenkraft Baron Krähheims zu bethätigen wagte, nicht leicht gelangen ließ.

Die fast allabendliche Anwesenheit des guten Alten am Theetische der Gräfin wie die der anderen Freunde hinderte nicht, daß das Leben der beiden Damen im Ganzen als ein einförmiges in stiller Zurückgezogenheit hinfloß. Nur durch die Nachrichten vom Kriegsschauplatze her sah es sich, doch freilich von diesen im tiefsten Grunde, bewegt und erregt. Auch in Marien hatte sich eine eifrige Zeitungsleserin entwickelt. Wie harrte sie mit heimlicher Ungeduld auf dem Stuhle am Fenster, wo sie gewöhnlich um die Zeit des Eintreffens der Zeitung am Stickrahmen saß, bis die Mutter, der sie den Vorrang im Lesen gestatten mußte und die sich des von dem Kammerdiener hereingebrachten Blattes mit Hast zu bemächtigen pflegte, in ihrer Sophaecke bis zur letzten Seite, auf der sich die Inserate aus Stadt und Umgegend befanden, gelangt war! Wie lauschte sie, schon während des Lesens der Mutter auf die kurzen Mittheilungen und Ausrufe, in denen sich die Gräfin im Volldrange ihres patriotischen Interesses über das wichtigste Neue, auf das sie traf, zu entladen liebte! Wie schnell, wenn auch

leisen Fußes, glitt sie zum Tische hin, sobald die Mutter das Blatt aus der Hand legte! Wie las sie, auf ihren Platz am Fenster zurückgekehrt, mit grausamer Herzensangst von den Gefechten und Schlachten, von welchen die Zeitung Bericht gab; einer Angst, die sich auch dann wenig milderte, wenn sich der Ausgang als siegreich herausstellte. Denn konnte Er nicht dabei gewesen, konnte Er nicht dabei gefallen sein!

Eines Tages war die Gräfin zur Besorgung einiger unaufschieblichen Einkäufe ausgegangen und fand sich bei ihrem Geschäfte länger als sie gehofft hatte, aufgehalten, so daß sie bei Ankunft der Zeitung noch nicht, wie es ihre Absicht gewesen, zurück war. Diesmal war es Marie, welche das Blatt dem Kammerdiener aus der Hand mehr riß als nahm. Eine Liste derer, die letzthin zur Anerkennung ihrer Tapferkeit das eiserne Kreuz erhalten, fiel ihr in's Auge. Gleich vorn unter den Namen der Tapferen, die mit dem Kreuze erster Klasse geschmückt worden, sah sie den Namen ihres Ferdinand!

Ihr erster unmittelbarster Eindruck war das Gefühl: Er lebt! war Freude als über ein Zeichen, ein Pfand, eine Versicherung, daß er wenigstens in den Gefechten, von denen man bis jetzt wußte,

nicht unter den Todten gewesen. Der erste, doch kaum der stärkste Eindruck — auch kaum der erste. Die Freude, der Stolz über die Auszeichnung, die heldenmüthige Bewährung des Geliebten schlugen ihren begeisternden Blitz gleich dazwischen. Ein seliger Stolz, als habe sie selber den ernsten Heldenschmuck empfangen, hob ihre Brust.

Sie empfand einen unwiderstehlichen Trieb, den Ehrenpreis, den ihr Ferdinand erworben, vor der Mutter geltend zu machen. Wenn diese die Liste oder den Namen darin übersähe — — — Und wenn auch das nicht, die Mutter sollte es durch sie, durch Marien, wissen, durch sie darauf aufmerksam gemacht werden; sie sollte wissen, daß Marie es wisse. Dazu drängte ihr Herz.

Dazu drängte ihre Liebe, ihr Stolz. Und doch fühlte sie, daß ihr die Kraft, wenn es dazu komme, versagen werde. Wenn sie sich vor der Mutter dachte, mit der Zeitung in der Hand — auch nur stumm auf die Stelle deutend, fiel ihr der Muth.

Sie war noch in diesem Ringen von Stolz und Schüchternheit; da hörte sie draußen im Vorsaale die Stimme der Mutter, in lauter Verhandlung, wie es schien, mit der Kammerfrau. Rasch ergriff sie einen Rothstift, der in dem Schreibzeuge der

Gräfin, dort auf dem Tischchen unter dem Spiegel, lag, unterstrich den Namen stark, mit festerer Hand, als man nach ihrem schüchternen Zagen hätte vermuthen sollen, ließ die Zeitung auf dem Tische am Sopha, schlüpfte durch die Seitenthüre nach ihrem Schlafkabinet.

Sie harrte mit Spannung, ob die Mutter nach ihr fragen, sie rufen lassen, sie aufsuchen werde. Doch geschah dies nicht. So harrte sie, bis die Theestunde nahte und sie in das gemeinsame Wohnzimmer zurückrief.

Wir können nicht sagen, ob es ihr erwünscht oder unerwünscht kam, daß sie die Mutter allein fand. Schwankten doch ihre Gefühle in dieser Beziehung zu unsicher durcheinander.

Die Theemaschine war bereits gebracht. Schweigend, mit klopfendem Herzen gab sie sich daran, den Thee abzumessen und das dampfende Wasser auf die Blätter in die silberne Kanne rinnen zu lassen.

Bist du es, die in der Zeitung den Namen unterstrichen hat? frug die Mutter.

Mit so sanftem Tone die Frage geschah, klopfte doch das Herz Mariens fast hörbar. Die Wallung, die in ihr aufwogte, versetzte ihr den Athem. Sie schwieg.

Die Gräfin schien eine Weile auf die Antwort der Tochter zu warten. Doch war das Schweigen, das sinkende Auge über der tiefgerötheten Wange, der heftig auf und ab steigende Busen nicht Antwort? Auch nahm es die Mutter dafür.

Ein wehmüthiges Anlächeln, dem ein tiefer Seufzer folgte, ging über das Antlitz derselben. Du hast dich deiner Liebe nicht zu schämen, sagte sie. Wäre nur Eines aus seinem Leben zu streichen.

Eben wurde der alte freundliche Haugwitz gemeldet. Sein Eintritt war wie eine Erlösung für die Seele des armen Kindes, die sich dadurch der beklemmenden Pflicht einer Erwiederung auf die Worte der Mutter überhoben fand und sich im Laufe des weiteren Abends — Dank dem Geplauder des gemüthlichen Alten mit der schnell zu salonsgemäßer Fassung zurechtgerückten Mutter — einem unbemerkt einsamen Sinnen über jene trotz ihres herben Schlusses so beglückenden Worte hingeben konnte.

Denn trotz des herben, hoffnungsfeindlichen Beisatzes blieb es wie ein Laut, der von der Harfe eines Seraphs erklungen.

## Drittes Kapitel.

Wochen auf Wochen, Monate auf Monate vergingen. Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen, der Uebergang der Verbündeten über den Rhein erfolgt. Das Wintereis thaute; Ströme und Bäche rauschten, plätscherten wieder frei von der lastenden Decke. Schon begann es in Hainen, auf Wiesen und Feldern unter dem Anhauche der jungen Lenzluft überall zu knospen, zu blühen, zu duften.

Da verbreitete sich eines Morgens eine Kunde, als wolle sich diesmal der Frühling zu einem Völkerfrühling verklären, als habe er eine Gabe, wie die entzückte Erde ihm noch nie zu danken gehabt, aus seinem Füllhorn zu schütten. Nein, es war mehr als eine Gabe des Frühlings; und doch war Frühling, neues junges Leben darin, ein sichres, siegreiches Erstehen Preußens und Deutschlands. — Paris war in der Hand der Verbündeten.

Welche freudige Bewegung webte, wallte, summte

in allen Straßen! Bekannte eilten mit frohen Gesichtern und schwellenden Herzen, die sich auszusprechen drängten, einer nach der Wohnung des andern; ganz oder halb Unbekannte redeten sich im Vorübergehen an, beglückwünschten sich, theilten sich, was sie wußten, mit. Freude war in allen Blicken, lichter Jubel in allen Gemüthern, insoweit nicht das noch unerkundete Ergehen irgend eines Lieben im Heere die Freude dämpfte; ohne doch auch hier ihr Aufschimmern hindern oder ganz verlöschen zu können. Auch in diese Sorglichen glänzte ja die jetzt sichere Befreiung und Siegesglorie des Vaterlandes hinein. Wohl konnte man in diesem Augenblicke noch nicht wissen, wie rasch sich der letzte Act des großen Dramas bis zur Abführung Napoleons nach Elba abspielen werde; daß der bedrängte Herrscher statt eines verzweiflungsvollen Ringens als „gehetzter Tiger mit dem Tode vor Augen“ schon nach wenigen Tagen seine Abdankung unterzeichnen werde. Doch selbst der behutsamste Politiker durfte sich sagen, daß in dem Einzuge in Paris nach siegreicher Schlacht, in der Besitznahme dieser Centralseele und vorleuchtenden Geistesfackel des französischen Volkes, dieses blutgeweihten Webstuhles der Geschicke Frankreichs, nicht bloß ein überzeugender Beweis liege, zu wie

hoffnungslosem Stande die Macht Bonapartes gesunken sei, nicht bloß eine zuverlässige Gewähr des nicht mehr entreißbaren völligen Sieges, sondern auch ein gewaltiger Hebel, diesen Sieg zu beschleunigen. Der Besitz von Paris erschien wie der Besitz des Talismans, an den die Macht des allgemeinen Weltfeindes gebunden gewesen. Alle wußten, daß diese Macht jetzt im Herzen getroffen sei.[1]

Wohl nirgend in der schlesischen Hauptstadt hatte die Nachricht eine lebhaftere Aeußerung des Glückes und eines fast berauschten Freudenenthusiasmus hervorgerufen, als an dem Frühstückstische, wo Gräfin Burgfels von ihr betroffen wurde. Es mochte an der Leidenschaftlichkeit, womit sich ihre Begeisterung, ihr Entzücken über das Errungene entlud, einigen Antheil haben, daß ihr erst vor wenigen Tagen eine genauere Mittheilung über die ernstlichen Unfälle des Blücherschen Heeres bei Champaubert und in den darauf folgenden Gefechten zugegangen war und ihr nicht nur zu unmuthiger Betrübniß gereicht, sondern wohl selbst einiges nicht abzuweisende Bedenken

[1] Gleich am Tage des Einzuges in Paris erklärten die Verbündeten, mit Napoleon nicht mehr unterhandeln zu wollen, und veranlaßten die Einsetzung einer provisorischen Regierung; am Tage darauf wurde dieselbe ernannt; am nächstfolgenden sprach der Senat die Entthronung Napoleons aus.

über den endlichen Ausgang in ihr erregt hatte. Um so stärker, durch die damit verbundene mächtige Ueberraschung, wirkte jetzt die so bald darauf eingehende Siegesbotschaft, die Botschaft von dem großen, entscheidenden Triumphe der guten Sache auf sie.

Ihr patriotisches Hochgefühl äußerte sich mit einer Wärme, einer Hingerissenheit, einer Innigkeit des Gefühles, die bei diesem oft so männlich ehernen Sinne verwundern mußte. Sie weinte vor Freude.

In Paris! frohlockte sie zwischen diesem Ausbruche einer anscheinend weicheren Empfindung hindurch, mit einer Stimme, welche an die engen Wände des nur mäßig großen Zimmers wie Posaunenhall schlug. Der Götze vom Postamente! aus, aus mit dem Unholde; schon so gut wie der Gnadenstoß in seiner Brust! Mag er sich noch winden und aufbäumen wie er will, er muß zu Grunde! — Sie warf sich auf die Knie, betete laut auf: Halleluja! Dank, Dank dir, gnädiger Gott!

Sie stand, die Arme gegen die Tochter gebreitet. Marie, sprach sie liebevoll, die nach ihr Hineilende an die Brust drückend, hielt sie lange, zärtlich umschlossen.

Doch zugleich verstummte sie. Eine schmerzliche

Trübe hatte sich über ihr kaum noch so strahlendes Antlitz gelegt. Sie ließ die Tochter aus ihren Armen, schritt schweigend auf und ab.

Marie hatte im Augenblicke der zärtlichen Umarmung, wie durch eine heimliche, lichte Eingebung, die ihr aus innerstem Herzen stieg, schon die froheste Erklärung zu ahnen gewagt. Sollte die Ahnung eine Täuschung gewesen sein?

Der Kammerdiener kam. Von dem gnädigen Herrn von Haugwitz, der sich unterthänigst empfehlen läßt, meldete er, ein versiegeltes Couvert überreichend, aus welchem die Gräfin, nachdem sie es erbrochen hatte, ein Billet des Absenders und als Beilage ein längeres Schreiben mit der Unterschrift: von Waldheim (so hieß der bei der Armee befindliche Neffe des Alten), hervorzog.

Das verwünschte Podagra, lautete das Billet, macht mir seit gestern wieder so abscheulich zu schaffen, daß ich mich leider außer Stand sehe, verehrte Frau Nachbarin, Ihnen in eigener Person aufzuwarten und die Freude, die uns durch diese herrliche Nachricht recht wie mit Scheffeln zugemessen wird, mit Ihnen zu theilen. Ich begnüge mich daher, Ihnen beigehend einen Brief meines Neffen Waldheim zugehen zu lassen, den mir der Kurier, welcher heute

früh von Paris eingetroffen ist, mitgebracht hat; da ich glaube, daß es Sie interessiren wird, etwas Näheres von dem Einzuge zu lesen.

Es fällt mir nun zwar, hochverehrteste Frau Nachbarin, einigermaßen bange auf's Herz, daß in dem Briefe meines Neffen ein Mann erwähnt wird, dessen Name Ihnen wohl nicht ganz gelegen kommen dürfte. Doch hoffe ich, Ihnen die Freude des heutigen Tages dadurch nicht verdorben zu haben. An einem Tage wie dieser sollten wir, denke ich, gegen Keinen, der dazu mitgewirkt hat, einen Groll mehr hegen.

Mit der Bitte, meine Kräfelzüge zu verzeihen, die sich so im Liegen nicht zierlicher haben zu Stande bringen lassen

Ihr

unterthänigst gehorsamster Freund und Nachbar

v. Haugwitz.

Die Gräfin legte das Billet, bei dessen Lesung sie, wie Marie bemerkte, stark zusammenfuhr, auf das Pfeilertischchen, neben dem ihr Blick es durchflogen und dann lange, als habe sie eine Stelle aus schwierigem Autor vor sich, darauf gehaftet hatte. Es ist gut; gehe er, sagte sie zu dem Kammerdiener, der noch zu warten schien, ob etwa auf Grund

des Ueberbrachten eine Anweisung an ihn erfolge. Doch halt! hole er drüben beim Weinwirthe für sich und die Andern ein paar Flaschen Rheinwein, vom besten. Ich will, daß heute Alle einen guten Tag haben. — Nur daß sich niemand betrinkt, rief sie warnend nach.

Sie griff wieder nach dem Briefe des Neffen, der ihr beim Lesen des Billets aus der Hand auf den Boden entglitten, aber von dem noch anwesenden Kammerdiener mit sorgsam eiliger Dienstfertigkeit aufgehoben und auf das Tischchen neben ihr gelegt worden war. Doch hob sie die Hand damit nicht, sondern ließ sie mit dem Briefe an der Stelle, wo dieser lag, wie unentschlossen oder sich sammelnd.

Marie erlaubte sich nicht, nach dem bei Seite gelegten Billete zu fassen, so sehr ihre Neugier als das Erbe Evas und wegen des Eindruckes, den sie davon an der Mutter wahrgenommen hatte, erregt war. Auch richtete sich ihre Spannung vor allem auf das Bezeigen der letzteren, obschon ein Grund, davon einen Erfolg für sich selbst zu erwarten, nicht vorhanden schien. Die stolze, starre Frau kämpfte, schon während sie den Brief Waldheims las und noch mehr, nachdem sie damit zu Ende war, sichtlich mit einer tiefen Bewegung.

Sie trat, den Brief in der Hand, vor die Tochter, die sich still und in scheuer Ferne, wie um die Mutter nicht zu stören, gehalten hatte, sah sie mit einem Blicke an, so mild, so gerührt, so freundlich, so voll hellen Glückes unter den feuchten Wimpern, wie diese strengen, ernsten, junonischen Augen sonst nicht zu blicken gewohnt waren. Lies, Marie, sagte sie. Noch eine große Freude für dich!

Ich ergreife, liebster Onkel, schrieb Lieutenant von Waldheim, die Gelegenheit, die mir der abgehende Kurier gibt, diese Zeilen an Sie beizulegen, damit Sie die große frohe Nachricht gleich mit einigen Details empfangen, auch Ihre väterliche Theilnahme an mir über mein Wohlbefinden (bis auf ein paar kleine Streifwunden, die ich gestern bei dem Angriffe auf den Montmartre davon getragen habe) beruhigt wird. Die siegreichen Banner Preußens wehen in Paris. Heute Morgen sind der König und Kaiser Alexander an der Spitze ihrer Garden eingezogen. Welch ein Tag!

Eine Schilderung der zujauchzenden beifälligen Aufnahme der einziehenden Monarchen von Seiten der Pariser und der Gefühle des Briefstellers dabei folgte, die wir hier übergehen mögen. Wir hatten, fuhr der Brief fort, vor den Mauern der neuen

Babel, die jetzt recht liederlich leichtfertig mit dem Schweife wedelt, noch einen ernsten Strauß zu bestehen; doch Gott sei Dank, einen, der des Blutes und der Anstrengung werth war, da er das alte Unheilsnest in unsre Hände gebracht hat. Auch darf ich Ihnen betheuern, daß unsre Dragoner dabei ihre Schuldigkeit gethan haben; unsre Schwadron nicht am wenigsten. Hei, wie blitzten wir gegen die Chasseurs und polnischen Lanciers, die gegen die Haubitzbatterie anjagten, zu deren Schutze hervor und hinter ihnen, sie in heller Flucht vor uns her treibend, in La Vilette hinein! Wie knäulte sich hier alles zusammen, so dicht ineinander, daß man sich bald nur noch mit den Säbelgefäßen was anhaben konnte! Und unser tapferer Rittmeister immer voran, immer im dichsten Gewühle, der letzte beim Weichen, als auf einmal das heftige Gewehrfeuer aus den Fenstern von La Vilette auf uns einknatterte. Wahrlich, unter solchem Führer wie unser herrlicher Melwitz muß man wohl brav sein. Sie wissen, wie sehr ich ihn, seit ich unter ihm fechte, verehre, bewundere. Aber gestern übertraf er sich selbst. Es ist eine wahre Schickung des Himmels, daß wir ihn heute noch frisch und lebend unter uns haben.

Bei der steigenden Aufregung, womit Marie las,

darf man schwerlich annehmen, daß ihr Auge und Sinn im Stande gewesen, jedes Wort des Briefes, den wir hier dem Leser vorgelegt haben, so klar, wie es bei diesem der Fall sein wird, aufzufassen. Ihr Blick wirrte mehr, hier und da eine Stelle ergreifend, über das Papier hin, als daß ihr ein genaues, in alles Einzelne eindringendes Verständniß gelungen wäre. Und doch hatte sie, als sie bei dem Schlusse angelangt war, genug gesehen, hatte mehr aus den Zeilen in ihre Seele gelesen, als wohl irgend wer nach ihr herauslesen wird.

Sie war an der Mutter hingesunken, schweigend, schluchzend; ihr Herz zu voll, um Worte zu finden. Das Auge der Mutter hob sich. Ja, der Moment ist da, sprach sie; es ist Gottes Wink! — Sie bog sich über die Tochter, flüsterte sanft: schreibe ihm, er soll mir als Sohn willkommen sein!

## Viertes Kapitel.

Wir müssen es aufgeben, die Wirkung des Briefes, worin ihm die frohe Botschaft aus der Feder seiner Marie zueilte, auf Ferdinand zu beschreiben. Welcher Maler muß es nicht aufgeben, die Sonne zu malen?

Er betrieb mit höchster Beschleunigung durch die Vermittelung eines Freundes, der dem Könige nahe stand, seine Entlassung aus dem Militärdienste. Noch an dem nämlichen Tage, wo er sein Gesuch einreichte, unterzeichnete der König seinen in den huldvollsten Ausdrücken der Anerkennung gefaßten Abschied. Nach dem Verlaufe weniger, in schnell dahinrasselnder Extrapostchaise unter Sehnsucht und Hoffnungsglück verbrachten Tage hielt er Marien im Arme.

Er wurde von der Geliebten mit dem überschwellenden Erguße eines freudigen Herzens und auch von der Gräfin mit einer liebevollen Freundlichkeit und gemüthsbewegten Güte empfangen, auf

die er, selbst nach dem Briefe Mariens, in solchem Maße von Seiten der Mutter des Grafen Landeck nicht zu hoffen gewagt hatte.

Gräfin Burgfels hatte sich vorgenommen, bei seinem Empfange nur Versöhnung und Huld und Freude zu zeigen, was auch keine Rolle war, die sie bloß zu spielen gehabt hätte. Von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit Ferdinand an hatte er ihr Wohlgefallen erregt und sich dieses weiterhin zu lebendigem Antheile und freundschaftlicher, ja (seit der Verlobung mit ihrer Tochter) mütterlicher Zuneigung gesteigert. Auch war ihr Wohlwollen für ihn durch die spätere schauderhafte Entdeckung keineswegs in sein reines Gegentheil umgeschlagen oder vergangen, sondern hatte sich eher (wie wir bei einem Blicke in die innersten Verborgenheiten ihres Herzens gewahr werden) ungeachtet allen in ihr auflodernden Zornes und aufgährenden Widerwillens in Folge seines ehrlich und offen abgelegten Bekenntnisses heimlich erhöht. Ist doch das menschliche Herz von der Art, die seltsamsten Mischungen widerstrebender Gefühle in sich vertragen und nähren zu können.

Vor allem seine nachherige Tapferkeit, seine Auszeichnung im Dienste des Vaterlandes hatte die

Gefühle der Gunst und Versöhnungswilligkeit in ihr gefördert und dieselben endlich, im Bunde mit dem begeisternden Eindrucke der großen Siegesentscheidung, zum entscheidenden Uebergewichte gebracht. Sie hatte den besten Willen, Alles zu vergeben und zu vergessen.

Auch empfing sie ihn so, daß der Ernst dieses Willens dadurch vollaus bewährt wurde. — Dennoch wäre dabei manches anders zu wünschen gewesen. Aber kann es, wie wir sie und die Vergangenheit kennen, befremden, wenn ihr gütiges Anlachen trotz all seiner Huld wie das Morgenroth nach stürmischer Nacht zwischen sich theilendem Gewölke hervorlachte? Die tiefe Seelenerschütterung, die sie überkam, als er nun mit stammelnden Lippen vor sie trat und neben und mit Marien auf die Kniee sank, verrieth nur zu deutlich, daß ihr wenigstens das Vergessen noch nicht ganz gelungen sei. Es war dabei hinter aller Freundlichkeit, allem Liebesglanze ein Etwas in ihrem Antlitze, das mehr von Schmerze und schaudernder Selbstüberwindung als von Wonne zeugte. Wohl hob sie den Knieenden mit leidenschaftlicher Heftigkeit unter Aeußerungen einer freudigen Bewillkommnung auf und zog ihn fest und innig an ihre Brust. Aber die leidenschaftliche Zärt-

lichkeit, womit dieses geschah und welche die Aechtheit des Gefühles, das ihr Mund für ihn aussprach, verbürgte, schien etwas Gewaltsames an sich zu tragen.

Die Hochzeit wurde auf jenem Schlosse in der Nähe des Schlacht- und Siegesfeldes an der Katzbach gefeiert, in welchem Ferdinand als Verwundeter Aufnahme gefunden hatte. In dem nämlichen Zimmer, wo er damals gepflegt worden und wo seine schmerzliche Losreißung von Marien erfolgt war, stand jetzt, auf Veranstaltung der Gräfin, das Brautbett, an dem nämlichen Platze, der zu jener Zeit das Leidenslager des Wunden getragen hatte. War es eine freundliche Vergütung, eine zarte Genugthuung, die ihm dadurch ertheilt werden sollte, oder war es, weil die Gräfin den Grund, durch den er in ihren Augen entsühnt worden, seine Theilnahme an der Befreiung des Vaterlandes, auch durch diese Veranstaltung sich möglichst sinnlich lebhaft vor Augen rücken und halten wollte?

Nur ein kleiner Kreis von Verwandten und Freunden, so enge gezogen, als ihn die Gräfin irgend beschränken zu können meinte, versammelte sich zur Feier an dem festlichen Tage. Es versteht sich, daß Baron von Krähheim nebst Gattin und Töchtern,

sowie Amalie mit ihrer Mutter nicht fehlten. Auch unsern trefflichen Haugwitz vermissen wir nicht, da sich das Schwanken der Gräfin, ob er zu jenem engsten Kreise zu rechnen sei, eben so aus eigener Neigung als auf den Wunsch des Brautpaars zu seinen Gunsten entschieden hatte. Denn Marie hatte noch nachträglich dessen Billet eingesehen und dem Geliebten von dem Inhalte desselben und der günstigen Wirkung, die es anscheinend auf die Umstimmung der Mutter gehabt, Kenntniß gegeben, so daß sich beide zum wärmsten Danke gegen ihn verpflichtet fühlten.

Die Gräfin, obwohl schon nahe an sechzig Jahre alt, zeigte sich bei dem Feste in dem römischen Schnitte ihrer Züge und dem Glanze ihrer Toilette noch von großer Schönheit. War es absichtlich, daß diese Toilette wie eine Mischung von Trauer und Lust trug? Ihr aufrichtiger Vorsatz, Alles zu vergeben und zu vergessen, gestattet es nicht, hier eine Absichtlichkeit anzunehmen. Die Wahl ihrer heutigen Festtracht war wohl nur ein unbewußter Ausdruck, den sich ihr Inneres gab. Ein nachtschwarzes Sammetgewand floß an ihr nieder, von dem sich das Weiß der breiten reichen Spitzenbehänge an Hals und Armen beinahe blendend scharf abhob und welches

doch der ganzen Erscheinung (zumal bei den grandiosen Formen und der nicht ganz unumflorten Miene der Gräfin) den Charakter eines Ernstes verlieh, den man fast zu düster für ein Freudenfest hätte halten mögen, wenn nicht der in Grün und Gold leuchtende Turban mit den farbigen Juwelenblitzen der daran funkelnden Agraffe den Eindruck erhellt hätte.

Obschon sich die Gräfin während des Festmahles, das auf die Trauung folgte, nicht so heiter als man es hätte wünschen können, erwies, bewährte sie sich doch nach bestem Vermögen als gefällige Wirthin. Nur im Verkehre mit Baron Krähheim drohte selbst am heutigen Tage schon beim Genusse der Suppe sich eine gereizte Discussion über wer weiß welch geringfügigen Umstand bei der Trauung, woran der Schwager Anstoß genommen und den die Gräfin als von ihr angeordnet, in Schutz nahm, zu entzünden. Zum Glücke war löschende Hülfe zur Hand. Unser gemüthlicher Haugwitz, welcher der Gräfin gegenüber saß, beeilte sich, den Bemühungen der sanften Schwägerin zur Beschwichtigung des aufflackernden Brandes hülfsthätig beizuspringen und einen zwar nicht ausgesucht geistreichen, aber wohlangebrachten Scherz über jenen Umstand in eine Pause des Streites zu

schieben, wofür er sich durch den glücklichen Erfolg eines allseitigen, den Zwist ausgleichenden Lachens belohnt sah.

Doch wir müssen die weitere Ausmalung des festlichen Herganges in Beziehung auf Scherze und Trinksprüche wie auf die selig beengte Stimmung des glücklichen Paares dort an der Mitte der Tafel hinter der breit und hoch schwellenden Blumenfülle in der alabasternen Vase der Phantasie des Lesers anheimgeben. Es drängt uns, von dem fröhlichen Feste uns nach einer trauernden Gestalt mit einem kleinen Kinde an der Brust im fernen Norden zu wenden. Es ist Eine, bei der nicht bloß ein Rest von Trübe hinter dem Glanze der Juwelen und dem Grün der Hoffnung an einem Freudenfeste hervordunkelt, sondern deren Gram noch das ganze schwere Herz einnimmt. Die Trauer, welche uns aus dem bleichen Antlitze und thränengerötheten Auge so rührend anspricht, ist eine sanft ergebene, heilige, die von jenem herben, wilden, heftigen Schmerze weit abliegt, von dem einst die Gräfin am Sarge des verzogenen, ungerathenen, im Sündenverstecke seiner Buhle erschlagenen Sohnes ergriffen worden.

Der alte Prediger hatte, nachdem an dem Tode Wilmuths nicht mehr zu zweifeln war, seiner ver-

wittweten Enkeltochter den Antrag gemacht, zu ihm zu kommen und wieder die Führung seiner Haushaltung zu übernehmen. Auch zog sie nicht bloß die Rücksicht auf die äußere Unterstützung, die sich ihr dadurch eröffnete und die sie in Betracht zu nehmen Ursache hatte, sondern auch ihr Herz zu dem geliebten frommen Großvater hin, aus dessen Munde und in dessen Umgange sie den kräftigsten, wirksamsten Trost, die beste Stärkung unter der Last ihres Leides zu gewinnen hoffen durfte. Doch erst ihre bevorstehende Niederkunft sowie später, als sie eines gesunden Knaben glücklich genesen war, der inzwischen genahte Spätherbst und Winter und (auch nach Rückkehr des Frühlings) die Bedenklichkeiten einer so weiten Reise allein mit dem kleinen, noch zarten, seiner Wiege zu entreißenden Liebespfande, in welchem sie das Theuerste, was ihr von Wilmuth auf Erden geblieben war, hegte, setzten der Ausführung ein schweres Hinderniß entgegen. Sie nahm um so mehr Anstand, die langwierige Fahrt zu wagen, weil weder ihre noch des Großvaters Mittel ausreichten, für sie und ihr Kind ein bequemeres, gegen Wind und Wetter geschützteres Fortkommen als mit der ordinären Post zu beschaffen, deren holperige Rumpelbehälter damals noch mit den

schlechten Wegen wetteiferten, die armen eingesperrten Reisenden gleich einer Art von Folterkasten aus Marter in Marter zu schüttern. Wer sich der Stöße von damals, wodurch wohl zuweilen die gegenüber Sitzenden aufeinander geworfen wurden, aus eigener Erduldung zu erinnern weiß, wird die Scheu Clärchens, dergleichen Stößen, ihr Kind im Arme, zu trotzen, begreiflich finden.

Doch Ferdinand erbot sich und ließ sich durch die Störung, die seine Flitterwochen dadurch erlitten, nicht abhalten, die Wittwe und das Kind des Freundes persönlich in seinem bequemen Reisewagen von Königsberg abzuholen. Etwa einen Monat nach der Hochzeit fuhr er mit billigender Zustimmung so Mariens wie der Gräfin nach dorthin ab.

Sein Eintritt in das Studirzimmer Wilmuths, worin er Clärchen als in ihrem liebsten Aufenthalte bei seiner Ankunft mit ihrem Kleinen fand, frischte zunächst, so willkommen und wohlthuend ihr das Wiedersehen des Freundes war, den Schmerz der armen Dulderin wie seinen eigenen auf. Und noch mehr hatte der Brief, den er ihr mitbrachte, jener letzte, unvollendete des Gatten an sie, den er an der Sterbe- und Grabesstätte empfangen, solche sie neu erschütternde Wirkung.

Zwar hatte er ihr schon mit seinem Anmeldungsschreiben eine Abschrift des Briefes, dessen Original er der Post, wegen der Gefahr möglichen Verlustes, anzuvertrauen Bedenken trug, übersandt. Doch der Anblick der eigenen Züge Wilmuths übte, auch abgesehen von dem Inhalte und durch sich selber, seinen schmerzauffrischenden Eindruck; und auch der Inhalt wirkte noch anders in diesen Zügen.

Wohl ihr, daß die Wirkung neben aller schmerzlichen Bitterkeit, je mehr sie ihre Seele darin wie eintauchte, soviel balsamisch Heilendes hatte! Welche unendliche Wehmuth, aber auch welche lindernde Beseligung durchströmte ihr Herz, als sie nun die Worte, die sie schon in der Abschrift so oft mit einer Empfindung, als höben sie Engelsschwingen über alle Trübsal der Erde empor, gelesen, in der eigenen Handschrift des Geschiedenen vor sich sah und sich darein wie in ein heilendes Bad aus der Quelle des ewigen Lebens vertiefte; die Worte: — vergiß nicht, daß es einen Himmel gibt, in den unsre Liebe, aber nicht unsre Schmerzen hineinreichen!

Noch vor dem Ablaufe des zweiten Jahres, nachdem sie zu dem Großvater zurückgekehrt war, traf sie durch das Abscheiden des frommen Greises ein neuer Verlust. Der Schmerz, den sie dabei empfand,

war ein anderer, milderer als sie bei dem Verluste ihres Wilmuth empfunden. Aber sie hatte den Alten mit kindlicher Innigkeit geliebt, ihre Eltern als frühe Waise nicht gekannt, in dem Großvater Alles, was sie von nahen Verwandten noch unter den Lebenden hatte, besessen. Von den beiden Stützen, die ihr durch Natur, Gesetz und Sitte als die nächsten gestellt waren, verlor sie die zweite und letzte in ihm.

Sie saß am Begräbnißtage im Nachsinnen über ihre Zukunft in schwerer Bekümmerniß, ihr Söhnlein vor ihr am Boden spielend, mit großem verwundertem Kindesauge zu der Betrübten aufblickend. Marie war leise hereingekommen, setzte sich zu ihr, schmiegte sich an sie. Ich habe im Namen Ferdinands eine Bitte an dich, lispelte sie.

Die Bitte war, daß sie mit ihrem Kleinen zu ihnen auf's Schloß ziehen und ganz als Glied ihres Hauses, als Schwester und Freundin, die Recht und Antheil an Allem, was sie selbst hätten, habe, bei ihnen leben möge. Auch wurde die Bitte so zartsinnig verschämt, so einschmeichelnd seelenvoll gethan, daß ihr (besonders als Marie den Kleinen aufhob und ihn der Mutter mit den Worten: sieh! auch der bittet für uns, hinhielt) unmöglich zu widerstehen war.

Der Knabe, der sich später nach dem Vorgange seines Vaters den geistlichen Studien widmete und in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, das angesehene Amt eines evangelischen Bischofs in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters bekleidet, wuchs in Gemeinschaft und brüderlicher Vertrautheit mit den Kindern Ferdinands auf, einem Ehebunde entgegen, der zwischen ihm und der zweiten Tochter schon seit Jahren in ungetrübtestem Glücke besteht. Als ein Segen der Umgebung, in welcher die Glücklichen leben, als ein Musterbild alles Guten wird ihre Ehe gerühmt.

## Fünftes Kapitel.

Das eheliche Leben unsres Ferdinand sollte, wenigstens in den ersten Jahren, nicht so durchaus über Rosen gehen.

Seine Marie und sein Verhältniß zu ihr hatte nun zwar keine Schuld, keinen Antheil an diesen empfindlichen Störungen oder doch nur einen Antheil mitleidenden Kummers und zugleich der Stärkung in zärtlichster Liebe.

Jene Störungen gingen von einer Anderen aus, deren Person und Stellung jedoch so nahe in das eheliche Bündniß der Gatten verflochten war, daß ein reines Eheglück ohne ein harmonisches Verhältniß zu ihr nicht gedeihen konnte. Ferdinand sollte nur zu bald die Erfahrung machen, daß auch durch seine Theilnahme an der Befreiung des Vaterlandes und die dadurch in den Augen der Gräfin Burgfels erlangte Entsühnung sein düsteres Verhängniß noch nicht bewältigt sei.

Die Gräfin war aufrichtig in ihrem Vorsatze, ihm zu vergeben, war ihm aufrichtig und aus innerstem Herzen geneigt. Wir kennen den Adel ihres Sinnes; aber wir kennen auch ihren Stolz, ihre Herrschlust, ihre Heftigkeit, ihren energischen Eigenwillen. Sie hatte nach einem Gespräche mit Freund Haugwitz auf dessen schonend behutsame, aber mit Wärme geäußerte Vorstellungen davon abgestanden, ihren Wohnsitz ganz bei den Neuverheiratheten aufzuschlagen. Doch kam sie häufig und (besonders aus Anlaß der Kindbetten der Tochter) zu längeren Besuchen. Es war ihr bester Wille, nur als Wohlthat zu kommen; eben dieser Wunsch aber drängte sie, sich in die Angelegenheiten des Hauses, wo diese ihr nicht den rechten Gang zu nehmen schienen, und selbst in die männlichen Geschäfte, die Wirthschaftsführung Ferdinands einzumischen, ihre, wie sie meinte, bessere Einsicht zur Geltung zu bringen. Zunächst als mütterliche Freundin, als Rathgeberin; doch als eine Rathgeberin, die es nicht vertragen konnte, ihren Rath nicht befolgt zu sehen. Sie kam als Gast; aber als ein Gast, der nur zu geneigt war, sich, wenn nicht als materiellen, doch als geistigen Mitherrn, gewissermaßen als Papst neben dem Kaiser zu fühlen.

Auch war sie zu sehr an die Uebung einer unbedingten Oberherrschaft über Marien gewöhnt, um sich gutwillig darein schicken zu können, daß sie (nicht bloß in ihrer Abwesenheit, sondern in ihrer leiblichen Gegenwart) den Einfluß auf diese, die Entscheidung über deren Thun oder Lassen jetzt mit dem Ehemanne zu theilen oder gar völlig an ihn abzutreten habe. Es konnte nicht fehlen, daß ihre lenklustigen Finger bei jeder Veranlassung, die sich dazu bot, halb unwillkührlich nach den Zügeln in der Hand des neuen Lenkers, um sie nach alter Gewohnheit zu handhaben, griffen; daß sie selbst in Beisein Ferdinands über Marien in einer Weise, als ob nur sie deren Verhalten zu bestimmen habe, verfügte. Sollen wir zur Vollendung des Bildes auf den stutzigen, sich zum Einspruche aufraffenden Ehemann und Hausherrn sowie auf das schüchterne Kind hinweisen, das sich in solchen Fällen wie ein Lamm, um welches zwei Käufer, in wessen Stall es gehöre, ringen, in ihr Geschick ergab; wie ein Lamm, das sich mit bittend ängstlichem Blicke gegen den einen zu den Füßen des andern, welchem es lieber folgen will, schmiegt?

Wir sehen, daß wir eine Schwiegermutter vor uns haben, die unter allen Umständen nicht leicht

zu bestehen war. Auch für einen Schwiegersohn, der sich ihr gegenüber durch keinen Druck der Erinnerung, wie er unsern Ferdinand beschwerte, beengt empfunden, zu dem sie sich nicht in einem Verhältnisse der Obmacht durch den Besitz eines ihn vor ihr, demüthigenden, ihn ihr als Schuldner unterwerfenden Geheimnisses gefühlt hätte, wäre die Aufgabe eine harte gewesen. Und wie nun gar erst hier, wo der Druck, das Joch, die Stacheln eines solchen Geheimnisses walteten. Wer erräth nicht, welchen bedenklichen Reiz das in der Verstimmten nur zu leicht sich regende Gedächtniß des von ihr erlittenen Frevels, für den es der Auffassung ihres Unmuths noch immer an Strenge nicht fehlte, auf die Mißlaune der Gräfin zu äußern geeignet war, so oft es zu einer Meinungsverschiedenheit und dadurch zu einer Reibung zwischen ihr und Ferdinand kam; welche Verschärfung die sich ergebenden Differenzen daraus zu entnehmen drohten.

Allerdings hatte ihre patriotische Begeisterung das Gefühl der an ihr — denn war sie nicht auf das persönlichste dadurch betroffen? — verübten Blutthat nicht bloß zurückzudrängen, sondern, wie es schien, ganz und von Grund aus zu überwinden vermocht. Sie hatte sich vorgenommen, zu vergeben

und zu vergessen. Aber wir haben bereits wahrnehmen können, wie schwer ihr gleich vom Beginne an das Vergessen wurde. Und auch das Vergeben sah sich bedenklich erschüttert, sobald nicht Alles nach ihrem Willen ging, sobald ihr der Schwiegersohn einen Anlaß zur Unzufriedenheit durch ein, sei es auch nur scheues und rücksichtsvolles Widerstreben, zu dem er sich gegen ihre Einmischungen und Machtsprüche ermuthigte, gab. Die Aufwallung eines patriotischen Enthusiasmus, in welcher sie ihn für entsühnt erklärt hatte, bewährte in späteren ruhigen Tagen nicht so viel nachhaltige Kraft, um in Stimmungen der Verletztheit selbst durch ein sehr bescheidenes Maß von Unfügsamkeit, auf das sie stieß, geschweige denn, wenn sich Ferdinand einmal zu halb verzweiflungsvoll ausdauernder Abwehr gedrängt sah, eine Regung des Grimmes niederzuhalten, daß ihr das ein Mensch, der sie einst so blutig beleidigt, zu bieten wage. Auch das Andenken des einzigen Sohnes, an dem ihr Herz in den Jahren der Kindheit und des Knabenalters mit abgöttischer Zärtlichkeit gehangen und dessen gewaltsamer Tod einen so gräßlichen, so schwer vernarbten Einschnitt in ihr Leben gekerbt hatte, übte seine Rechte dabei.

Man darf nun freilich nicht etwa annehmen, daß

der Verkehr zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn sich stets oder auch nur gewöhnlich in gereizten Auftritten herumgequält habe. Es kamen längere Zwischenräume, wo die Zuneigung der Gräfin zu ihm und der edlere Theil ihres Wesens die Oberhand behielt, wo sich ein Umgang von gemüthlicher Herzlichkeit zwischen beiden einzugewöhnen versprach. Doch blieben dergleichen Tage des Friedens, wie sich oft bei geringem Anstoße erwies, ein zerbrechliches, leicht wie Glas gefährdetes, unversehens in sein Gegentheil umschlagendes Glück.

Die blutige Erinnerung, die als Reiz des Verdusses und der Verbitterung auf die Gräfin wirkte, für den Gegenstand dieses Verdusses führte sie die Gefahr mit sich, die Festigkeit des Mannes, die er dieser Frau gegenüber so dringend bedurfte, bis in die Spitzen ihrer Wurzel hinab in ihm zu erschüttern. In der That war schon die leiseste, dunkelste Hindeutung auf das schreckliche Ereigniß, wenn sie in einem unbewachten Augenblicke höherer Gereiztheit aus ihrem Munde ging oder er eine solche auch nur in der bedrohlichen Ueberschattung ihrer Stirne zu lesen meinte, vermögend, seine Kraft zu lähmen, ihm den Muth zur Behauptung seiner Mannesstellung wie mit einem fesselnden Bann zu belegen.

Kann es verwundern, wenn er unter der dumpfen Gewalt und Nachwirkung dieses Bannes mehr und mehr auf die abschüssige Bahn einer sich resignirenden Schwäche gerieth; einer zaghaften Nachgiebigkeit und Willfährigkeit, die sich nur hier und da einmal gewaltsam in den Gegensatz eines in der Regel vor der zornigen Entrüstung der Gräfin doch nicht bestehenden, sondern sich zu muthloser Schmiegsamkeit zurückduckenden Aufsträubens warf. Doch wie nachgiebig er sich auch unter dem Preßgewichte seiner Vergangenheit und aus Scheu, dieselbe von der Gräfin feindlich berührt zu sehen, gegen letztere halten mochte, eine nur immer größere Nachgiebigkeit wurde in Anspruch genommen.

Er konnte nicht verkennen, daß er in Gefahr stehe, in ein des Mannes unwürdiges Verhältniß herabgedrückt zu werden, ja daß er bereits mehr als dem Manne zieme, sich darein habe verstricken lassen. Durfte er sich immer zahmer und schwächlicher zum dienstwilligen Werkzeuge und Geduldträger der Launen eines Weibes erniedrigen?

Und mit Schrecken wurde er inne, daß er selbst dann nur besorgen müsse, weiter und weiter in ihrer Achtung zu sinken, statt sich in ihrer Gunst zu befestigen. Meinte er doch schon jetzt wahrzunehmen,

daß die Neigung, der Zug des Herzens, der in ihren freundlichen Stimmungen gegen ihn zum Ausdrucke kam, trotz allen schwächlichen Willfahrens von seiner Seite, eher im Vergehen als Steigen begriffen sei.

Seine Gemüthslage an diesem Wendepunkte war zuweilen so düster, so von Schwermuth wie nur jemals umnachtet. Nie hatte er so oft in seinen nächtlichen Träumen mit der wild auf ihn einschnaubenden grimmigen Gestalt des erschlagenen Grafen, wie unter angstvollem Todesschweiß erwachend, zu ringen gehabt.

Wir erinnern uns, daß er sich schon früher einmal unter ähnlichem Schwermuthsdrucke (damals zu seinem Troste nach der durch die Gräfin verhängten Trennung und im Eingehen auf die Auffassung der den Liebesbund zerreißenden Mutter) vorgehalten hatte, daß die Ehe zwischen ihm und Marien nothwendig nur ein verschobenes, einer harmonischen Ausbildung zu Heil und Segen unfähiges Verhältniß abgeben könne. Fast kam es ihm jetzt in trübsinniger Aufregung vor, als ob er damals im Rechte gewesen, als ob die einzig würdige und zugleich mildeste Lösung nur in schmerzlicher Entsagung oder einer feindlichen Kugel — einem stärkeren Stoße jener Lanze an der Katzbach bestanden habe.

Aber zur Entsagung war es zu spät. Die Kugeln des Feindes hatten ihn verschont; jener Lanzenstoß war nicht in sein Leben gedrungen, sondern hatte wohl eher beigetragen, den Bund zu beschleunigen.

Was soll das auch? rief er, wie aus den Hirngespinnsten einer Fieberphantasie zu heller Kraft des Bewußtseins auffahrend. Was wage ich einen Bund zu schelten, der mein höchstes Lebensglück ist, mein höchstes Lebensglück bleibt, und hätte ich in seiner Folge an jedem Tage mit der Umwindung von tausend Schlangen zu kämpfen! Wie kann ich so sprechen, als sehnte ich mich nach der Möglichkeit der Entsagung zurück? — Nein, es gibt noch eine andere Lösung!

# Letztes Kapitel.

Er erkannte mit überzeugender, ihn schon in der Einsicht, die sich ihm aufthat, befreiender Klarheit, in den Schwierigkeiten, mit denen er zu schaffen hatte, eine ihm von Gott gestellte Prüfung und Aufgabe, eine ihm dargebotene Gelegenheit zu weiterer, dauernd bewährter Buße und gründlicher Lebensläuterung; nicht einer Buße, die er dadurch zu leisten habe, daß er sich wie bisher mit schlaffer Resignation in ein furchtsames Jasagen und Sichgefallenlassen ergebe, sondern zunächst und wesentlich dadurch, daß er sich mehr und mehr eine Würde und Gelassenheit, eine Vernünftigkeit und edle Klugheit all seines Verhaltens, zugleich aber, wo es noth thue, eine unbeugsame Entschiedenheit, die keiner Rücksicht weiche, zu eigen mache. Besteht doch, sagte er sich, die ächte Auffichnahme des Kreuzes nicht immer bloß in willigem Dulden. Auch das Leiden unsres göttlichen Vorbildes war ja zugleich ein heiliges Handeln.

Noch einmal, wie schon früher, erhob sich in ihm das Bewußtsein der großen, die Vergangenheit auslöschenden Bedeutung eines neuen, neu aus Gott geborenen Lebens. Bewähre in deiner Ehe den neuen Menschen, zu dem dich der Heiland erlöst hat, bewähre ihn nicht in Schwäche, sondern in Kraft, und vertraue — wär' es auch erst für dort — auf einen seligen Ausgang.

Und wie tröstlich, mit wie leiser und doch mächtiger Stärkung durchrieselte ihn das Gefühl, daß hier nicht mehr bloß von künftiger Bewährung die Rede sei; daß sein äußeres und inneres Verhalten seit Jahren, seine tapfere Hingebung für das Vaterland ihn, wenn auch nicht über das demüthigste Bedürfniß der barmherzigen Nachsicht Gottes hinaushebe, doch insoweit bewährt zeige, um zu Gott aus beruhigtem Herzen: Abba, lieber Vater, beten zu können und vor keinem Menschen mit gekrümmtem Nacken des Sünders zu stehen.

Von der Stunde ab, wo er zu seinem Entschlusse gekommen war, hob auch die Ausführung an; zunächst in der strengeren Ueberwachung seiner Haltung im Allgemeinen, nicht bloß im unmittelbaren Verkehre mit der Schwiegermutter und schon ehe sich die Gelegenheit zu einem standhaften Ringen

und Ausdauern gegen den herrschsüchtigen Eigenwillen der letztern ergab. Dieselbe war einige Tage vorher auf mehrere Wochen hin zum Besuche gekommen, so daß auch hinsichts jenes unmittelbaren Verkehrs die Buße der That und des Handelns, die er sich aufgelegt hatte, beginnen konnte. Auch verfehlte die Gräfin nicht, nur zu schnell eine Veranlassung herbeizuführen, in welcher die Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit seines Entschlusses, wie sein Geschick zur Ausführung eine scharfe Probe zu bestehen hatte und — er durfte sich das am Abende mit Zufriedenheit sagen — über Verhoffen bestand. Er hatte einen eben so herrischen als anmaßlich unpassenden Eingriff in die von ihm getroffene Anordnung einer Angelegenheit seines Hauses mit einer so beharrlichen Unerschütterlichkeit und dabei sanften und liebevollen Ruhe zurückgewiesen, daß es ihm, nach nicht zu langem Kampfe, gelungen war, die Schwiegermutter davon mit einem mürrischen: Meinetwegen, mir kann es gleich gelten, abstehen zu machen.

Die Ueberraschung, womit sein Verhalten auf sie, als stehe ihr ein durch einen Zauberstab Verwandelter gegenüber, gewirkt hatte, mochte dazu das Ihre gethan haben. Es erwies sich nur zu bald,

daß er noch weit davon entfernt sei, den Preis, um den er rang, schon für errungen halten zu dürfen. Seine bisherige Nachgiebigkeit hatte den Eigensinn, die Herrschlust der Gräfin zu sehr verwöhnt, als daß die reizbare Frau in seiner ihm so unerwartet gelüstenden Kühnheit, seinem, wie es ihr vorkam, planmäßigen Widerspruche etwas andres als eine nicht zu duldende Empörung gegen ihre wohl hergebrachte Machtstellung hätte sehen sollen; daß sie dagegen, sobald sie von ihrer ersten Ueberraschung zurückgekommen war, nicht steifen Fuß hätte fassen sollen.

Wir haben allerdings Grund zu vermuthen, daß sein kühneres Auftreten und eben so standhafteres wie ruhigeres Aushalten ihm dem innersten Eindrucke auf den Kern ihres Wesens nach bei ihr mehr genützt als geschadet habe. Doch war das jedenfalls ein Eindruck, der sich für's erste vor ihr selber verbarg und in ihr nicht zum Bewußtsein kam. Für's erste schien sie nur den Einflüsterungen des Dämons der Eigenliebe und des Eigenwillens lauschen, nur dem Antriebe der Heftigkeit und des leidenschaftlich erregten Affectes folgen zu wollen.

Es ließ sich an, als ob es in rascher Stufenfolge zum Aeußersten kommen werde. Schon am

dritten Tage nach jener ersten Erprobung hörte man nach einem lauten Wortwechsel, der aus den innern Gemächern zu den Ohren der erschrockenen Dienerschaft drang und worin die ruhigen Gegenreden Ferdinands von den Zornentladungen der Gräfin wie überfluthet wurden, die Thüre nach dem Vorsaale aufgehen und die Gräfin heftig nach ihrem Wagen rufen. Auch vernahm man, als auf ihren wiederholten Befehl der Wagen vorgefahren war und sie, die Führung Ferdinands mit hochmüthiger Handbewegung ablehnend, vor ihm her die Treppe hinunterstieg, von ihren Lippen die zu ihm zurückgewandte Aeußerung: Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Ihr Schicksal in meinen Händen ist, so wie die mit gleichmüthiger, ruhiger Festigkeit gesprochene Antwort: Thun Sie, was Sie für recht halten; aber ich darf nicht nachgeben.

Zwar schien er bei dem edlen Charakter der Gräfin und ihrem eigenen Interesse an seiner bürgerlichen Stellung sich einer ernstlichen Besorgniß in Hinsicht auf einen jemaligen Mißbrauch seines Geheimnisses durch sie zu seinem Nachtheile kaum hingeben zu können. Doch hatte er anderseits einen zu tiefen Blick in die dunkeln Elemente ihres Charakters gethan, als daß er sich dieser Besorgniß bei

der Aufregung, worin sie schied, ganz zu entschlagen vermocht und nicht vor der Möglichkeit zurückgeschaudert hätte, die Ergrimmte in der Verblendung ihres reizbar empfindlichen und zugleich, sobald sie gereizt war, harten und starren Sinnes, unter den Sporenstichen ihres beleidigten Stolzes zu einer That selbstvergessener Leidenschaft hingerissen zu sehen.

Doch dazu sollte es — Dank den besseren Mächten in der Brust der Gräfin — nicht kommen. Der selige Ausgang, auf den er gehofft hatte, sollte ihm schon hienieden zu Theil werden, wenn auch erst nach mühvollem Ringen. Jahrelang wechselten Begütigungen, die der vermittelnden Liebe Mariens gelangen, mit neuen, von Seite der Gräfin heftigen Entzweiungen. Die Entschiedenheit, die er sich vorgesetzt hatte, wurde noch mehr als einmal auf eine bedenkliche Probe gestellt. Aber mehr und mehr fand er in der himmlischen Quelle, die ihm entsprungen war, sowohl eine Quelle der Geduld mit den scheltenden Zornausbrüchen, den Charaktereckен und Schroffheiten, gegen die er anzugehen hatte, eine Quelle der Mäßigung und Gelassenheit, als des frischen Muthes zu unbeugsamem Standhalten.

Wohl fehlte es auch in diesen Tagen nicht an vorübergehenden Momenten der Verzagtheit und des

Trübsinnes. Doch ein Blick auf die Gattin, ein Blick nach oben genügte, ihn in solch böser Stunde wieder eines Andern und Frohern gewiß zu machen. Marie, der er sein Herz über das, was er in seiner Stellung zur Mutter für seine Mannes- und Christenpflicht halte, erschlossen hatte, stand ihm treu in seinen Mühen zur Seite. An seinem Beispiele, unter seinem Beirathe rankte sie sich selber zu einer freieren, nachhaltigeren Selbstständigkeit im Verhältnisse zur Mutter (eher unter Steigerung als Nachlaß in der zartesten, liebevollsten Rücksicht und Pflege, die sie derselben erwies) empor. Nicht mehr als die Ausnahme eines vorübergehenden, vielleicht ungeziemlichen Trotzes, während dessen die Gebundenheit des innersten Herzens blieb oder der doch bald wieder der gewohnten Regel einer bangen Schüchternheit wich, gab sich jenes freiere Walten, sondern als die stetige Frucht eines dauernden, sich fester und fester begründenden Zustandes kund; als der ruhige Daseinsausdruck einer Seele, welche des Maßes ihrer Pflichten wie der stillen Kraft ihres Wesens inne geworden und in diesem Innewerden erstarkt war.

Wir fühlen aus Besorgniß eines Mißverständnisses eine Art von Abneigung, eine verborgene Falte in den Gefühlen Mariens vor dem Leser aufzuschlagen,

deren Einblick wir diesem doch nicht gern vorenthalten möchten. Die unheimliche, verhängnißschwere Beziehung und Färbung ihres Ehebundes mit Dem, welcher ihr wie aus den widerstrebenden Händen eines finstern Geschickes zum Gatten überkommen war, wie viel an Kummer, an nur erst später völlig verwehendem Schauder darin auch für sie lag, wie gern sie ihren Ferdinand und sich von der bösen Erinnerung befreit gesehen hätte, übte doch zugleich einen gewissen dunkeln tragischen Reiz auf sie. Es würde uns leid thun, wenn man hierbei an jenes Bedürfniß nach scharfen pikanten Lebensreizen, das wir bei Gräfin Augusten haben kennen lernen, zurückdächte und nichts als ein so zweideutiges Gelüst darin wiederfände; obschon allerdings etwas von jener Krankheit der Zeit in der Empfindung Mariens anklingen mochte. Doch war es wohl mehr wie ein Spiegelabglanz jenes tragischen Pathos einer Elektra oder Merope, wozu die Fähigkeit und der Trieb in den Tiefen des Herzens der Mutter lauerte und von dem sich diese unter dazu geeigneten Umständen vielleicht bis zu tragischer Gewaltthat hätte aufstacheln lassen können. Ein Erbtheil und Absproß dieser mütterlichen Anlage war auf die sanftere Tochter übergegangen; freilich nur

wie ein Spiegelabglanz, ein dämmerndes Leuchten, das sich poetisch träumerischer und wirklichkeitsloser, ebendarum aber harmloser als jener bedrohliche Charakterzug in der Seele der Gräfin gestaltete. Auch bei Marien konnte dieses träumerische Pathos zuweilen activ werden. Wir haben etwas davon in der trotzigen Weigerung, den verwundeten Geliebten zu verlassen, zu der sie sich gegen die Mutter erhob, sowie früher in ihrem heroischen Aufschwunge zu Gunsten des getadelten Schill herausfühlen mögen. Doch haben wir in diesen beiden Handlungen (der Erhebung zu einem entschlossenen Nein und einer edlen begeisterten Schutznahme) zugleich wohl die äußersten Grenzen vor uns, bis zu denen sich für sie ein wirksamer, nicht bloß im Gebiete der Phantasie und des Traumes verharrender Antrieb zu einem irgend gewaltsamen Thun aus jenem Elemente ihres Wesens ergeben konnte. Auch die Art und Richtung, worin dieses Element in dem tragischen Reize, der von der Schuld des Gatten auf sie ausging, zur Aeußerung kam und auf ihr thätiges Verhalten einwirkte, läßt sich unter den Begriff einer liebevollen Schutznahme bringen. Jedenfalls fand hier die Einwirkung in einer Weise statt, die uns davor zurückscheuen macht, in welcher Hinsicht es auch sei, hier

an Rüge zu denken. Alles etwa Anstößige und Zweideutige in dem hier waltenden Reize läuterte, verklärte sich ja vollkommen dadurch, daß er ihr nur zum Anlasse des Entschlusses diente, durch die Kraft der Liebe und einen Einsatz unendlicher Hingebung das böse Verhängniß, wie es sich noch immer im Verhältnisse der Mutter zu Ferdinand geltend machte, zu besiegen und seinen verderblichen Einfluß durch ihren sanften, ausgleichenden, still heilenden Gegeneinfluß zu brechen.

Unter der milden und doch so gedeihlichen Förderung, die ihm ihr liebevoll vermittelnder Beistand gewährte, rang das ernste, männliche, geduldige Streben ihres Gatten von Jahr zu Jahre mit besserem Erfolge. Jener Geist, von welchem die Schrift sagt, daß er nicht ein Geist der Furcht, sondern der Zucht und der Kraft sei, kam immer stärker und ruhiger in seiner Seele zur Herrschaft. Leichter und heiterer, in sich selbst sicherer stand er von Jahre zu Jahre. In der letzten Zeit vor dem Tode der Gräfin war das Verhältniß zwischen ihr und ihm zu reinem dauerndem Wohlwollen und ungestörter Befriedigung durchgedrungen. Ihre Schroffheiten hatten sich auffällig, nicht bloß ihm gegenüber, gemildert; sie beeiferte sich, seinen Wünschen entgegenzukommen,

ihm bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer Achtung und Liebe zu geben. Auf ihrem Sterbebette, in der Nacht, in der sie starb, ließ sie ihn zu sich rufen und sagte mit tiefer Bewegung, indem sie seine einstmals beinahe ihrem Fluche geweihte Rechte mit leisem innigem Drucke in ihre schon erkaltende schloß, in Gegenwart der Tochter zu ihm, daß sie bei den Irrungen, die zwischen ihnen vorgefallen seien, immer im Unrechte gewesen, — und daß sie die Stunde segnen müsse, wo sie die Hand Mariens in die seine gelegt habe. Ja, mein geliebter Sohn, sprach sie mit sterbenden Lippen, der Segen einer dankbaren Mutter — — einer durch dich geläuterten Seele — ruhe über jener Stunde — und dir!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uechtritz, Friedrich <<von>>,

Der Bruder der Braut oder Sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne Ein Roman von Friedrich von Uechtritz

Bd.: 3

Stuttgart 1860

P.o.germ. 1960 d-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127900-1